

The background features a light grey field with several large, overlapping yellow shapes. These shapes are defined by thin black outlines that resemble a stylized map of a region, possibly North Rhine-Westphalia (NRW). The overall aesthetic is modern and graphic.

stadt.land.text

**10 literarische
Perspektiven
auf NRW**

stadt.land.text

**10 literarische
Perspektiven
auf NRW**

„In welcher Richtung liegt Berlin?“, frage ich beim Anblick eines runden Kompasses auf einem Stück Holz unter einem Stein aus der alten Kirche, also versuchen wir, es herauszufinden.
„Alle Städte können überall liegen, der Kompass formt die Welt um“, lacht Dietmar.

(Aus: Rabab Haidar, *Unerwartete Schönheit*)

Liebe Leserinnen und Leser,

Nordrhein-Westfalen ist ein Land der Vielfalt und der vielfältigen Regionen. In welche Richtung auch immer der Kompass zeigt – er weist den Weg in ein dichtes Geflecht aus urbanen Zentren und Metropolen, suburbanen Gebieten und ländlichen Räumen. Ob ortsfremd oder verwurzelt – wer sich in Nordrhein-Westfalen auf Reisen begibt, hat die Chance auf immer neue Entdeckungen und unerwartete Begegnungen.

Ich versuche Jan zu erklären, wie die Marktplatte einmal aussah, aber es gelingt mir nicht. Ich erkenne nicht einmal mehr das, was einmal war, es ist so oft überbaut worden, dass ich das Alte vom Neuen nicht unterscheiden kann.

(Aus: Stefanie de Velasco, *Sankt Traurigustin*)

Der Blick auf ein einst Vertrautes, wie ihn Stefanie de Velasco schildert, ist dabei eher die Ausnahme. Denn die Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die in dem landesweiten Projekt auf literarische Feldforschungsreise gehen, sind in der Regel ortsfremd. Vier Monate lang leben und arbeiten sie in einer der zehn Kulturregionen, begegnen den dort lebenden Menschen, erkunden die Region und halten ihre Eindrücke und Entdeckungen literarisch fest. In der diesjährigen dritten Ausgabe waren erstmals auch Autorinnen und Autoren eingeladen, die nicht in deutscher Sprache schreiben.

In ihren Texten – in der Originalfassung wie in der deutschen Übersetzung – haben sich die Regionsschreiberinnen und -schreiber mit Phänomenen und Themen auseinandergesetzt, die die Regionen umtreiben, die uns umtreiben. Dabei sind sie ganz verschiedenen Aspekten nachgegangen: gesellschaftlichen Blasen, nachhaltigem Erzählen, dem ganz alltäglichen Leben, multimedialem Arbeiten, der eigenen Geschichte, aber auch der Frage, was es für das eigene Schreiben bedeutet, wenn in der Heimat Krieg herrscht.

Jedes einzelne Projekt nimmt uns mit auf eine literarische Entdeckungsreise durch Nordrhein-Westfalen und lädt dazu ein, den eigenen Kompass auch einmal auf einen weißen Fleck auf der Landkarte auszurichten. Denn indem die Autorinnen und Autoren ihren Kompass auf das ihnen Unbekannte ausrichten, formen sie in ihren Texten neue Bilder, die unseren Blick auf die zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens erweitern, verändern und uns zu Perspektivwechseln inspirieren.

Ina Brandes

*Ministerin für Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen*

Grußwort	2
Ina Brandes Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen	
Editorial	8
Kadir Özdemir – Region Aachen	12
Sommer	15
<i>Gurbet</i> – Rehmplatz	17
unzivilisiert	21
Ulrike Anna Bleier – Bergisches Land	24
In einer Diktatur ist dein Kopf nie frei	27
Am schwärzesten Fluss der Welt	30
Das Ganze in der Welt Unterschiedliche	34
Vergangenheit ist ein fremdes Land	37
Der Arbeitsvorbereiter	39
Weiß die Buche, dass sie sterben wird?	41
Vom Leben und vom Sterben	44
Ich möchte mich nicht vergessen	47

Dorian Steinhoff – Hellweg	50
Früh übt sich die Schlawinerin	53
Im Vereinsheim	53
Grün	54
Tentakel	54
Im Ländeanflug	55
Geburtstagsblüte	57
Als es knallte	57
Mit.J	58
Neïtah Janzing – Münsterland	64
L'éolienne / Das Windrad	67
Nos sangs / Blut(en)	70 / 71
Mers maraichères / Feldmeere	77
Printemps / Frühling	78
St-Joseph de / St. Joseph von	81
Álvaro Parrilla Álvarez – Niederrhein	82
El Castillo / Das Schloss	85
Desaparecer / Verschwinden	92 / 93
Krefeld	100 / 101
La Llegada / Die Ankunft	102 / 103
Apuntes para continuar una búsqueda de ida y vuelta (o cómo volver al sur) / Notizen für eine Suche hin und retour (oder wie man in den Süden zurückkehrt)	110 / 111

Inhalt

Tobias Schulenburg – Ostwestfalen-Lippe 120

Heepen	123
Kraft der Positivität	124
Wie Inseln in der Nacht	125
Gütig	127
Die Angst verläuft durch einen	128
Die Frage nach der Sorge taucht auf I	129
Die Sternzeichen an den Sternzeichenhäusern leuchten bei Nacht	130
Prophetien I	131
Nur Zeit hast du genug	132
Die Frage nach der Sorge taucht auf II	133
Die Frage nach der Sorge taucht auf III	138
Rund um Hedem	139
Prophetien II	143
Wem gehört die Zeit?	143
Prophetien III	147
Gewitter	148

Stefanie de Velasco – Rheinschiene 152

Atze	155
Sankt Traurigustin	157
Tutzi / Tauben	160

Inhalt

Rabab Haidar – Ruhrgebiet 164

A Professional PTSD / Vollzeit- posttraumatische-Belastungsstörung	167
Taking Sides 2 – Keeping Up with the Earthlings / Stellung beziehen II – Keeping Up with the Earthlings	174 / 175

Tanja Maljartschuk – Sauerland 182

1. Розмови з Вольфгангом / 1. Gespräche mit Wolfgang	185
2. Шпигуни / 2. Spione	192 / 193
3. Цілюща вода / 3. Heilwasser	194 / 195

Tobias Siebert – Südwestfalen 198

So hell, so wunderbar hell	201
Hinterlassenschaften	205

Impressionen 210

Projekt 218

Impressum 219

Liebe Leser*innen,

vier Monate in einer neuen Umgebung leben und arbeiten: Da bleibt genug Zeit, sich einzufinden, Erwartungen und Vorurteile zu prüfen und über Börd zu werfen, geplante Vorhaben in die Tat umzusetzen und wieder umzustricken, Spuren zu suchen, neue Menschen kennenzulernen und täglich zu grüßen, sich einen Alltag einzurichten, Gewohnheiten zu entwickeln. Genug Zeit, um zu schreiben, um womöglich temporär Teil dieser Region zu werden – was immer das heißen mag.

Die diesjährigen Regionsschreiber*innen des literarischen Residenzprogramms *stadt.land.text* NRW haben sich auf dieses Vorhaben eingelassen. Von März bis Juni 2022 lebten sie jeweils in einer der zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens und setzten ihre Projektideen um. In ihrer Themenfindung waren sie frei. Einzige Bedingung dieser dritten Ausschreibung: sich literarisch-künstlerisch mit der jeweiligen Region auseinanderzusetzen.

So ging **Kadir Özdemir** mit seinem Projekt *Bubbles* in der **Region Aachen** den Fragen nach, was uns in urbanen und ländlichen Räumen zusammenhält und trennt, und wer überhaupt dieses „Uns“ ist. Warum arbeiten wir, was wir arbeiten? Darüber schrieb **Ulrike Anna Bleier** ausgehend von ihren Wanderungen und Gesprächen mit interessierten Weggefährt*innen auf der *Straße der Arbeit* im **Bergischen Land**. **Dorian Steinhoff** wiederum wählte das Rennrad als Fortbewegungsmittel

und erscrieb auf der Outdoor-Plattform Komoot ein literarisches Streckennetz durch die Kulturregion **Hellweg**. Mit selbstgeschöpftem Papier und analogen Fotografien gestaltete, literarische *Postkarten aus dem Münsterland* verschickte **Neïtah Janzing** an ihr unbekannte Personen. **Odile Kennel** übersetzte diese Gedichte, Briefe und Prosa aus dem Quebecer Französisch ins Deutsche.

Álvaro Parrilla Álvarez widmete sich ebenfalls dem Unbekannten; namentlich seinem Großonkel Manolo und den lückenhaften Koordinaten seines Lebens als Gastarbeiter am **Niederrhein**. Diese Texte einer Suche unter dem Titel *Zwei Andalusier im Wilden Westen* übertrug **Freyja Melsted** aus dem Spanischen ins Deutsche. **Tobias Schulenburg** spürte in Lyrik und Fotografie dem Alltag nach und reflektierte in Begegnungen und Erlebnissen sein Residieren in **Ostwestfalen-Lippe**: *Ich kannte niemanden und alle waren nett* – so der einladende Titel seines Projekts. **Stefanie de Velasco** hingegen kehrte an Orte zurück, die sie aus ihrer Kindheit und Jugend kennt: Als Residentin an der **Rheinschiene** suchte sie nach Konzepten für nachhaltiges Erzählen.

Im **Ruhrgebiet** verwirklichte **Rabab Haidar** ein literarisches *Barfußlaufen in kleinen Gärten* und setzte sich mit dem menschlichen Ego, aber auch mit den eigenen Traumata und Vorurteilen auseinander; **Freyja Melsted** übersetzte die Texte aus dem Englischen. Für **Tanja**

Maljartschuk wiederum verlief die Residenz im Sauerland völlig anders als geplant: In ihren *Notizen zu einem Stipendium mit Hindernissen* erzählt sie vom Schreiben angesichts des Kriegs in der Ukraine, verzahnt mit ihrer historischen Recherche über osteuropäische Zwangsarbeiter*innen in NRW, aus dem Ukrainischen übersetzt von **Claudia Dathe**. Ob und welche Räume Jugendliche in ländlichen Regionen finden, diese Frage beschäftigte **Tobias Siebert** in seinen Kurzgeschichten aus **Südwestfalen**.

Dieser thematischen, künstlerischen und sprachlichen Vielfalt zollt die vorliegende Anthologie in Form und Länge Tribut: In zehn Kapiteln finden Sie ausgewählte Arbeiten aller Autor*innen – auf Deutsch, aber auch Französisch, Spanisch, Englisch und Ukrainisch. Als „Impressionen“ versammeln sich einige Fotos der zahlreichen Lesungen und Exkursionen in ganz NRW und illustrieren, was *stadt.land.text* NRW von anderen Residenzprogrammen unterscheidet: die enge Verbindung der Autor*innen in die zehn Kulturregionen hinein, der intensive Austausch mit den Menschen vor Ort.

Gedankt sei an dieser Stelle deshalb vor allem den Regionsschreiber*innen für ihren Mut zum Experiment und den Übersetzerinnen für das Bauen sprachlicher Brücken. Durch ihre Arbeit erschrieben sie neue, unerwartete und vielstimmige Perspektiven auf Nordrhein-Westfalen. Dank gilt auch den Mitarbeiter*innen der zehn Kulturregionen

NRWs, die mit ihrer Regionalkennntnis die Autor*innen bei der Projektumsetzung maßgeblich unterstützten und *stadt.land.text* NRW als dezentrales Residenzprojekt überhaupt möglich machen. Nicht zu vergessen die zahlreichen Kooperationspartner*innen, die uns bei Exkursionen und Lesungen willkommen hießen und unterstützten. Das Ministerium für Kultur und Wissenschaft NRW fördert *stadt.land.text* zum dritten Mal im Rahmen des RKP – Regionales Kultur Programm NRW und unterstützt damit erneut die Qualität und Vielfalt künstlerischer Produktion in den Regionen Nordrhein-Westfalens – herzlichen Dank!

Wenn Sie bei der Lektüre der folgenden Seiten der große Lesehunger packt, so können Sie ihn übrigens auf dem Blog www.stadt-land-text.de stillen. Am Ende jedes Kapitels finden Sie QR-Codes, die Sie zu allen Texten führen, die während der Residenz 2022 entstanden sind.

Und nun wünschen wir Ihnen eine spannende literarische Reise durch die zehn Kulturregionen NRWs!

Simone Schiffer Projektleiterin
Maren Plottke Projektassistentin
Kulturregion Münsterland

und die Mitglieder der Projekt-AG:
Maïke Beier, Susanne Boecking, Katharina Ellerbrock, Dr. Ingrid Misterek-Plagge, Andre Sebastian, Meike Utke

10 Regionen – Autor*innen



Zwei Jugendliche,
die nicht wissen, was
sie tun, die nicht
wissen, wie sie es tun
sollen, sie wissen
nur, dass sie auf
irgendeine magische
Weise zueinander-
finden wollen, und die
sich fragen, wie viel
Risiko ihre jungen
Körper tragen können.
Wie viel Scham sie
überwinden müssen.
Wie sie es schaffen, zu
zeigen, was bisher
in diesem Freibad, in
diesem Dorf, im
nächsten Dorf, im
übernächsten Dorf
unsichtbar ist.



Kadir Özdemir (*1977) studierte Neuere Geschichte und Soziologie und arbeitet an der Schnittstelle von LGBTIQ* und Migration. Er hat in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht und schreibt regelmäßig Kolumnen. Als Schauspieler und Performer gründete er die Theatergruppe *Die Migrationserb:innen*, ein Kollektiv aus Schauspielenden mit Flucht- und Migrationserfahrung. Kadir Özdemir ist Preisträger des CLINCH FESTIVAL AWARDS 2021 und Stipendiat bei *Occupy Kultur! Mentoringprogramm für neue Perspektiven im Kulturbereich*. Mit seinem Projekt *Bubbles* ging er in der Kulturregion Aachen den Fragen nach: Was hält uns zusammen und was trennt uns in urbanen und ländlichen Räumen? Und wer ist überhaupt „uns“? Dabei stellt er die Region in seinen Essays und Kurzgeschichten mal als Arena der Interessenkonkurrenz, mal als Mosaik von Lebensentwürfen dar.

Bubbles

Sommer

Baum, Kuh, mehr Bäume, mehr Kühe.
Freibad in der Nachbargemeinde.
Die ganze Kindheit und Jugend im Freibad.
Immer mit Kalle, dem Bademeister, der
seit Finns Seepferdchen zum Inventar des
Freibads gehört, dem vielleicht das ganze
Freibad gehört. Ohne Kalle kein Freibad.
Lang lebe Kalle. Kalle sitzt den ganzen
Tag in einer viel zu kurzen Badehose, halb
von der Plauze verdeckt, auf einem
weißen Plastikstuhl. Ertrinken im Freibad
ist keine gute Idee. Kalle ist nicht motiviert
genug, um sich hochzurappeln und
irgendwen zu retten.

An einem drückend heißen Junitag:
Unbekannte Augenpaare mustern Finn,
schauen zuerst scheinbar zufällig, dann
direkt, Blicke, die brennen, Finn weiß

Der ganze Sommer wird für ihn nach diesem Jungen riechen.

augenblicklich, er erlebt etwas Unglaubliches,
etwas, das ihn sprachlos macht,
sein Herz berührt, zum Rasen bringt,
spürt im Inneren, dass diese Momente

etwas in seinem ganzen Leben verändern
könnten. Ihre Blicke verfolgen einander,
legen Anstandspausen ein, finden sich
wieder, verschmelzen für einen kurzen
Herzschlag lang zu einer in sich ruhenden,
stillen Einheit zweier sich völlig Fremder.
An der Eisdielen steht er neben Finn.
Finn kann seine Haut riechen. Der ganze
Sommer wird für ihn nach diesem Jungen
riechen. Beiläufig berühren die Schultern,
die Arme des Unbekannten Finns Arme,
Finns Schulter. Brücken entstehen, die im
nächsten Moment zerrissen werden.
Zwei Jugendliche, die nicht wissen, was sie
tun, die nicht wissen, wie sie es tun sollen,
sie wissen nur, dass sie auf irgendeine
magische Weise zueinanderfinden wollen,
und die sich fragen, wie viel Risiko ihre
jungen Körper tragen können. Wie viel
Scham sie überwinden müssen. Wie sie es
schaffen, zu zeigen, was bisher in diesem
Freibad, in diesem Dorf, im nächsten Dorf,
im übernächsten Dorf unsichtbar ist.

Finns Kopf dreht sich. Schaut jemand
sie an, fallen sie auf? Denkt sich jemand
etwas? Kennt jemand ihn? Dumme Frage,
alle kennen sich. Kalle ist mit seinem Vater
im Tischtennis-Verein. Aber dieser Junge

ist neu, den kennt niemand. Vielleicht ist er deshalb mutig, schaut deshalb herausfordernd, als gäbe es nichts zu verlieren. Finn möchte ihm sagen, wie schön seine blauen Augen sind, wie Sapphire möchte er noch sagen. Sind Sapphire blau, fragt er sich, egal. Wollen wir was machen, möchte Finn fragen. Was genau, weiß er nicht, vielleicht einfach zusammen abhängen. Er würde gern mit ihm zu Fuß die sechs Kilometer zu seinem Elternhaus gehen, ihm sein Zimmer zeigen, mit ihm abends den Sonnenuntergang anschauen, im Blau seines Zimmers bis zum ersten Sonnenschein Geschichten aus seinem Leben erzählen. Aber schon ist die Gelegenheit vorbei. Das Eis ist bestellt, der Junge entfernt sich, dreht sich noch einmal um, schaut Finn an. Finn aber geht zu seinen Sachen, packt sie ein und verlässt das Freibad, ignoriert Kalles Gruß an den Papa, läuft den Feldweg entlang, beginnt zu rennen, bis er atemlos und mit Seitenstechen stehen bleibt. Er möchte aufschreiben, fühlt sich wie ein Feigling, wünscht sich zurückzugehen, wünscht sich, der Junge wäre noch da, wünscht sich, er wäre nicht mehr da, wünscht sich, er wäre ihm nie begegnet, wünscht sich, er würde ihn gleich im nächsten Augenblick wiedersehen. Vielleicht hat der Junge gesehen, wie Finn hastig aufbrach, vielleicht ist er ihm hinterhergegangen, vielleicht, wenn Finn wartet, würde er ihn einholen.

Finn wartet tatsächlich eine Weile, bis er dann seinen Weg fortsetzt. Diesen Nachmittag werde ich niemals

vergessen, schreibt er in sein Tagebuch, traut sich keine Einzelheiten, auch wenn es sein Tagebuch ist. Die Mama ist schon sehr respektvoll, aber auch schon sehr neugierig. An diesem Nachmittag erblüht etwas in Finn, etwas Filigranes, das leicht kaputtgehen kann. Finn möchte alle Einzelheiten in Sekunden aufgeteilt in seinem Herzen aufzeichnen, damit er alles wieder und wieder abspielen kann. Denn da draußen gab es keine Spuren. Das Freibad schrieb ihre Geschichte mit unsichtbarer Tinte.

Gurbet – Rehmplatz

Sie saß seit einer Stunde regungslos auf einer Bank auf dem Rehmplatz. Ihre Blicke streiften über die lachenden Kinder auf der Spielfläche in der Mitte des Platzes, glitten zu den Obdachlosen, die ebenfalls seit einer Stunde auf einer Bank saßen und sich angeregt unterhielten. Sie kannte nicht ihre Namen, aber ihre Gesichter. Sie blickte auf ihre dünne Armbanduhr aus Gelbgold: kurz vor eins, Freitag. Zu ihrer Linken bildete sich schon eine Schlange, die zur Moschee am Rehmplatz führte. Ein älterer Mann mit schneeweißem Haar ging zwischen den Wartenden entlang, legte orange-rote Kegel in einem Abstand von einem Meter fünfzig aus. Immer wieder wies er die Wartenden an, auf die Abstände zu achten. Früher hätte auch ihr Mann in dieser Schlange gestanden.

Sie lebte nun seit fast zwei Jahren allein in ihrer Wohnung: zwei Zimmer, ein zweckmäßiges Bad mit einer Astronautendusche, eine kleine Küche mit Kochnische und Esstisch. Auf diesen wenigen Quadratmetern hatte sie mit ihrem Mann und zwei Kindern gelebt. Und manchmal waren vier, fünf, sechs Gäste dazugekommen. Bei ihrem Mann wusste sie nie, wen er im Schlepptau haben würde. Ausländische Studenten, Geflüchtete oder Reisende wurden häufig zu Übernachtungsgästen. Dann wurden die Yorgans auf allen freien Flächen im Flur und in der Küche ausgerollt. Yorgans in leuchtend blauen und roten Stoffen,

die sie als Aussteuer von ihrer Mutter bekommen hatte, die sie von Umzug zu Umzug ein Leben lang begleitet hatten. Trotz der vielen Gäste kam ihr ihr Heim nie zu eng vor. Eine Wohnung ist so groß oder klein wie das Herz.

Von ihrer Parkbank aus konnte sie auf die beiden Fenster ihrer Wohnung blicken. Beide Fensterbänke waren voll mit Blumen; rote Blattkakteen, Begonien, Alpenveilchen, die früher auf so vielen Fensterbänken standen und heute als altbackene Oma-Pflanzen mild belächelt werden. Statt in Blumentöpfen steckten die Pflanzen in großen YAYLA-Yoğurt-Eimern und rot-schwarzen Tomatenmarkdosen. Bis heute wurden viele Gegenstände, die sie vom Einkauf mit nach Hause brachte, mehrere Male umfunktioniert. Ihre Gewürze, ihre getrockneten Kräuter, ihr selbstgemachtes Tarhana-Pulver bewahrte sie in Marmeladengläsern auf. Jedes unflickbar gewordene Hemd lebte eine Zeitlang noch als Putzlappen weiter.

Ihr Mann hatte manchmal mit sanftem Unverständnis den Kopf geschüttelt: *Lass mich doch wenigstens meine Unterhosen wegwerfen!* Aber insgeheim war er froh, dass sie war, wie sie war. Denn das Geld hatte zwar gereicht, aber lag nie locker. Er hatte das täglich Brot aus dem Fels gehauen. Fünf Tage in der Woche versank er im Bauch der Erde. Er sprach nicht viel über seine Arbeit und hatte nur einmal erzählt, wie er während der stillen Fahrt im Förderkorb mit verschlossenen Augen

die Sekunden zählte, das Anknipsen der Grubenlampen, das Rasseln des Gitters hörte, den steigenden Druck auf den Ohren fühlte. Mit etwa hundert Kollegen kam er gleichzeitig in der Grube an. Hier wurden sie umgeladen an kilometerweit entfernte Arbeitsplätze, vorbei an großen Wasserbehältern, die bei einer Explosion umfallen und einen Wasser-schleier sprühen sollten. Am Ziel, da, wo die Kohle abgebaut wurde, war die Luft dünn, warm und feucht. Sein Arbeitsleben lang verbrachte er seine Tage ohne natürliches Licht. Nach seiner Schicht ging er erschöpft durch das Bergwerk zurück, seine Haut eingetaucht in schwarzen, schmierigen Kohlestaub. Sein Husten kündigte hn bereits im Treppenhaus an. Während er seine Schuhe auszog, reichte sie ihm ein Glas kaltes Wasser. *Su gibi aziz ol*, sagte er stets, *sei geheiligt wie das Wasser*. Er lächelte sie an und die Müdigkeit fiel von ihm ab.

Ob ihm seine Arbeit Spaß gemacht hat? Spaß war nie der Maßstab gewesen. Den Kopf über Wasser halten, durchhalten, die Rente und dann zurück in das Dorf seiner Kindheit, das Elternhaus renovieren, Aprikosenbäume anpflanzen, vielleicht ein paar Hühner halten. Den Lebensabend in Frieden erleben. Die Nacht brach vor dem Abend ein. Kurz vor der Rente die Diagnose, schneller Zerfall, stummer Abschied. Die Stille danach, die nicht mehr übertönen konnte, dass es keine Hoffnung gab, kein Warten auf ein Leben, das anders werden würde, dass der Traum vorbei war. *Innā li-llāhi wa*

inna ilayhi rāji'ūn. Wir gehören zu Gott und zu Gott kehren wir zurück.

Ihre Kinder teilten ihre Trauer, ahnten aber nichts von ihren Untiefen. Die Kinder hatten sie lange vor ihrem Mann verlassen, waren ausgezogen in ein Leben, in dem sie keine Tomatenmarkdosen bepflanzten, keine Marmeladengläser gründlich abwaschen und aufbewahren mussten. Gewürze gab es bei ihnen aus Edelstahlmühlen, die Pflanzentöpfe passten zu den Möbeln in ihren Wohnungen, die aussahen, als wären sie einer Seite in einem Einrichtungskatalog entsprungen. Wenn sie zu Besuch im Elternhaus waren, betrachteten sie die Einrichtung und es schwang in ihren Blicken der Unglaube darüber mit, wie sie es von hier in ihre jetzigen Verhältnisse geschafft hatten.

Die Kinder hatten sich Deutschland mit Haut und Haar verschrieben, aber hatte sich auch Deutschland ihrer mit Haut und Haar angenommen? Sie erinnerte sich, wie ihre Kinder zum ersten Mal Scham für die kleine Wohnung entwickelt hatten, Scham für die Pausenbrote in Alufolie und für die Frau, die diese Brote schmierte. Eine Frau, die stets unauffällige Kleider trug, keine Kosmetika nutzte, die einen Akzent hatte und vor allen Dingen ein Kopftuch trug, das sie als Mensch unsichtbar machte. Ihr Tuch hatte für die Öffentlichkeit in Deutschland jahrzehntelang keine Bedeutung, bis ein Massenblatt entschied, dass es eine Bedeutung hatte – und alle zogen mit. Fremde Menschen schauten sie an,

redeten in ihrer Hörweite über sie, als würde sie ihre Sprache nicht verstehen. Das war einmal, sie verstand alles. Schmerzlich alles. *Kaplumbağa kabuğundan çıkmış, kabuğunu beğenmemiş*, pflegte ihr Mann zu sagen. Und doch war er stolz auf seine Kinder, die in den Metropolen Deutschlands arbeiteten und gelegentlich mit mannhohen Rucksäcken auf dem Buckel in fernen Ländern nach ihrem wahren Selbst suchten.

Wenn die Kinder zu Besuch kamen, kochte sie ihnen ihre früheren Leibgerichte, packte ihnen noch Essen für die nächsten Tage ein. Sie nahmen es mit.

schiefiging, ihre Angst vor den Nachbarn, Kollegen, Vorgesetzten, ihre Angst nach Solingen und Mölln tief in der Magen-grube eingeschlossen. Sie hofften, dass ihre Kinder es besser haben würden, in Sicherheit und Würde, ungebrochen leben könnten. Wozu sonst wäre ein ganzes Leben in *gurbet* gut gewesen?

Sie schaute ihre faltigen Hände an, die roten Kreise aus Henna in den Handflächen. Sie erinnerte sich, dass sie oft weinen wollte, einfach so weinen, aber es nie gekonnt hatte. *Wenigstens in kurzen Zügen hätte ich gern geweint*, dachte sie. *Es gibt niemanden, dem ich das sagen könnte, dass ich allein bin*,

Sie erinnerte sich, wie ihre Kinder zum ersten Mal Scham für die kleine Wohnung entwickelt hatten, Scham für die Pausenbrote in Alufolie und für die Frau, die diese Brote schmierte.

Ob sie es auch aßen, wusste sie nicht.

Zwischen der Scham ihrer Kinder und den alltäglichen Spaghettifresser-, Kümmeltürke-, Terrorist- und Ausländer-raus!-Graffiti an Kinderspielplätzen und an der Tür ihres Hauses hatte sich eine Blase aufgetan, in der sie und ihr Mann zerrieben wurden. Sie hatten ihre Angst, immer die Anderen zu sein, immer als der weiße Hase aus dem Zylinder gezogen zu werden, wenn etwas im Land

alleingelassen wurde, aber es ist gut, das zu wissen – für mich selbst. Einsame ältere Menschen, die sich weigerten, in Seniorenheimen zu verschwinden, waren eine Belastung. Sie las es in den Gesichtern ihrer Kinder, das stille Abwägen untereinander, wen wohl die Bürde erwischen würde.

In eine weiße Stille gehüllt lag sie nach dem Tod ihres Mannes, ihres Weggefährten, wochenlang im Bett und

Ihr Blick fiel auf den handschriftlichen Namen auf ihrem Klingelschild. Sie dachte kurz daran, das kleine Blatt hinter der Folie rauszuziehen. Ganz unsichtbar zu werden.

starrte an die Decke. Eines Morgens schloss sie die Augen weit auf und fühlte, wie sie von einer Kraft wie eine Taucherin aus der Meerestiefe nach oben getrieben wurde. Ihr Mann wollte bei seinen Kindern bleiben, auch im Tod. Er hatte wohl geahnt, dass sie ihn schwerlich besuchen kommen würden, wenn er in sein Dorf überführt würde. So lag er auf dem Friedhof Hüls im muslimischen Bereich. Zu sagen, er ruhe in Frieden, fiel ihr schwer. Die muslimischen Gräber wurden immer wieder geschändet, so auch auf diesem Friedhof. Jedes Mal, wenn sie sein Grab besuchte, machte sie sich darauf gefasst, dass sein Grabstein mit Hass beschmiert sein konnte. Sie starrte auf die Mariensäule in der Mitte des Rehmplatzes. *Meryem Ana, weißt du, was wollen sie noch von uns?* Niemand schien ihre Generation hier haben zu wollen. Sie, die alten Arbeiter mit ihren alten kopftuchtragenden Frauen waren Auslaufmodelle, passten nicht in das Selbstbild dieses Landes. Je nach Bundespräsidenten gehörten sie dazu, dann nicht und doch wieder oder so halb.

Ihr Hiersein hing von Wahl zu Wahl von Regierungskoalitionen ab. Aber ein Grundton blieb. Sie sollten endlich verschwinden, Platz machen für die neuen Anderen, verdaulicher, aber dennoch Ausländer*innen.

Sie rappelte sich hoch und massierte sich die Waden. Ihre Beine schliefen in letzter Zeit schnell ein. Sie lief die wenigen Meter zu ihrer Wohnung zurück – zumindest einmal am Tag das Haus verlassen, frische Luft schnappen, das sei wichtig, hatten ihr die Kinder gesagt. An der Haustür lehnte sie sich einige Sekunden gegen den Türrahmen. Ihr Kopf war unerträglich schwer; ein Druck beschwerte ihren Herzschlag. Ihr Blick fiel auf den handschriftlichen Namen auf ihrem Klingelschild. Sie dachte kurz daran, das kleine Blatt hinter der Folie rauszuziehen. Ganz unsichtbar zu werden. *Du bist eine trübsinnige alte Frau geworden*, sagte sie zu sich selbst.

Sie schloss die Augen, holte tief Luft. Atmete ein und aus. erinnerte sich an den Duft ihres Mannes, sein Rasierwasser, Eigenmarke eines Supermarkts, vermischt mit der Wärme seiner Haut. Wenn sie ihren Kopf an seiner Schulter barg, selbst in der Erinnerung, war die Welt wieder in Ordnung. Sie würde durchhalten, den Kopf über Wasser halten, so lange es ging.

unzivilisiert

Ich laufe seit einer Woche ohne genaues Ziel durch die Straßen Aachens, entdecke uralte Bäume, Brunnen, Monumente, Häuser, liebevolle Details an diesen Häusern, kunstvolle Türen und Türgriffe. Ich hänge meinen Gedanken nach und doch werde ich immer wieder durch Gesprächsfetzen der Vorbeigehenden in das Hier und Jetzt geholt.

„Der Russe hat seinen Stolz“, ruft einer in sein Handy und schüttelt sich eine Zigarette aus der Schachtel. Ich bleibe stehen und möchte ungehörigerweise auch den nächsten Satz hören. „Wir Deutschen machen diesen Krieg zu unserem!“, ruft er. Ich gehe weiter. Den dritten Satz möchte ich nicht hören.

Zum Glück spricht er nicht im Namen aller Aachener*innen, ich sehe überall die ukrainische Flagge in den Fenstern von Privatwohnungen und Institutionen. Solidarität ist das Gebot der Stunde. Aber dieser Krieg ist anders. Es geht um mehr als Solidarität mit einem Land, das ohne UN-Mandat von einer Supermacht überfallen wird, dessen Bewohner*innen sich mit Regenwasser Suppe kochen müssen, wie in dem völlig zerstörten und von Strom- und Wasserversorgung abgeschnittenen Mariupol.

Die Stimmung ist heute anders als während des Kriegs in Afghanistan, einem Land, das bereits in den 70er-Jahren zum Spielball zwischen der damaligen Sowjetunion und den USA wurde. Damals im Kalten Krieg und dann wieder, als 9/11 zum Anlass genommen wurde, erneut Krieg und Elend über ein ohnehin geschundenes

Volk zu bringen, und das obwohl keine einzige Person, die an dem Anschlag beteiligt war, afghanischer Herkunft gewesen war.

Meine Stimmung ist gedämpft, ich gehe nach Hause. Nach Hause heißt in diesem Fall in ein Hotelzimmer, in dem ich seit einigen Tagen wohne, bis meine Künstlerwohnung frei wird. Nur wenige Tage in dem Zimmer und doch ist es erstmal ein kleines Zuhause, wo ich mich zurückziehen, ausziehen, ausruhen, mit neuem Mut wappnen und in die Welt hinaustreten kann.

Im Bad überlege ich, ob ich meinen Bart stutzen soll. Während ich dastehe und mein Spiegelbild stumm anschau, bricht vielleicht jemandem im Nebenzimmer das Herz, ein Zimmer weiter kommt der langersehnte Heiratsantrag oder der Moment, an dem man seinen Job nicht länger aushält und alles hinschmeißt. Es kommt mir so profan und falsch vor, mich jetzt um meinen Bart zu kümmern, und genauso falsch fühlt es sich an, es nicht zu tun.

Ich erinnere mich, wie zum ersten Mal seit Ende des Zweiten Weltkriegs wieder in Europa Krieg geführt wurde, nicht erst seit zwei Wochen, sondern schon in den 90er-Jahren. Damals rüttelte ein feministisches Fernsehmagazin, *ML Mona Lisa*, die deutsche Öffentlichkeit richtig auf und wies auf das ungeheure Leid der Bosniak*innen in den serbischen Konzentrationslagern hin. So nah dran, aber irgendwie auch fern genug, als dass sich jemand den seit 1945 ersten Krieg

im Herzen Europas vor Augen führen hätte wollen. Ich erinnere mich an die Zeit, die ich vor einigen Jahren in Sarajevo verbracht hatte. Die Einschusslöcher in den Häusern erweckten den Eindruck, als wären eben erst Truppen durch die Straßen gestürmt. Ich erinnere mich auch, dass mir von einer Theatergruppe erzählt wurde, die in der zweijährigen Belagerungszeit der Stadt, die langsam ausgehungert wurde, ein Theaterstück aufführte, *Warten auf Godot*. Und die Leute gingen hin und erfreuten sich an dem Stück, vergaßen für wenige Stunden die Gefahr, jederzeit von den Mörsergranaten der vielen Schützen getroffen werden zu können. *Warten auf Godot* hieß auch: Warten auf Hilfe. Und nicht die Art von Hilfe, wie sie die internationale Luftbrücke unter der Führung der USA über der Stadt abwarf, die Restbestände an Konservendosen aus dem Koreakrieg, vergammeltes Schweinefleisch für die vorwiegend muslimische Stadtbevölkerung. Jene Hilfe, die sich die Menschen in einem Krieg im Herzen von Europa gewünscht hatten, kam nicht.

Mein Herz ist mit den Menschen in der Ukraine, die auf der Flucht sind. Und ich bin froh, dass scheinbar die EU aus den Verbrechen an den Bosnier*innen gelernt hat. Jetzt schnell und solidarisch reagiert. Das Leben der Ukrainer*innen stand innerhalb weniger Tage auf dem Kopf und sie fanden sich auf den Bildschirmen der Welt wieder. Es ist selten etwas Gutes, wenn weltweit über eine Sache berichtet wird.

Mein Herz ist auch mit jenen, denen das Recht auf Flucht, das Recht, unversehrt zu leben, verwehrt wird, an der

ukrainisch-polnischen Grenze, jenen Menschen, die scheinbar die falsche Hautfarbe haben oder die falsche Religion. Europäische Werte, die in den letzten Wochen so häufig beschworen wurden, werden zur Parodie, wenn universelle Menschenrechte an die Hautfarbe Weiß oder an die Religionszugehörigkeit christlich gekoppelt werden. Prominente Politiker*innen aus etlichen europäischen Ländern betonten in den letzten Tagen: Sie sehen aus wie wir, das sind Christen, sie sind zivilisiert, es sind blonde Kinder, die weinen. Es sind blonde Kinder, die weinen. Das darf nicht geschehen. Und das Weinen und das Sterben von Kindern mit brauner oder schwarzer Hautfarbe?

Mein Herz ist bei allen, die in Polen, Tschechien, Ungarn ihre Türen, Arme und Herzen weit öffnen und die ukrainischen Geflüchteten aufnehmen, ihnen Sicherheit bieten und vielleicht vorübergehend oder für länger ein neues Zuhause. Dennoch dürfen wir nicht vergessen, dass es ebendiese Länder sind, die eine europäische, solidarische Asylpolitik seit Jahren verhindern.

Ich musste dieser Tage oft an das Wort *haymatlos* denken. Eines der deutschen Wörter, die Eingang ins Türkische gefunden haben. Jüdische Menschen und politisch Ungewollte erhielten im Zuge ihrer Ausbürgerung aus Nazi-Deutschland den Zusatz „heimatlos“ in ihren Pass gestempelt. Mit so einem Pass wurde die Flucht, die an sich alle Kräfte zehrt, zu einem besonderen Speißrutenlauf.

Der spätere König von Marokko, Sultan Mohammed Yusuf, nahm trotz der

Drohungen des französischen Vichy-Regimes tausende von diesen haymatlos gemachten jüdischen Menschen auf. Er widersetzte sich auch dem Druck der spanischen Faschisten und hielt sein Land weiterhin offen für Geflüchtete. Der türkische Generalkonsul auf Rhodos verhalf mehreren hundert jüdischen Menschen zur Flucht in die damals relativ neu gegründete Türkei. Der türkische Generalkonsul in Marseille stellte fast 19.000 verfolgten jüdischen Menschen einen türkischen Pass aus. Er wurde für seine Verdienste von Israel mit dem Titel *Gerechter unter den Völkern* geehrt.

Vor der Türkei war auch das Osmanische Reich ein Migrationsziel für Verfolgte, insbesondere von jüdischen Menschen, die etwa vor den Zwangspredigten der katholischen Kirche in Italien, der Reconquista in Spanien oder den Pogromen in Osteuropa auf osmanisches Gebiet flohen. Die jüdischen Gemeinden in Sarajevo errichteten ihre Tempel, die sonst in Richtung Jerusalem ausgerichtet werden, in Richtung Mekka, um ihre Anerkennung gegenüber den Osmanen auszudrücken. Warum diese Geschichtsstunde? Weil an deutschen Schulen in etlichen Unterrichtsstunden zum Zweiten Weltkrieg nie die Solidarität und die Unterstützung des Globalen Südens für die Vertriebenen dieses Krieges erwähnt wird.

Ganz abgesehen vom Thema Flucht tauchte das komplette Osmanische Reich in meinen Geschichtsbüchern nicht auf, ebenso wie der Kontinent Afrika, mal abgesehen von einer Randnotiz zum alten Ägypten. Nord- und Südamerika, Indien,

China, sie wurden nur dann interessant, wenn sie einen Zusammenhang zu den europäischen Kolonialbestrebungen boten. Als hätten diese Weltregionen zuvor nicht existiert. Für einige ist das sicher eine Kleinigkeit, aber aus solchen kleinen Bauklötzen entsteht unser Urteil über unsere Mitwelt. In der Schule wird nicht nur Wissen vermittelt, sondern auch ein rassistisches Muster angelegt, welche Fakten es wert sind, gelernt zu werden. So entstehen ein gläserner, faktenreicher Westen und ein dunkler Osten und Süden. Hier sind dann in der Folge die „Zivilisierten“ und dort die „Unzivilisierten“.

Gerade jetzt erfrieren weiterhin Menschen an den EU-Außengrenzen, werden auf Booten ins offene Meer getrieben. Das Mittelmeer ist der größte Friedhof der EU. Aber diese Menschen sehen nicht so aus wie wir, sind nicht „zivilisiert“, ihre Kinder, die weinen, sind vielleicht nicht blond. Haben wir wirklich ein universelles Verständnis von Menschenrechten und dem Recht auf Flucht oder folgt unsere Empathie letztendlich nur einem rassistischen Muster?

Und ich, hätte ich gerade in der Ukraine studiert oder gearbeitet: Ich hätte zu jenen gehört, die aus Bussen und Zügen rausgezerrt, von Grenzbeamten abgewiesen worden wären. Ein brauner Mann, ein queerer Mann. Nicht wie wir, unzivilisiert.

Hier geht's zum [stadt.land.text-Blog](#) von Kadir Özdemir:



Ausbeutung,
sagen wir,
ermöglicht
eben auch die
Kritik an der
Ausbeutung.
Im Gebüsch
raschelt es,
vielleicht eine
Maus oder
ein Feldhase,
vielleicht aber
auch Slavoj
Žižek, der
gerade ein
Hegelgebet
spricht.



Ulrike Anna Bleier (*1968) lebt in Köln und in der Oberpfalz. Für ihre literarische Arbeit wurde sie vielfach ausgezeichnet, zuletzt mit einem Arbeitsstipendium der Kunststiftung NRW und einem Writer-in-Residence-Stipendium in Quebec, Kanada. Ihr Debütroman *Schwimmerbecken* stand 2017 auf der Hotlist der zehn besten Bücher aus unabhängigen Verlagen. Sie betreut das Projekt *Kölner Kulturpaten* und bringt Menschen an der Schnittstelle von Wirtschaft und Kunst zusammen. Im Bergischen Land lud Ulrike Anna Bleier dazu ein, mit ihr auf der historischen *Straße der Arbeit* zu wandern und von der eigenen Arbeit zu erzählen. Warum arbeiten wir, was wir arbeiten? Welche Bedeutung hat Arbeit für uns, welche Verbesserungen wünschen wir uns? Aus den Porträts und Interviews entstand eine literarische *Straße der Arbeit* durch das Bergische Land.

Die Straße der Arbeit

In einer Diktatur ist dein Kopf nie frei

*Auf der Straße der Arbeit
von Wuppertal nach Beyenburg*

Sie zieht gerade um. Und freut sich schon auf das Neue, das verrät das Timbre ihrer Stimme. Ihre Stimme ist sopran. Sopran und sehr gelassen.

Wir haben uns in Wuppertal an der Bushaltestelle Werk Öhde getroffen, um nach Beyenburg zu laufen. Straße der Arbeit, lacht sie, das hört sich irgendwie harmlos an.

Tausend Sachen hat sie in ihrem Leben gemacht, einen geradlinigen Lebenslauf habe ich nicht vorzuweisen, sagt sie, mit einem Hauch Ironie in der Stimme. Sie hat Linguistik studiert, ist nach Basel gezogen, ist nach Nürnberg gezogen, hat Kinder bekommen, ist Industriekauffrau geworden, hat im Büro gearbeitet. Dann in einem Lager. Genauer genommen im Duft-Lager, wir haben Parfüm verpackt. Ich habe es geliebt da. Wir waren wie eine Familie. Bis das Kreuzband riss. Eigentlich war es ein Arbeitsunfall, aber ich habe nicht registriert, dass da was kaputt ist, und bin am nächsten Tag in Urlaub gefahren, da war das Knie schon angeschwollen. Tja, das war's dann mit dem Duftlager.

2015 kamen die Flüchtlinge und das BAMF suchte Übersetzer:innen. Die suchen Leute wie dich, hat eine Freundin gesagt.

Rahel übersetzt und dolmetscht aus dem Tigrinya. Und wieder zurück. Tigrinya ist ihre Muttersprache. Eigentlich haben

wir in Eritrea neun Sprachen: Tigrinya, Tigre, Afar, Saho, Kunama, Bedscha, Blin, Nara und Arabisch. Seit wir in einer Diktatur leben, lernen die Leute nur noch eine Sprache. Wenn du in einer Diktatur lebst, ist dein Kopf nie frei.

Wir haben uns zwei Wochen zuvor im Zug kennengelernt, als sie einem älteren Ehepaar ihren Platz angeboten hat. Das Ehepaar setzte sich und sie stand da im Gang mit ihrem vollen Kaffeebecher in der Hand und der Zug schwankte. Setzen Sie sich doch neben mich, bat ich sie, ein bisschen beschämt, dass nicht ich meinen Platz abgegeben hatte.

Rahel hat weder Führerschein noch Auto. Obwohl ich mir in den letzten Jahren manchmal eins gewünscht hätte, vor allem, als ich in den Ankerzentren gearbeitet habe. In Zirndorf, das ist in Bayern. Da kommt man schlecht mit den Öffentlichen hin. S-Bahn, Bus, noch ein Bus. Sie hat dort für das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge gearbeitet, mit Menschen, die aus Eritrea geflüchtet sind. Anstrengend. Gerade wenn es deine eigene Muttersprache ist. Schwierig, dich abzugrenzen. Du fühlst stärker mit, aber du urteilst auch härter. Weil du ja alles selbst mitgemacht hast. Zum Beispiel, was Sprache angeht, ich kenne das von meinen Geschwistern und mir, dass man eine neue Sprache superschnell lernt. Und denke dann immer: Mein Gott, ist doch nicht so schwer! Aber ist eben nicht bei allen so. Vor allem dann nicht, wenn man abgeschottet in einem Lager wohnt.

Wir biegen falsch ab und laufen zwei Kilometer durch den Wald, einmal den Berg hoch und nach einer Kehre wieder hinunter und sind froh, dass wir falsch abgebogen sind. Der Frühling hängt in den Ästen, die Sonne scheint, im T-Shirt laufen wir unter der A1 durch auf die andere Seite.

Was die Leute auf der Flucht erleben, ist grauenhaft. Wenn sie sieht, wie groß die Hilfsbereitschaft und wie klein die Hürden für Flüchtlinge sein können! Toll. Aber auch schmerzhaft. Wie soll man das verstehen! Muss man aus dem richtigen Land kommen? Die Menschen aus Eritrea, für die sie gedolmetscht hat, kamen jedenfalls aus dem falschen Land. Am schlimmsten waren die Berichte von der Balkan-Route, aus Ungarn, Serbien, Kroatien, sagt sie, teilweise kaum zu ertragen. Wenn du das übersetzt, erlebst du alles selbst mit. Du übersetzt ja nicht nur, du musst mit den Menschen sprechen, ihnen zuhören, Fragen stellen, Worte finden für das, was sie erlebt haben. Brutale Gewalt, Vergewaltigungen, Schläge, Demütigungen, vor allem gegen Frauen. Man kann vieles nicht eins zu eins übersetzen. Oft kam sie nach einem Arbeitstag nach Hause und konnte kaum ein Wort mehr mit ihren Kindern wechseln. Supervision? Gab es nicht. Ist denen doch egal, wie es uns geht, und die Ironie ist aus ihrer Stimme verschwunden.

Die Bank am Randes des Marscheider Waldes winkt uns heran. Wir essen unsere Brötchen, tauschen gekochte Eier und Süßigkeiten aus. Wir rauchen einen Joint. Es ist der Tag, an dem der

Sahara-Sand die Sonne verdeckt und den Himmel orange färbt.

Mittlerweile arbeitet Rahel in Solingen und begleitet eritreische Familien. Hilf dir selbst, sonst hilft dir der Sozialarbeiter, sagt sie. Wir lachen. Aber sie meint es ernst: Manche, sagt sie, schaden den Leuten oft mehr als sie ihnen nützen. Vor allem dann, wenn die Lösungen ausschließlich am Schreibtisch erarbeitet werden. Außerhalb ihres Jobs ist sie ehrenamtlich im Einsatz; sie zeigt mir ihr Handy, es ist voller WhatsApp-Nachrichten von Leuten, die ihr Dokumente schicken, mit denen sie nicht klarkommen.

Wir überqueren die Wupper und winken einem Angler, der bis zur Hüfte im Wasser steht.

Mit ihren Eltern und sieben Geschwistern ist Rahel Anfang der 1980er-Jahre nach Deutschland geflüchtet. Sie wohnten in Solingen, wo sie auch jetzt wieder lebt. Die Wupper, sagt sie, war der dreckigste Fluss in Europa. Eines Morgens sind wir aufgewacht und die Wupper war blau! Die Fische sind mit dem Körper nach oben auf der stinkenden Suppe getrieben. Da war mal wieder irgendein Gift von einer Fabrik in den Fluss abgeleitet worden.

Sie war elf, als sie flüchten mussten, in Eritrea tobte der Unabhängigkeitskrieg mit Äthiopien, dem großen Nachbarn. Erst 2018 endete dieser Krieg und der äthiopische Regierungschef erhielt den Friedensnobelpreis. Doch aus dem Frieden entstand in Eritrea keine

Demokratie. Die Aggression richtet sich nun gegen Teile der eigenen Bevölkerung. Rahels Eltern, die zurückgegangen waren, mussten ein zweites Mal fliehen, sie leben jetzt in Kenia.

Wir haben keine Lust mehr auf den asphaltierten Weg und laufen querfeldein. Schön ist es hier. Aber wohnen möchte man in solchen Vierteln lieber nicht. Sie braucht das Urbane, die Abwechslung, die kurzen Wege. Wuchtige Bäume liegen quer auf dem Waldboden und versperren uns den Weg und wir müssen uns durchs Dickicht schlagen.

Wir sind schon viel weiter als die geplanten elf Kilometer gelaufen. Weil wir immer wieder vom Weg abgekommen sind. Zurück nehmen wir den Bus. Der erste fährt uns vor der Nase davon. Zum Glück, denn es wäre der falsche gewesen. Der zweite kommt zehn Minuten später. An einer Haltestelle sehen wir das Schild KZ Kemna. Oh. Ich google, während Fahrgäste aus- und einsteigen. Von 1933 bis 1934 war hier, in einer ehemaligen Putzwollfabrik, ein Konzentrationslager für politische Gefangene. Sag ich doch, sagt Rahel, Straße der Arbeit, das klingt irgendwie harmlos.



Am schwärzesten Fluss der Welt

*Auf der Straße der Arbeit
von Radevormwald nach Hückeswagen*

„Der schmale Fluss ergießt bald rasch,
bald stockend seine purpurnen Wogen
zwischen rauchigen Fabrikgebäuden
und garnbedeckten Bleichen hindurch!“

Wir sitzen – zusammen mit Else Lasker-Schüler und Friedrich Engels – auf einer Brotzeitbank an der Wuppertalsperre. Von Engels stammt das Eingangszitat. Wir, das sind Dr. Christine Hummel und ich. Kannst Tina sagen, sagt sie, und es ist ganz leicht mit Tina und mir, als würden wir uns schon ewig kennen.

Wir haben etwas gemeinsam, stellen wir fest: Wir gehen eine Strecke ab. Ich die *Straße der Arbeit*, und Tina die Wupper, den *Fluss der Arbeit*. Den Begriff hat Else Lasker-Schüler geprägt, die *wahrscheinlich ihr Herz ins Fließen brachte, als sie ihr Schauspiel Die Wupper schrieb*. So formuliert es Tina in einem Aufsatz über die Dichterin, die in Wuppertal geboren und aufgewachsen ist. Tina ist Literaturwissenschaftlerin und leitet die Zentrale Studienberatung an der Uni Wuppertal.

Als eine *böse Arbeitermär* hat Else Lasker-Schüler ihr Theaterstück *Die Wupper* bezeichnet. Im Gegensatz zum großen Bruder Rhein, der von Hölderlin besungen, mit der Romantik und dem Rheingold und so angenehmen Dingen wie Weinanbau assoziiert wird, ist es um das Ansehen der Wupper

schlechter bestellt. Sie sei vor allem durch Industrieprozesse gekennzeichnet, sagt Tina. An der Wupperquelle in Wipperfürth war sie selbst noch nicht, das steht aber noch an. Sie will nämlich den gesamten Fluss abwandern und erschreiben. Zum Beispiel hat sie sich in Radevormwald von der ehemaligen Wülfig-Tuchfabrik inspirieren lassen. Da war so ein großes blaues Schild, hast du das auch gesehen? (Ich habe es natürlich nicht gesehen.) Man konnte darauf die ganze Stadt erkennen, die um die Fabrik herum gebaut war, erzählt sie, das Mädchenwohnheim, die Metzgerei, allerlei Geschäfte. Die Menschen haben in der Tuchfabrik gearbeitet und ihr dort verdientes Geld gleich wieder in den Wülfig-Geschäften ausgegeben.

Ich stelle mir das so vor wie Toyota-City, sagt Tina.

Wie funktioniert denn Toyota-City? Da gibt es Toyota-Kaufhäuser und Toyota-Fitnessstudios und Toyota-Restaurants und alles Geld bleibt im System.

Wir laufen den Fluss der Arbeit entlang, dem man heute seine Geschichte nicht mehr anmerkt, es ist erst Mitte Mai, aber gefühlt schon Mitte Juli, das Gras steht hoch, die Insekten schwirren. Es gibt wenig expressionistische Texte, die ein so eminent sozialkritisches Potenzial haben wie *Die Wupper*.

Die Sprache, der Slang!, ruft Tina begeistert in den Wald. Und die Figuren! Es gibt zum Beispiel einen Exhibitionisten, dem hängt immer was aus der Hose.

Überhaupt die Namen. Die lange Anna. Amadeus mit dem gläsernen Herzen. Das sind die Leute von der Straße. Und dann gibt es die Industriellenfamilie. Die heißen Sonntag – denn sie leben auf der Sonnenseite.

Die Begriffe Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind eigentlich diametral entgegengesetzt, diese Überlegung stammt auch von Engels, sagt Tina. Denn der Arbeiter gibt ja etwas her, nämlich seine Arbeitskraft, und der Arbeitgeber nimmt etwas, nämlich die Arbeit. Wir sprechen über den pietistischen Hintergrund der Frühindustriellen, die sich als Wohltäter betrachteten, nicht als Ausbeuter. Aus einem solch widersprüchlichen Elternhaus stammte auch Engels und entwickelte aus seinen frühen Eindrücken seine Philosophie – was ihn in späteren Jahren allerdings nicht daran hinderte, die elterliche Fabrik in Manchester zu leiten und am selben Ausbeutungssystem zu partizipieren, das er anprangerte.

Ausbeutung, sagen wir, ermöglicht eben auch die Kritik an der Ausbeutung. Im Gebüsch raschelt es, vielleicht eine Maus oder ein Feldhase, vielleicht aber auch Slavoj Žižek, der gerade ein Hegelgebet spricht.

Wie ich diese Geschichte nun beenden soll, weiß ich noch nicht. Was vielleicht daran liegen mag, dass sie nicht zu Ende ist. Teil II handelt deshalb von Plan B, von dem Tina sagt, jede und jeder sollte ihn haben.

Plan B

Ah, diese Aussicht, sagt Tina und ich höre beim Abhören der Aufnahmen, wie sie in großen Schlucken Wasser aus ihrer mitgebrachten Flasche trinkt. Wir schauen auf die Wupper und sprechen über einen Begriff, der seit der Corona-Zeit in aller Munde ist: Systemrelevanz. Tina ist, wie bereits in Teil I erwähnt, nicht nur Literaturwissenschaftlerin, sondern auch Leiterin der Zentralen Studienberatung an der Uni Wuppertal. Wir sind für alle Fragen rund ums Studium da, sagt Tina, vor allem dann, wenn's schwierig wird.

Die Beratung richtet sich an Studierende, aber auch an Schülerinnen und Schüler. Gerade im ersten Prozess mit den Schüler:innen geht es immer auch ein bisschen um Selbsterfahrung, darum, wie man mit Selbstzweifeln umgeht oder auch der Klassiker: Ich kann alles ein bisschen, aber nichts so richtig. Wir werden ja hineingeworfen, in die Freiheit der Berufswahl, zu Engels' Zeiten war das noch anders, da wurde man in sein Milieu hineingeboren. Heute ist dagegen vermeintlich alles in unserer eigenen Verantwortung, wir stecken in keinem Wertekorsett mehr.

Passend zum Thema bleiben wir nun stehen und diskutieren, wie wir gehen müssen und wo wir stehen. Zuerst hat die eine recht, dann die andere, dann gehen wir in die eine Richtung und dann doch in die andere. Dann kehren wir um. Wir sind über die Nase gelaufen, höre

ich Tina in meinen Aufnahmen sagen, was für ein Satz, denke ich.

In der Corona-Zeit ist die psychologische Beratung, die auch zur Studienberatung gehört, sehr in den Fokus gerückt, wir haben zusätzliche Stunden angeboten und den Service aufgestockt. Arbeit ist ja nur eine Facette im Leben. Wir sprechen mit den Studierenden auch über deren Lebenskontext. Was heißt es, wenn ich mich einer Gesellschaft nicht zugehörig fühle? Ich nenne das Biographiearbeit, sagt Tina, und ich sage, lustig, bei der Straße der Arbeit geht's um die Arbeitsbiographie. Das ist jetzt das Gegenstück dazu.

Wie läuft denn so eine Studienberatung ab? Es geht vor allem um Reflexionsprozesse: Was habe ich als Kind werden wollen, was macht mir Freude, gibt es Vorbilder? Manchmal reicht es vom Numerus clausus her nicht für das Wunschstudium oder es gibt sonstige Ausschlussgründe, die gegen ein bestimmtes Studienfach sprechen. Und dann schauen wir nach Alternativen. Es ist ja eh ganz gut, im Leben einen Plan B zu haben.

Wir sind beide der Meinung, dass der Plan B eines der wichtigsten Dinge überhaupt im Leben ist. Wer einen Plan B hat, kann mit Plan A scheitern und das absolut ok finden.

Viele glauben, es müsse alles immer perfekt sein, sagt Tina, perfekter Urlaub, perfekter Körper, perfektes Studium, perfekte Familie. Und vergessen dabei, dass zum Leben eben auch ganz viele bescheuerte Tage dazugehören.



Der Weg, auf den wir nun einbiegen, ist alles andere als perfekt. Wäre dieser Wald ein Zeitabschnitt, wäre er einer der bescheuertesten Tage. Umgefallene Bäume, über die wir steigen oder unter denen wir durchkraxeln müssen, Gestrüpp, Wurzeln, kleine Äste, die sich in die Haut bohren. Mein Oberschenkel blutet. Auf den Aufnahmen sage ich tapfer, lass uns noch ein paar Meter versuchen. Tina ist skeptisch, möglicherweise denkt sie schon an den Plan B. Der würde lauten:

umkehren. Ich aber kehre ungern um, denn wer A sagt, muss auch B sagen, jaja, ich weiß, dass das falsch ist, aber was heißt schon wissen. Nach weiteren zehn Minuten Kraxelei lasse ich mich dann doch überzeugen. Auf dem Weg zurück sehe ich, wie sich ein dünnes, schwarzes Kabel über eine gefallene Buche schlängelt. Lustig, denke ich. Sieht aus wie das von meinem Aufnahmegerät.

Es ist nicht nur das Kabel, es hängt sogar noch das Aufnahmegerät dran, das

auf der anderen Seite der Buche pendelt. Pendelfriedrich lässt grüßen. Das Mikro und mit ihm der Rest muss sich von Tinas Kragen gelöst haben, als sie an einem Ast hängen geblieben ist. Zum Glück sind wir umgekehrt, sage ich. Und denke, vielleicht muss man erst scheitern, um etwas wiederzufinden, von dem man gar nicht wusste, dass man es verloren hat.

Manchmal muss man auch erst scheitern, um danach den einfacheren Weg zu sehen. Zu sehen, dass auch auf der Straße der Arbeit ein Plan B existiert. In unserem Fall beginnt Plan B etwa 20 Meter vor den ersten Baumleichen. Er führt uns steil, aber elegant durch den Wald, vorbei an dem Chaos aus Stämmen und Sträuchern, die von oben aussehen, als hätten gelangweilte Riesen Mikado gespielt. Und hinter jeder Lücke glitzert die Wupper auf ihrem Weg nach – ja wohin eigentlich? Nach Leverkusen, sagt Tina, dort mündet die Wupper in den Rhein.

Das Ganze in der Welt Unterschiedliche

*Auf der Straße der Arbeit
von Hückeswagen nach Wipperfürth*

Ich bin nicht mehr der Arbeiter, der ich einmal war, sagt Rudi. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, wo Schicht gearbeitet wurde, von beiden Elternteilen. Wenn meine Kumpels am Wochenende ins Schwimmbad gingen, musste ich regelmäßig bei der Heimarbeit helfen. Heimarbeit, das bedeutet nicht, das Geschirr in die Spüle zu stellen oder den Rasen zu mähen; es bedeutet, Kugelschreiber zusammenzubauen oder – in Rudis Fall – für ein Textilunternehmen Aufnäher mit der Schere auszuschneiden.

Die letzten 30 Jahre als Fußbodenleger, da war ich nur unterwegs, habe viele Stunden auf der Autobahn zugebracht, und es wurde immer mit dem spitzen Bleistift abgerechnet. Weil wir im Akkord waren, sind irgendwann auch die Gelenke in Mitleidenschaft gezogen worden, so dass ich lange von Schmerztabletten gelebt habe. Er hat Fußböden verlegt, PVC, Teppichböden und so weiter, das geht auf die Knie.

Montage und Akkordarbeit, sage ich, das ist aber eine krasse Kombination.

Ja, krass, oder?, sagt Rudi, er sagt es wie jemand, der von einer Flucht erzählt, der sich gerade noch in Sicherheit gebracht hat.

Das ist es ja, sagt Rudi, das Ganze in der Welt Unterschiedliche. Über diesen Ausdruck denke ich noch lange nach. Es schließt so viel mit ein: die Ungleichheit,

den Zufall, die Willkür, mit der Privilegien verteilt werden. Aber es schwingt auch die Hoffnung mit, irgendwo in dieser Unterschiedlichkeit doch noch seinen Platz zu finden.

Innerhalb der Familie hat ihn vor allem die Rolle als Ernährer unter Druck gesetzt. Man war immer kaputt, immer fertig, da blieb nicht viel Luft, um freundlich und nett zu sein. Zuhause warten hyperaktive Kinder, die laut sind, heutzutage hat jeder eine Musikanlage und einen Fernseher und es dröhnt und schallt. Das zu kombinieren mit Ich-will-jetzt-mal-abschalten, mich auf morgen konzentrieren, das hat mich in Phasen gebracht, die nahe am Burnout waren, natürlich auch in Zusammenhang mit den Belastungen, die es in meiner Kindheit gab, sagt Rudi. Beim Abhören der Aufnahmen muss ich plötzlich an Rolf Dieter Brinkmann denken, an sein Buch *Keiner weiß mehr*; das mein Hirn immer ergänzt mit weiter. Keiner weiß mehr weiter. Auch wenn es da die Frau ist, die das Geld brachte, die für ihn unerfüllbare Rolle des Familienvaters klebt bei Brinkmann an jedem einzelnen Buchstaben wie ein böser Spuk. Von so einem Unbehagen erzählt auch Rudi jetzt, mit der reflektierten Klarheit dessen, der ausgestiegen ist.

So hat Rudi sich mir nämlich auf Facebook vorgestellt: als Aussteiger. In einem Artikel der *Westdeutschen Zeitung* über *Die Straße der Arbeit* – der paradoxerweise in der Rubrik „Freizeit“ erschien – stand, dass ich mich auch für

die Arbeit interessiere, die nicht ausgeübt wird. Und für die Menschen, die diese Arbeit nicht oder nicht mehr ausüben. Für Leute wie Rudi.

Es geht halt immer mehr in den Tunnel hinein, dass Arbeitnehmer ausgenutzt werden, sagt Rudi, dem am Ende nur noch blieb, eine Auszeit zu nehmen. Und in dieser Auszeit hat er im Allgäu gearbeitet, hat dort in einer Holzwerkstatt behinderte Menschen betreut. Da hat er zum ersten Mal gemerkt, wie zufrieden Arbeit machen kann. Und als meine Batterien wieder aufgeladen waren, war auch klar: Ich will in dieses alte System nicht mehr rein.

Klar, sagt Rudi, Unternehmen müssen wirtschaftlich denken, müssen Einnahmen haben, nur geht das, sagt Rudi, so sind meine Erfahrungen, zu Lasten der Arbeitnehmer. Als Gegenleistung kann sich dann jeder eine Freude machen, indem er in einen KiK reingeht oder in einen anderen Billigladen. Er würde sich gerade von der grünen Politik wünschen, diese Thematik mal anzugehen. Demokratie kann ja nicht nur darin bestehen, dass jeder jederzeit irgendwas konsumieren kann.

Weniger Konsum, dafür mehr Mitbestimmung bei der Arbeit. Rudi ist davon überzeugt, dass wir viele Dinge gar nicht vermissen würden. Außerdem würden wir das globale Müllproblem lösen. Vielleicht passiert das ja, irgendwann. Vielleicht auch nicht, zumindest ist unser jetziges System keins, in dem ein Alternativmodell vorstellbar ist.

Für sich selbst hat Rudi einen Weg gefunden. Er lebt jetzt von seiner Holzkunst, die er auf dem Markt in Schwelm verkauft. Ich fertige in meinem Atelier Holzdekore, sagt Rudi. Die sind aus Massivholz oder was ich halt so bekomme oder im Wald finde. Einfach geschnitten, geschliffen, bearbeitet mit dem einfachen Werkzeug, das ich zur Verfügung habe.

Da! Da vorne, ein Hase, sagt Rudi. Und wirklich, ein hübscher, großer grauer Hase hoppelt uns entgegen und als er uns bemerkt, springt er ins Feld und ist weg. Kurz darauf sehen wir einen Fuchs. Krass. Nein, es ist kein Fuchs, es ist ein zweiter Hase. Vielleicht ein Familienmitglied.

Wusstest du, sagt Rudi, dass Rehe bellen.

Rehe bellen, echt? Ja, wenn sie Angst haben. Als ich diese Stelle später in den Aufnahmen abhöre, bin ich etwas skeptisch, so dass ich Rehe bellen google. Tatsächlich: Rehe können bellen. Man nennt das in der Jagdsprache schrecken. Sie tun das, um ihr Territorium akustisch abzugrenzen oder um Artgenossen vor Gefahr zu warnen. Und ganz besonders fasziniert mich ihre Taktik, im Chor zu bellen, um ein angreifendes Raubtier zu verwirren.

Pünktlich zu unserer Ankunft in Wipperfürth zieht sich der Himmel zu und es fängt an zu regnen. Wir haben jetzt Lust auf ein Eis, finden eine Eisdielen und bestellen uns einen Walnuss- und einen Erdbeerbecher. Ich lade Rudi ein und Rudi schenkt mir ein Holzdekor: einen Handschmeichler in Form eines kleinen Kreuzes.



Vergangenheit ist ein fremdes Land

*Auf der Straße der Arbeit
von Kürten nach Lindlar*

Am Montag bin ich bei Frau Radermacher und am Mittwoch gehe ich die Orte ihrer Kindheit ab. Und es ist alles genau so, wie Frau Radermacher gesagt hat: die Grube Kastor mit der Schwungbrücke davor. Das Eisenerz, das das Wasser rostbraun färbt. Die Bahngleise in Ehreshoven, das Schloss, von dem mir später jemand erzählen wird, dort würde *Verbotene Liebe* gedreht.

Frau Radermacher hat bei der Zeitung angerufen und mitgeteilt, dass sie mit mir sprechen möchte. Am Telefon beschreibt sie mir den Weg: am Kreisverkehr die dritte Ausfahrt, auf der rechten Seite das sechste Haus. Als ich ankomme, steht sie vor dem Haus und weist mich in den Parkplatz ein.

Frau Radermacher spricht druckreif und bergischen Dialekt, der sich ein bisschen so anhört, als würde sie während des Redens heimlich singen.

Der Großvater war neben der kleinen Landwirtschaft vor allem im Erzabbau tätig. Überall im Aggertal gab es Gruben und Bergwerke: Kastor, Bliesenbach, Silberkaule, Lüderich, Kaltenbach und da oben bei Engelskirchen gab es auch noch eins. 1906 wurde in Niederhof die Grube Bruno erschlossen. Frau Radermacher selbst hat als Kind noch die Masten gesehen, aber nicht mehr die Loren. Kennen Sie die Schwungbrücke an der Grube Kastor, fragt sie mich.

Die gibt es bis heute noch. Die hängt in den Seilen und sie schwingt auch ein bisschen, da hat man die Gleise draufgelegt und so konnte man die Loren über die Agger fahren, um das Erz auf die Züge zu verladen. Die Eisenbahn ging damals nur bis Ehreshoven. Heute fährt hier die RB 25 von Lüdenscheid nach Köln.

Der Großvater arbeitete als Stellmacher, Hauer, Schachthauer, Zimmermann, Schreiner, Aufseher und Pumpenknecht. Mitte 50 war er bereits Knappschaftsinvalid, die schwere Arbeit hatte ihm eine Staublunge eingebracht. Die Versicherung hat ihn ein Vierteljahr in Kur geschickt, nach Ronsdorf, da müssen Sie sich mal vorstellen, da et da damals in den 1920er-Jahren schon jab. Als die Grube Bruno zwei Jahre später wieder geschlossen wurde, übertrug man ihm die Aufsicht über den stillgelegten Betrieb. Einigen Bauern in der Umgebung war wegen des Betriebs das Wasser versiegt; sich um den Schriftverkehr mit den Klägern zu kümmern, gehörte ebenfalls zu Wilhelms Aufgaben. Zum Wohnen stellte man ihm ein Kohjödchen zur Verfügung – da saat Ihnen jetzt nix – aber ein Kohjödchen beinhaltete alles, was eine Kuh braucht: Stall, Wiesen, Ländereien. Wie schreibt man das denn? KOH-JÖDCHEN, da is en Kuh-Gut, im Bergischen sagt man Jödchen, und da durfte er bis zu seinem Lebensende wohnen. Mietfreiheit und eine Kuh, wer weiß, vielleicht kommt das alles wieder.

Der Großvater, obschon ein einfacher Bergmann, war sehr belesen

und hat alles in einem Büchlein aufgeschrieben. Sie zeigt mir das Büchlein. *Erinnerungen, Wilhelm Kippels, 1873-1936.* Sie zeigt mir die Illustration im Büchlein, wie sie selbst bei ihren Großeltern am Tisch saß, mit Zöpfen und angewinkeltem Bein, denn so saß sie immer da, wenn der Großvater gruselige Geschichten erzählte. Die *Erinnerungen* lese ich in einer regnerischen Nacht, der Großvater ist ein echtes Schreibtalent.

In die autobiographischen Erlebnisse sind Sagen und Legenden aus dem Aggertal gewoben, gespickt mit historischen Ereignissen wie Krieg, Brände, Hochwasser, Sturmschäden.

Hier geht's weiter:



Der Arbeitsvorbereiter

*Auf der Straße der Arbeit
von Müllenbach nach Wipperfürth-Ohl*

Ich fahre mit dem Bus nach Müllenbach, Fahrtzeit: 21 Minuten. Über Nacht hat es geschneit, die kahlen Hänge sehen gespenstisch aus. An der Haltestelle Dorfmitte muss ich aussteigen. Vom Bus aus sehe ich Marc schon in der überdachten Bushaltestelle stehen.

Müllenbach ist die Wiege der *Straße der Arbeit*. Marc zeigt mir das *Haus der Geschichten*, das Haus, in dem bis vor wenigen Jahren Harry Böseke, Erfinder der Straße der Arbeit und Autor des gleichnamigen Buches, gewohnt hat. Einmal im Monat kamen die Leute nach Müllenbach, um antiquarische Bücher zu leihen oder zu tauschen, Lesungen und Vorträge zu hören, es gab Kaffee und Kuchen. Es war immer was los. Als Harry starb, starb mit ihm auch das Bücherdorf. Nur seine Bücher gibt es noch. Und die *Straße der Arbeit*. Und auf der laufen wir jetzt Richtung Börlinghausen.

Marc ist gelernter Industriemechaniker, das ist ein Schlosserberuf in der Industrie, er hat nach Lehre und Gesellenprüfung verschiedene Weiterbildungen und schließlich auch seinen Meister gemacht – der klassische Werdegang, sagt Marc. In den letzten 30 Jahren war er durchgehend in der Industrie tätig. Die Industrielandschaft hat sich stark verändert in dieser Zeit, viele Firmen haben Personal abgebaut oder ihre Produktion in andere Länder ausgelagert, und entsprechend oft hat auch Marc das

Unternehmen gewechselt. Im Laufe der Zeit ist er von der Herstellung in die Konstruktion und Planung aufgestiegen. Aktuell arbeitet er in der Arbeitsvorbereitung und plant und steuert die Prozesse. In diesen Bereichen ist immer stärker digitalisiert worden. In der Firma, in der ich den Beruf gelernt habe, gab es EDV bereits in den 1990er-Jahren, das waren riesige Apparate, die hatten diese 13-Zoll-Monitore in Gelb, grüne Schrift, keine Grafik. AS/400 hießen die. Davor gab es eine Lochkartenanlage, das habe ich aber selbst nicht mehr miterlebt.

Seit zwei Jahren arbeitet er in einem Unternehmen, das Bremsbeläge für Lkw herstellt. Schon sein Vater war dort 45 Jahre lang angestellt. Damals war es noch ein Familienbetrieb. Der hat dann aber einige Metamorphosen durchgemacht, wurde an einen Konzern verkauft, dann an den nächsten Konzern.

Wir hatten früher deutlich mehr Industrie hier in Marienheide, sagt Marc, das waren Quoten von 70 Prozent im verarbeitenden Gewerbe, mit Fabriken, die 600 bis 700 Angestellte beschäftigten. Erst in den letzten 30 Jahren ist der Dienstleistungssektor dominant geworden.

Marc hat die Wanderroute, die ich ihm gemailt habe, komplett abgespeichert und weiß auswendig, wie wir gehen müssen. Eine perfekte Arbeitsvorbereitung.

Seine erste Stelle hatte er in einem Betrieb, der Laden- und Betriebs-einrichtungen herstellte, Regale aus

Metall zum Beispiel, für Supermärkte. Schon sein Opa und seine Mutter arbeiteten in dieser Firma, allerdings nicht zur selben Zeit wie Marc. In der Abteilung, in der Marc gearbeitet hat, wurde viel geschweißt. Wir haben das Material zugeschnitten, das waren Stahlprofile, die wurden geschnitten, gebohrt, geschliffen, alles in klassischer Handarbeit, sagt Marc und ich sehe Marc in einer sehr großen Fertigungshalle mit hohen Decken stehen und schweißen, hämmern und schleifen und an einer Wand sehe ich, wie immer mehr Regale dazukommen und nun sehe ich eine Kette und dann mehrere Regalketten, und plötzlich stehen die Regalketten nicht mehr in der Fertigungshalle, sondern im Supermarkt.

Wir sprechen über den Schnee. Auf den Aufnahmen, die ich von unserem Gespräch gemacht habe, kann man das Knirschen unserer Schritte auf den gefrorenen Wegen hören. Müllenbach war

mal ein Wintersportzentrum, erzählt Marc, es gab Skilifte, es gab sogar eine Sprungschanze hier, in den 1920er-Jahren. Ich weiß nicht genau, wann es endgültig aufgehört hat mit dem Schnee, sagt Marc. Anfang der 1990er-Jahre kaufte man noch eine neue Pistenraupe, aber schon bald schneite es nur noch selten. Und dann noch seltener.

Der Skilift ist inzwischen abgerissen.

Wir suchen die richtige Abzweigung, um zur Brucher Talsperre zu gelangen, ich kenne das hier ja seit Jahrzehnten, sagt Marc, aber ohne Bäume sieht alles ganz anders aus. Ich bin mit diesen Fichtenwäldern aufgewachsen. Naja, immerhin ist jetzt die Aussicht besser.



Hier geht's weiter:



Weiß die Buche, dass sie sterben wird?

*Auf der Straße der Arbeit
von Gummersbach nach Eckenhagen*

Das helle Holz der Buche leuchtet im Morgennebel. Kaum Äste trägt der Baum. Die Buche ist trocken geworden, sagt Rolf. Die kann man nicht einfach so fällen, das wäre zu gefährlich. Da braucht es eine Spezialtechnik, für die wir ein Anschlagseil den Hang hinaufziehen müssen. Mit einer Winde ist es am Rucker befestigt.

Rolf schleppt die Motorsäge, ich ziehe das Anschlagseil nach oben. Das wiegt 100 Kilo, hat Rolf gesagt.

Ich ziehe 100 Kilo den Berg hoch, denke ich. Je höher es geht und je mehr Äste und Gehölz sich im Seil verfangen, desto schwieriger wird es.

Ich ziehe keine 100 Kilo hoch, denke ich. Rolf hilft mir, und wie auf einem Schiff ziehen wir im Gleichziehl das Seil nach oben, Rolf ungefähr 90 Prozent, ich 7. Die restlichen 3 schaffen es allein. Es ist kalt im Wald, aber ich schwitze schon aus allen Poren. Ich werde den Text gleich heute schreiben müssen, morgen werde ich Muskelkater haben. Vielleicht werde ich mir nicht einmal mehr ein Brot schmieren können.

Rolf sägt eine kleine Furche in einen Baumstamm, damit das zweite Seil, das um den Stamm geschlungen wird, besseren Halt hat. Das Anschlagseil wird durch den Schäkel Richtung Buche gezogen. Meine Muskeln zittern schon bei dem Wort ziehen. Das Seil ist nicht lang genug. Eckhard, fahr näher ran, ruft Rolf nach unten. Eckhard, der den Rucker

bedient, muss mit dem Fahrzeug ein Stück näher an den Hang. Er wird in den Graben fahren, denke ich.

Eckhard fährt nicht in den Graben. Das Seil reicht jetzt locker bis zur Buche. Rolf schlingt es um den Stamm und befestigt es mit der Kralle. Dann sägt er die Buche an.

Manchmal, sagt Rolf, schaue er sich zum Spaß die Stümpfe gefälltter Bäume an, um festzustellen, ob der Kollege sein Handwerk beherrscht hat. Die Bruchkante muss auf der richtigen Seite und in einer bestimmten Höhe angesetzt sein, damit sie wie ein Scharnier funktioniert und der Baum in die richtige Richtung fällt.

Ich stelle mich ein paar Meter entfernt auf, um Fotos zu machen, zumindest behaupte ich das, in Wirklichkeit habe ich Angst, dass mir der Baum auf den Kopf fällt. Ich trage zwar einen Helm mit Gesichtsschutz, aber der hilft natürlich nur gegen die kleinen Äste und Zweige. Rolf sägt von zwei Seiten tief ins Holz hinein. Ob die Buche weiß, dass sie gleich sterben wird? Noch bevor ich auf Video drücken kann, fällt sie knackend und krachend um. Mir wird kalt ums Herz. Und ich bin irgendwie froh, dass ich das Fallen nicht aufgenommen habe.

Rolf neigt nicht zur Sentimentalität, aber auch ihm macht das großflächige Bäumesterben zu schaffen. Am meisten ist die Fichte betroffen. Und durch das Fichtensterben verlieren auch die Laubbäume den Schutz des Waldes und sind plötzlich Wind und Wetter ausgesetzt. Sie sind dafür gar nicht ausgerüstet, ihr

Wurzelwerk ist entsprechend ihrer früheren Position gewachsen. Die Buche stand früher am Rande des Fichtenwalds. Am Schluss stand sie da, wo nur noch Stümpfe stehen.

Die Fichte, sagt Rolf, ist unser Brotbaum, und trinkt einen Schluck vom mitgebrachten Cappuccino. Wir stehen um den Unimog herum und essen Brote und Kekse, die wir auf der Ladefläche ausgebreitet haben. Rolfs Frau Heidi und der Hund Otto sind auch vorbeigekommen. Otto betrachtet mich misstrauisch, befindet aber nach einiger Zeit, dass ich in friedlicher Absicht gekommen bin. Vor der Flurbereinigung, sagt Rolf, hatten viele Waldbesitzer hier ein Stück, da ein Stück, da war eine Bewirtschaftung gar nicht möglich. In den 1970er-Jahren wurden die zerstückelten Nutzflächen zusammengeführt und neu verteilt.

Die Stunde der Fichte hatte geschlagen.

Und die der Monokultur. Sein Vater hat die Babyfichten, die sich auf den Wirtschaftswegen zwischen den einzelnen Parzellen breit machten, ausgegraben und in sein Waldstück befördert. Später haben Rolf und sein Bruder sich um die Fichten gekümmert. Und nun ist innerhalb nur kurzer Zeit ein Großteil des Waldes zerstört, Folge der drei heißen Sommer, die die Bäume ausgetrocknet haben. Ein gesunder Baum wehrt sich gegen Schädlinge, indem er sie in Harz ertränkt. Doch wenn der Baum nicht genügend Flüssigkeit hat, um

Harz zu produzieren, ist er den Angreifern ausgeliefert. Ganz schwarz sei im Sommer manchmal die Luft vor lauter Buchdruckern. Buchdrucker sind Borkenkäfer, die es vor allem auf Fichten abgesehen haben.

Wir fahren mit dem Unimog auf die andere Seite des Kamms, dort, wo ein Kreissägenkünstler Skulpturen aus dem Holz gesägt hat, seltsame Fabelwesen, Schlangen, die aus dem Wald kriechen, verwitterte Phantasiegesichter, aber auch ein Doppeldecker und eine Dampflok. Wir schauen auf den kahlen Hang jenseits des Othetals, der wie ein Krater aussieht. Am westlichen Teil des Kraters wurde bereits aufgeforstet. Viele Waldbesitzer, sagt Rolf, setzen heute auf die Douglasie anstelle der Fichte. Sie ist etwas robuster. Aber man habe mit dieser Bewirtschaftung überhaupt keine Erfahrung, und außerdem, wenn die Preise der Douglasie in die Höhe steigen, nimmt man eben doch wieder mit der Fichte vorlieb.

Am besten, sagt Rolf, macht man jetzt einfach mal gar nichts. Er habe das bereits an einem anderen kleinen Waldstück ausprobiert. Die Natur erholt sich und es siedeln sich im Totholz Insektenarten und Pflanzen an, die vorher nicht da waren.

Rolf ist nicht nur Waldbesitzer, sondern auch Schlosser und Schweißer. In jungen Jahren hat er Leistungssport betrieben. Gewichtheben. Das beruhigt mich. Man braucht offenbar jahrelanges Training, um noch mit 68 Jahren 100 Kilo

Seil fast mühelos durch den Wald ziehen zu können, während mir nach zehn Minuten schon die Oberarme brennen.

Heute arbeitet Rolf ab und zu noch für eine Sägemühle, für die er Pfosten für die Zäune baut, und manchmal konstruiert er spezielle Arbeitsgeräte, je nachdem, was gerade benötigt wird. Seine Augen strahlen, wenn er vom Arbeitsgeräte-Erfinden erzählt. Wie beim A-Team, denke ich und kann mir Rolf gut vorstellen, wie er aus Unimog, Rücker und Seilwinde zum Beispiel ein Borkenkäfer-Abwehrsystem baut.

Bevor du fährst, klingel noch kurz durch, hat Heidi gesagt. Und das mache ich auch. Über den Gartenzaun reicht sie mir sechs Eier. Die sind von den Hühnern, die sie im Garten hält. Die sind sowas von bio, sagt sie, die essen, was wir essen. Zwei weiße Eier, zwei braune Eier, und zwei sind grün. Ich staune. Die hast du doch angemalt, sage ich. Sie lacht. Nein, sagt sie, Araucana-Hühner.



Vom Leben und vom Sterben

*Auf der Straße der Arbeit
von Wiehl nach Nümbrecht*

Brigitte holt mich an einer Bushaltestelle im Bergischen Nirgendwo ab. Am Morgen hat sie einen Kuchen gebacken, der wartet jetzt im Kofferraum. Wir fahren in ein kleines Dorf bei Nümbrecht, wo Brigitte die ersten Jahre ihres Lebens verbracht hat. Mit den Eltern wohnte sie im Haus von Fräulein Elli, die alleinstehend war, beide Brüder im Krieg gefallen. Nachts weinte und schrie sie stundenlang, sagt Brigitte, heute würde man sagen, sie war depressiv. Es gab ja nichts, um mit solchen Verlusten klarzukommen. Überhaupt war der Krieg in der Kindheit gegenwärtig. Die Eltern ließen Flüchtlinge aus Ostpreußen bei sich wohnen. Ein paar Meter vom Haus entfernt befindet sich ein Kriegerdenkmal, da gehen wir jetzt hin. Hier haben wir als Kinder gespielt, sind da herumgeklettert. Die Namen von Fräulein Ellis Brüdern stehen auch drauf.

Noch beim Abhören der Aufnahmen kann ich hören, wie still dieser Ort ist. Die Vögel zwitschern und das Gras wächst.

Ist Krieg Arbeit?, denke ich, und dass ich mir diese Frage noch vor zwei Monaten nicht gestellt hätte.

Krieg ist eine Variante von Arbeit, eine Art der spätkapitalistischen Industrie. Diese Form der Produktion, die aus einem Immer-mehr von Produktion besteht, führt auch geografisch zu einer Erweiterung, lese ich in einem Interview der österreichischen Tageszeitung

Der Standard mit dem Philosophen Franz Schuh, genau an dem Tag, an dem ich den Text redigiere für die Anthologie.

Es kommt alles wieder hoch, sagt Brigitte. Hinter dem Denkmal erstreckt sich ein Bolzplatz zwischen hohen Bäumen. Meine Eltern waren arm, im Garten weidete die Kuh und ein paar Schafe, Hühner gab es auch, denn das Fräulein Elli hatte eine kleine Landwirtschaft, da half Brigittes Vater mit, wenn Not am Mann war. Aber eigentlich war er bei der Post beschäftigt. Die Mutter war ebenfalls berufstätig und zwar beim Fernmeldeamt in Waldbröl. Da hat sie die Menschen per Draht miteinander verbunden. Und später hat sie bei Steinmüller in Gummersbach als Rezeptionistin gearbeitet, 16 Jahre lang, das war genau ihr Ding.

Inzwischen sind wir nach Wiehl gefahren, haben das Auto vor der Tropfsteinhöhle geparkt und auf dem Parkplatz den Kuchen gegessen. Auf der Straße der Arbeit wandern wir Richtung Schloss Homburg und von da aus weiter nach Nümbrecht.

Wir sprechen von der Jagd. Brigitte ist nämlich Jägerin. Ich bin überrascht. Eine Jägerin habe ich mir anders vorgestellt. Wie genau, kann ich gar nicht sagen. Mit ihrem Mann hat sie ein Jagdrevier im Wildenburger Land gepachtet. Die Tiere, die sie im eigenen Revier erlegt, gehören der Familie und werden vermarktet. Der Wildhandel läuft gut, besonders vor Feiertagen.

Schon in der Bibel steht, dass man

Tiere essen darf, sagt Brigitte, das ist eine Art Abschöpfen des Überflusses, ähnlich der Weizenernte. Für den Jagdschein-Lehrgang hat sie sich auf eigene Faust angemeldet. Die Ausbildung ist sehr umfangreich, man spricht deshalb auch vom Grünen Abitur, sagt Brigitte. Acht Monate lang paukte sie Jagdtheorie, Jagdrecht, Waffenkunde, Waffenhandhabung, Hundewesen, Wildbiologie, Spuren lesen, Baumarten. Hinzu kommt, dass sie das Schießen lernen musste, das mochte sie nicht so sehr. Es bedarf viel Übung, die Tiere sollen ja nicht unnötig leiden.

An der Jagd interessiert sie gar nicht so sehr das Tiere-Töten. Sondern das Drumherum, das In-der-Natur-Sein. Zwei bis drei Stunden lang verbringt sie dann am Hochsitz, am liebsten allein. Das ist wie Meditieren. Manchmal kommt auch nichts. Neulich, es war schon fast dunkel, hat sie ein Reh erlegt. Man sollte natürlich immer in die Zehn treffen, das heißt ins Herz, sagt Brigitte. Nur, manchmal drehen sie sich plötzlich, während man schießt, und dann flüchten die Tiere und es dauert eine Weile, bis die Organe aufhören. Der Hund fand das verendete Reh schließlich.

Weidet man das dann gleich an Ort und Stelle aus?, frage ich. Nein, nein, sagt Brigitte, die Erde würde das Fleisch verunreinigen. Erst wird das Tier zum Haus getragen, dort aufgehängt und aufgeschärft. Danach kommt es ins Kühlhaus und muss eine gewisse Zeit abhängen, bis es die Fleischreife erreicht hat. Der spezielle Wildgeschmack, den

viele nicht mögen, entsteht, wenn Wild lange abhängt. Hautgout, nannte man das früher. Das Fleisch war dann fast schon gammelig. Macht man heute aber nicht mehr so.

Schlimmer als das Töten von Tieren findet Brigitte die Massentierhaltung. Schweine in sechs Stockwerken übereinander halten, unter grauenhaften Bedingungen. Gäbe es nur Billigfleisch, wäre sie Vegetarierin.

Brigitte ist nicht nur Jägerin. Sie ist auch Seelsorgerin. Gelernt hat sie Medizinische Fachangestellte, bei einer Kinderärztin, weil sie immer etwas mit Kindern machen wollte. Nach der Lehre kam sie nach Waldbröl ins Klinikum Oberberg, in die Radiologie, hat dort Strahlenschutz und andere Weiterbildungen gemacht. Damals hatten die noch 700 Betten. Heute sind es weniger. Bei Wikipedia lese ich, es sind sogar weniger als die Hälfte, nur noch 320.

Bis heute ist sie dem Krankenhaus verbunden, als Grüne Dame. Was ist denn eine Grüne Dame, frage ich und überlege, ob ich Grüne Dame klein- oder großschreiben werde. Grüne Dame, das ist ein ehrenamtlicher Dienst, man geht über die Zimmer und fragt: Brauchen Sie etwas, ein Gespräch oder was zu trinken oder Batterien für das Hörgerät? Besonders sensibel müsse man mit den Angehörigen der Sterbenden umgehen. Und generell wichtig sei, sich selbst zurückzunehmen. Darf ich für Sie beten, fragt sie dann vorsichtig. Manchmal geschehen Wunder, erzählt Brigitte, auch

wenn die Kranken schon nicht mehr ansprechbar waren, beten sie manchmal das Vaterunser mit.

Danach habe ich noch die Klinische Seelsorgeausbildung gemacht, da habe ich viel dazugelernt. Zum Beispiel Gesprächsprotokolle schreiben, die hinterher auseinandergeplückt werden. Ich bin gespannt, ob Brigitte auch mein Gesprächsprotokoll auseinanderpflücken wird. Ich hoffe nicht.

Überhaupt ist ehrenamtliche Arbeit gesellschaftlich unverzichtbar. Seelsorge zum Beispiel fängt auch das Fehlen von dringend benötigten Therapieplätzen auf. Zudem ist es ein niedrigschwelliges Angebot.

Beim ambulanten Hospizdienst ist Brigitte auch. Und Mitbegründerin des Hilfswerks St. Martin e.V., dessen Prinzip Helfen durch Teilen ist. Wichtige Grundsätze sind unter anderem Völkerverständigung und Förderung internationaler Gesinnung. Unterstützt werden Projekte in Kenia, Uganda oder dem Kongo, aber auch Menschen, die an Weihnachten einsam sind, oder in Not geratene Familien.

Und nebenbei passt sie aufs Enkelkind auf und abends geht sie trommeln. Wow, sage ich. Und zu alledem müssen Sie sich auch noch mit der Regionschreiberin treffen! Sie lacht. Das hört sich alles sehr viel an, aber ich kann das gut sortieren. Weil ich auch gelernt habe, nein zu sagen.

Wir sind mittlerweile kurz vor Schloss Homburg und machen einen kleinen Ab-

stecher zu den Dicken Steinen. Die liegen mitten im Wald herum und sind tatsächlich ziemlich dick. Und grün bemoost und sehr schön. Im Internet steht, es handelt sich um Quarzit-Härtlinge aus der Devonzeit. 350 Millionen Jahre alt. Wir machen Fotos von den Steinen und von Brigitte auf den Steinen.

Brigitte bückt sich und zeigt auf ein Häufchen Kot, das mitten auf dem Weg liegt. Wahrscheinlich ein Marder.

Ich mache ein Foto, es ist das erste Foto in meinem Leben vom Kot eines lebendigen Wesens.

Ob ich mal mit auf den Hochsitz kommen möchte, fragt Brigitte mich. Etwas in mir sagt sofort ja, etwas in mir sagt sofort nein. Klingt schon verlockend, sage ich. Ich überleg's mir.



Ich möchte mich nicht vergessen

Eine Wanderung durchs Neandertal

Alfred ist ein Kundschafter, sagt Tina und ruft: Alfred! Alfred bleibt zwar stehen, aber ohne sich umzudrehen. Er hat die Aufgabe, vorne zu sein und zu gucken, sagt Tina.

Alfred ist ein Therapiehund. Tina setzt ihn ein, wenn sie zu ihren Patientinnen und Patienten ins Pflegeheim geht; die Patienten lieben ihn. Nicht, weil er so verschmust ist, das ist offenbar nur meine eigene Vorstellung von einem Therapiehund. Sondern, erklärt mir Tina, weil er so geduldig ist. Und weil ich anhand seines Verhaltens Dinge erklären kann. Was denn zum Beispiel? Zum Beispiel komme ich mit Alfred ins Patientenzimmer. Alfred beachtet den Patienten gar nicht, sondern schaut aus dem Fenster. Typisch, sagt der Patient. Für mich interessiert sich niemand, nicht einmal ein Hund. Vielleicht liegt es ja gar nicht an Ihnen, sage ich dann. Sondern daran, dass sich ein Hund zunächst einmal für die Vorgänge da draußen interessiert. Viele Patienten erkennen dann, dass jeder eine eigene Perspektive hat. Selbst ein Hund.

Tina kommt aus einer Handwerkerfamilie und das Burschikose des Handwerks strahlt sie auch aus. Bei einem Bau-schreiner hat sie ein Praktikum gemacht, aber das war mit harter körperlicher Arbeit verbunden, mit sehr viel schwerem Tragen. Also half sie lieber beim väterlichen Betrieb mit, der auf das Bauen von

Gartenhäusern spezialisiert war, sie strich die Häuschen an und suchte sich dann einen Ausbildungsbetrieb in der Nähe. Einen, den ich mit dem Mofa erreichen konnte. Das Praktische stand im Vordergrund.

In Bad Münstereifel ist sie immer an einem Reisebüro vorbeigelaufen, da hätte ich gerne gearbeitet, aber das hätte ich mir nie zugetraut. Ich komme vom Dorf, was soll ich da den Leuten erzählen von der großen, weiten Welt?, ruft ihr jüngeres Ich, das die Antwort schon weiß, und Alfred, der die Antwort noch nicht weiß, dreht sich um zu uns und schaut erstaunt: Wieso denn nicht die große, weite Welt?

Also schloss sie lieber ihre Ausbildung als Anstreicherin ab. In den zwei Jahren, die ich dort gelernt habe, war mir jeden Morgen schlecht, weil ich mich wieder mit dem Meister auseinandersetzen musste. Der war nicht böse, aber er wollte mich erziehen. Wie man richtig zu sein hat. Zum Beispiel, dass man nicht reden darf auf der Arbeit. Ich hatte mal eine Suppenterrine dabei und die Leute nach heißem Wasser gefragt, für so etwas habe ich sofort eins auf den Deckel bekommen. Ich sollte möglichst unsichtbar sein.

Alfred komm, ruft Tina und wir biegen ab und laufen in ein Dorf, von dem ich später, als ich den Text schreibe, keine Ahnung mehr habe, wie es dort ausgesehen hat. Tina und Alfred kennen den Weg, in meiner Erinnerung gehen wir eine lange Schleife und überall duftete es nach

Blumen, Gras und Moos. Und nach Hund, denn als wir Pause machen, darf ich Alfred streicheln und mit beiden Händen fest in sein dichtes Fell greifen und ihn kraulen. Er lehnt sich an mein Bein und lässt seine Zunge aus dem Maul baumeln.

Mein damaliger Freund studierte Maschinenbau in Aachen, also saß ich da mit dem Studienbuch und dachte, was studierst du denn jetzt? Bei Sozialarbeit blieb sie hängen, das Fach erschien ihr machbar, wie Tina sagt. Warst du die Erste in der Familie, die studiert hat?, frage ich. Ja klar, sagt Tina und beschreibt, wie sie sich im Sekretariat anmeldete und schon bei der Frage: Sozialarbeit oder Sozialpädagogik überfordert war. Wo ist denn der Unterschied? Und bekam zur Antwort: Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, stehen die Sozialpädagogen herum und fragen, wie konnte das nur passieren? Die Sozialarbeiter fragen, wie kriegen wir das Kind wieder heraus.

Sie entschied sich für Sozialarbeit.
Wir lachen.

In Mettmann hat sie später in der Tagespflege für psychisch Erkrankte gearbeitet. Da ging es vor allem darum, dass die Leute in eine Tagesstruktur kommen und nicht wieder in eine Depression verfallen. Dass sie sich überhaupt wieder als wertvolle Menschen fühlen, obwohl sie ja dem Arbeitsmarkt nicht mehr zur Verfügung stehen. Das ist nämlich stark miteinander gekoppelt. Es ist Wahnsinn, sagt Tina, wie schnell du auf eine schwarze Seite fällst, wenn du nicht mehr genügst.

Wir gehen über ein offenes Feld, ich höre den Wind, der ins Mikro pfeift. Bei den Bewerbungstrainings wird einem vermittelt, dass es an einem selbst liegt, wenn man keinen Job bekommt. Wenn du so und so auf dem Stuhl sitzt, dann wird das nix. Eigentlich ist der Mensch immer falsch, deshalb musst du ihn formen, dann ist er richtig!

Es heißt ja immer psychisch Kranke, aber das ist eigentlich falsch. Sie sind ja nur erkrankt, vorübergehend erkrankt. Dann lassen wir sie halt mal so, wie sie jetzt gerade sind!, ruft Tina ins Mikro. Sie hat zum Beispiel im Sommer Weihnachtslieder abspielen lassen, um den Besucher:innen zu zeigen: verrückte Zeiten. Nicht bekloppt, nur verrückt!

Der Tod ihres zweiten Kindes stürzte sie selbst in eine schwere Krise. Aber es musste weitergehen, nur wurde das Weiter immer schwerer. Die Trauer begleitete die ganze Familie, wir waren irgendwie gedämpft, sagt Tina. Bei einer Mutter-Kind-Kur kam sie das erste Mal mit Kunsttherapie in Berührung. Ich kann aber nicht malen, sagte sie. Egal, sagte die Therapeutin. Sie malte die Familie: die Kinder, den Mann, die Eltern, die Schwiegereltern. Fertig?, fragte die Therapeutin. Fertig, sagte ich. Und wo sind Sie?, fragte die Therapeutin. Da habe ich, erzählt Tina, einfach vergessen, mich selbst mit auf das Bild zu malen.

Das war für mich der Schalter. So möchte ich nicht leben. Ich möchte mich nicht vergessen. Es ist wichtig, dass ich mit dabei bin.

Sie begann eine Ausbildung als Kunsttherapeutin und stürzte sich mit vollem Elan in die neue berufliche Richtung. Im ersten Jahr war es vor allem Selbsterkunden. Und sie lernte, wie man ein echtes Feedback gibt: nicht bewerten, nicht interpretieren. Nur beschreiben. Was sehe ich? Wie ist das Bild gemacht? Das musst du üben, sagt Tina, bis du das verinnerlichst.

Da ist der Alfred ja wieder, haste gut gemacht, sagt Tina, weil Alfred zurückgekommen ist. Wir gehen runter ins Tal.

Schau mal, ein Reiher. Wir bleiben stehen. Hier ist beim letzten Unwetter ein Junge schwer verletzt worden. Ein Baum ist umgefallen und hat den Jungen beim Radfahren erwischt.

Sie nimmt Alfred nicht nur zur Kunsttherapie mit, sondern bietet auch den Hundeführerschein im Kindergarten an. Die Kinder lernen zum Beispiel, wie man sich verhält, wenn man Angst hat. Weglaufen und schreien ist das Gegenteil von dem, was man tun sollte. Ach, denke ich, hätte ich das als Kind auch gelernt! Das könntest du ja auch ausbauen, das Hundetraining, sage ich. Nö, sagt Tina prompt. Das ist viel zu anstrengend. Auch für Alfred. Wenn dann fünf Kinder den Hund streicheln, sage ich: So, jetzt wechseln wir mal, wer will denn mal der Hund sein? Und der, der besonders doll war, bekommt dann die Rolle vom Hund und dann merkt er schnell, dass er das schon nach 20 Sekunden nicht mehr sein will. Siehste, so geht's dem Hund auch.

Bei der letzten Prüfung ist es wirklich schlecht gelaufen. Die Kinder waren gar nicht richtig angeschaltet. Manche können noch nicht mal die Leine richtig halten. Keine Körperspannung, das merkt der Hund sofort, dann geht der weg. Dann muss ich denen erst mal beibringen, wie man eine Verbindung herstellt. Wie man eine Beziehung aufbaut.

Denn eine Leine halten, das bedeutet letztlich: den Kontakt halten, zum Hund, aber auch zu sich selbst

**Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Ulrike Anna Bleier:**



Die letzte Steigung,
dann blicken wir
wieder über Höfe,
Hallen, Autobahnen,
Zechentürme,
Kraftwerkschlote,
der Hellweg in seiner
eigentümlichen
Mischung, in der die
Zeichen ganz
unterschiedlicher
ökonomischer
Epochen in die Gegend
gewürfelt neben-
einanderliegen.



Dorian Steinhoff (*1985) ist Deutscher und Österreicher. Er studierte Philosophie, Rechtswissenschaften und Germanistik an der Universität Trier. Seit 2010 arbeitet er als freier Autor, veröffentlicht Prosa und schreibt für Bühne und Radio. Als Gründer und künstlerischer Leiter des Inkubators für erzählende Medien phileas FESTE entwickelt und kreiert er neue Formen des Storytellings und fördert Autor*innen. Für seine Arbeit wurde er vielfach ausgezeichnet, Texte von ihm liegen in fünf Sprachen vor. Während seines Aufenthalts erkundete er die Kulturregion Hellweg auf dem Rennrad. Auf der Outdoor-Plattform Komoot entstand ein literarisches Streckennetz, das dazu einlädt, den Routen selbst auf dem Sattel zu folgen.



Früh übt sich die Schlawinerin

Auf spannenden Entdeckungsreisen rund um den Felsenbrunnen hatte T heute schon viel erlebt. Sie glitt schwerelos durch Strömungen und Strudel und tauchte so knapp unter anderen Gästen im Erlebnisbereich des Vitus-Bades hindurch, dass sie ihnen mühelos die Flusen aus den Bauchnabeln hätte pulen können. Nachdem sich ihre Eltern dann aber ins Suhlbecken zurückgezogen hatten und sie vom vielen Tauchen nur noch verschwommen sehen konnte, verließ sie alleine das Schwimmbad, lief auf die andere Straßenseite zu Aldi und kaufte sich eine Flasche Sherry, die sie allen Fahrgästen anbot, die an der nahegelegenen Haltestelle aus dem Bus stiegen.

Im Vereinsheim

Mir schießen Wurzeln aus den Fußsohlen, sie durchbrechen den Boden, schießen durch die unterliegende Etage, brechen einen Sessel entzwei, treiben und treiben immer tiefer, in die Erde und weiter, durch die glühenden Schichten, bis zum innersten Kern, der mir Haltegriff wird, umschlungener Grund und Verbindung mit allem. Ich stehe. Ich fühle mich wie ein Teil von etwas, das zusammengehört, nicht von etwas Größerem, sondern einem organischen Raum, für den Kategorien wie Größe bedeutungslos sind. Ich stehe fest auf beiden Füßen, das Gewicht gleichmäßig verteilt, mühelos, ich bin Haltung, ausbalancierter Teil dieser Welt. Ich drücke den Abzug. Ich schieße. Ich schieße.

Grün

Schon das vierte Jahr in Folge gewann der Bauer E den Preis für die virtuoseste Ausdifferenzierung der Farbe Grün, den der Verband zur Wahrung der Synonymvielfalt seit 1823 zum Ende der Spargelzeit an Landbesitzer vergibt, die es „in besonderer Weise schaffen, die 35 bekannten Wörter für Grün auf ihren Ländereien zur ausdifferenzierten Entfaltung zu bringen“. E lackiert für den Wettbewerb jedes Jahr alle Hochsitze, die an seinen Waldrändern stehen, und fertigt mit Hilfe einer Drohne Luftaufnahmen seines Landes an, um die Verteilung des Grüns bei der Aussaat besser planen zu können. In diesem Jahr entschied er sich für eine Raster-Grün-Saat, im Jahr davor schuf er ein Fleckentarnmosaik aus Grün. Ein Aufwand, den der Juryvorsitzende in der Begründung für die Preisvergabe besonders hervorhob. Die begehrten Urkunden, gestreift, in allen 35 Grün, hängen in der großen Stube über dem Kamin. Nicht selten setzt sich E in einen Sessel, isst ein Kaktus-Eis von Schöller und lässt seinen Blick über die Grünstreifen wandern. Wie viele Wörter gibt es eigentlich für Zufriedenheit, fragt er sich dann, während das Eis auf seiner Zunge knistert.

Tentakel

Nachdem S die verfaulten Arme abgefallen waren, wuchsen ihm aus beiden Schultern innerhalb eines Tages Tentakeln mit grünen Saugnäpfen nach, die jeweils eine Länge von zwei Metern erreichten und umspannt waren von mächtigen, blauen Venen. Die erste Bewegung, die S mit seinen neuen Körperteilen durchführte, war eine lange Selbstumarmung. Er konnte seinen Torso zwei Mal vollständig umschlingen, und unter dem sanften Druck der Berührung verlangsamte sich seine Atmung, kam sein Herzschlag zu einem pulsierenden Rhythmus der Ruhe, den er bis hoch in seinen Hals spüren konnte. Nach Einbruch der Dunkelheit verließ er seine Wohnung und sprang beim Katholischen Friedhof Nordherringen von der Lippebrücke in den trüben Fluss.

Im Landeanflug

Schon auf halbem Weg von Berlin nach Hamm bekam Friedrich Merz Schluckauf. Beim Gedanken an ein „inneres Luftloch“ musste er ein bisschen kichern und flog aus Freude eine vollendete Schleife über der A7, während unter ihm der LKW-Fahrer K versuchte, auszurechnen, um wie viel Cent der Preis für die geladenen Orangen aus Spanien während seiner Fahrt schon gestiegen war. Nach einer etwas holprigen Landung bestellte sich Friedrich Merz an der Theke der Flughafengastronomie ein Pils und suchte sich einen Schattenplatz auf der Terrasse. Als er sich den Bierschaum von den Lippen leckte, war sein Schluckauf verschwunden.





Geburtstagsblüte

Die Blüte ihres Geburtstages sei der Raps, sagte L. In welchem Jahr auch immer ihr Vater anrief, um ihr zu sagen, dass die Tage, bis sie Kundin der Marke Kukident würde, immer weniger würden, stets leuchteten die Felder wie ein Teppich aus zusammengekehrten Sternen. Siehst du, so lange der Raps noch nicht blüht, wenn ich Geburtstag habe, sagte ihr Vater, kann das mit dem Klimawandel gar nicht so schlimm sein. Ls Vater hat im Februar Geburtstag und liebt seinen Enkel und seinen Miles & More-Status gleichermaßen.

Als es knallte

Als es knallte, fragte sich F noch, ob das Heer endlich wieder Schießen übe. Man las ja so allerhand über Munitionsmangel in den Zeitungen. Er setzte seinen Spaziergang fort und kaufte sich auf dem Weg nach Hause eine Kugel Stracciatella-Eis. Am nächsten Tag las er in der Zeitung, dass es auf dem Übungsgelände zu einem Unfall gekommen war. „Tatjana G. (7)“ war beim Spielen abseits der markierten Wege in eine Sprengfalle geraten und in „tausend Stücke“ gerissen worden. F überlegte, ob er am Abend Zahnseide benutzen sollte, um sicherzugehen, dass die Schokoladenstückchen aus dem Stracciatella-Eis nicht noch tagelang in seinen Zahnzwischenräumen vor sich hin moderten.

Mit J

Ich bin spät dran. Schnell jetzt, Druck aufs Pedal, Kopf runter, klein machen, noch ein guter Kilometer, immer leicht bergauf durch den Ort, links und rechts Geschäfte, glaube ich, ein paar Leute sind auch unterwegs, vielleicht zum Brötchenholen, vielleicht mit Glitzer an den Schuhen, blauem Strass auf den Fingernägeln und Jagdflinte über der Schulter, wer weiß das schon, ich kann es nicht sagen, an den Rändern zieht der Sonntagmorgen im Dorf nur vorbei, in dieser Haltung taue ich nicht als Zeuge fürs literarische Detail, zu tief beuge ich mich über den Lenker, die Augen fix auf die nächsten Asphaltmeter vor mir gerichtet, Kanaldeckel, Bodenwelle, Schlagloch, umfahren, abfedern, ausweichen, ich nehme einem Auto die Vorfahrt, sorry, sorry per Handzeichen, in der Kurve durchziehen, weiter, weiter, schön auf dem Gas bleiben, atmen, Schultern runter, Hände locker auf den Hoods, rund treten, noch kleiner machen, der Fahrtwind sticht im Gesicht, es ist kalt, der frühe April hat nochmal Frost und Schnee gebracht, vor zwei Tagen wehten noch schwere, nasse Flocken schräg über Felder und leergefegte Supermarktparkplätze, während ich froh war, meine Wohnung nicht verlassen zu müssen. J hatte gesagt, er wolle an dem Tag vier bis fünf Stunden unterwegs sein. In den Beinen jetzt schon das vertraute Auflodern, und die Leistungsdaten auf dem Rad-



computer sagen: Ja, das darf schon ein bisschen weh tun. Schnell jetzt. Ich bin spät dran.

J sieht mich nicht gleich. Ich winke ihm zu, er rollt den kurzen Weg an den Tanksäulen vorbei, rüber zur Staubsaugerstation, wo ich stehe, mein Rad an die Außenwand der Waschanlage gelehnt. Ich nehme meine Sonnenbrille ab. Wir begrüßen uns und er entschuldigt sich dafür, dass er zu spät ist. Ich habe meine Windweste geöffnet und immer noch einen schweißnassen Rücken, und das, obwohl es keine vier Grad warm ist. Kein Problem, sage ich, war selbst spät dran.

Hab schon voll angefangen zu schwitzen, sagt er.

Sollen wir noch kurz Wasser kaufen?, frage ich und zeige auf meine leeren Flaschenhalter.

Ach so, sagt er, nee, du kannst einfach eine von meinen Flaschen haben.

Die Trinkflasche, die er mir reicht, ist zerschunden und zerkratzt, sieht aus, als wäre sie einen kilometerlangen, felsigen Abhang Tag für Tag, über wirklich lange Zeit, immer wieder heruntergerollt. Genau so muss eine Trinkflasche aussehen, denke ich und stecke sie in meinen Flaschenhalter. Ist mir noch nie passiert, dass ich meine Flaschen zu Hause vergesse, sage ich noch. Richtung Boden, mit dem Rücken zu ihm.



Wir fahren Lenker an Lenker über die B1, dieses schnurgerade Asphaltband. Als weit größerer Fahrer überragt J mich auf seinem Rad deutlich, hält die Windstöße der vorbeirauschenden Autos aus meinen Speichen. Hinter den Logistik- und Produktionshallen, die sich parallel zwischen Autobahn und Bundesstraße aneinanderreihen, ragen im Norden die Schloten der Kohleindustrie in den Himmel, während sich die Landschaft in südlicher Richtung sanft und geschwungen anhebt wie eine glattgezogene Herzfrequenzkurve. Nach kurzer Strecke biegen wir rechts ab, rein in die topographische Ankündigung des Sauerlands, und es geht das erste Mal ein Stückchen bergauf, ich gehe aus dem Sattel, meine Kette springt beim Schalten klackend über die Ritzel, es rollt richtig gut, wir haben die Schlote jetzt im Rücken, fahren auf Feldwegen vorbei an dem, was in ein paar Wochen schon sternengelb und maigrün auf Oberrohrlänge stehen wird, jetzt aber noch schneegefleckter Zeuge einer Verspätung ist.

Ich freue mich über den Leichtgang meines neuen Rades und nehme einen ersten Schluck aus der Flasche, deren Trinköffnung auch schon so mitgenommen ist, dass das Wasser in verschiedenste Richtungen austritt und mir teilweise direkt wieder seitlich aus dem Mund läuft. Ich hoffe, du musst davon nicht kotzen, sagt J. Dem Wasser ist irgendwas beigemischt, auf einer Weinprobe würde man wohl von starker Mineralität sprechen. Geht voll klar, sage

ich. Und: Wer seine Flaschen vergisst, darf sich sowieso nicht beschweren.

Vor uns liegen Äste quer über dem Ruhrradweg, von der einen Seite rauscht der Verkehr der A445, von der anderen das Wasser und wir schieben unsere Räder durch die Uferböschung, vorbei an den Hindernissen. Das muss echt heftig gewesen sein, sage ich, und trete mir Laub und Erde aus den Cleats, bevor ich wieder aufs Rad steige und wir unsere Fahrt bis zum nächsten umgestürzten Baum fortsetzen.

Warst du am Freitag bei dem Schneesturm eigentlich wirklich unterwegs?

Ja, sagt er.

Alter, ich hab an dem Tag keinen Fuß vor die Tür gesetzt.

War auch ziemlich einsam.

Wir bücken uns noch ein paar Mal unter feuchten Stämmen hindurch, bis wir Radweg und Ruhr wieder verlassen. Ich fahre auch jede Straße immer zu Ende, sagt J. Klar, antworte ich, man hat ja schließlich eine Strecke geplant. Wir lachen diesen Sätzen ein kleines bisschen hinterher, ein Kommentar in Lauten, der dem Gesagten neben Zustimmung vor allem hinzufügt, dass Umwege einen auch vor erhebliche Schwierigkeiten stellen können, vor allem in unbekannter Umgebung. In Frankreich stand ich einmal vor einer gesperrten Brücke, die nächste befand sich 30 Kilometer flussaufwärts.

Wofür trainierst du eigentlich gerade, frage ich, als wir uns die erste längere Steigung hocharbeiten und die Schneereste am Fahrbahnrand Höhenmeter für

Höhenmeter größer werden. Das nächste Rennen ist die Tour of Turkey, das ist so ein Highlight, und dann läuft alles auf die Deutsche Meisterschaft im Zeitfahren raus, meine Spezialdisziplin. Und du, was hast du vor?

Ötztaler, sage ich.

Ja, so siehst du auch aus, wie so ein Kletterer.

Auf der Abfahrt fahre ich hinter ihm her, versuche seine Linie zu halten, beobachte, wann und wie er bremst, die Kurven anfährt, einlenkt. An mehreren Stellen fließt Schmelzwasser quer über die Straße, das mir von Js Hinterreifen entgegenspritzt. Auf einem Flachstück lässt er sich einmal kurz hinter mich fallen, um im Windschatten zu telefonieren. Wieder neben mir sagt er, oh Mann, ich habe so eine Mailbox, seit über zehn Jahren dieselbe Ansage, auf der klinge ich noch wie ein Kind, und manchmal rufen Leute an, nur um die zu hören, weil sie's witzig finden. Mir fällt wieder ein, wie jung J ist. Vor zehn Jahren muss er ungefähr zwölf gewesen sein.

Nach 90 Kilometern, einem ständigen Auf und Ab, vorbei an der krausen Wasseroberfläche des Sorpesees, durch kahle Wälder, an Elektrozäunen entlang, die matschige Koppeln und zertretene Stallausläufe umstellen, halten wir in Fröndenberg für einen Coffee Stop. Die Fußgängerzone der Kleinstadt ist vollgepackt mit Leuten, irgendein Stadtfest ist im Gange, überall Buden, Stände, der Geruch von Frittiertem hängt neblig in der Luft. Als wir unsere

Räder abstellen, die Radcomputer aus ihren Halterungen nehmen, spricht J ein älterer Herr an, sie scheinen sich zu kennen, wir begrüßen uns knapp. Ich bekomme nur halb mit, worum es in ihrem Gespräch geht.

Es ist das erste Wochenende nach Ende der bundesweiten Maskenpflicht in allen Innenräumen, und ich betrete seit Monaten ein Café ohne Mund-Nasenschutz und fühle mich unsicher bis unwohl dabei. Wir beugen uns runter zur Kuchenauslage, in der Torten mit beachtlichem Sahne- und Butteranteil auf ihren Blechen stehen. Wir bestellen Kaffee und Apfelstreusel, suchen uns einen Tisch, die Säume der Gardinen sind aus Spitze, an den Nebentischen, die pandemiegerecht weit auseinanderstehen, sitzen weißhaarige Herren in karierten Hemden zusammen mit Frauen in bunten Blusen und Perlenohrringen. Das erste Mal sehen wir unsere Stirnen ohne Helm, dafür mit Haaren. Ein Moment fast wie FFP2-Maske abnehmen vor Leuten, die man zum ersten Mal trifft.

Das war mein alter Trainer, sagt J, gleich startet so eine Modenschau, und der will, dass ich da auf der Bühne irgendwas sage.

Oh, mache ich.

Ach, der ist okay und fördert den Radsport in der Region echt und will dann eben seine Talente zeigen.

Mit eintretenden Leuten weht immer wieder die Straßenfestsituation ins Café. Die Pause tut gut, der Kaffee schmeckt, wir wischen ein bisschen auf unseren

Handys rum. Als wir vors Café treten, schaut J sich noch zwei Mal um, der ältere Herr von vorhin ist nicht zu sehen. Über den Platz schallt irgendein austauschbarer Popsong. Willst du den noch suchen, frage ich. Nee, lass fahren, sagt er.

Die letzte Steigung, dann blicken wir wieder über Höfe, Hallen, Autobahnen, Zechentürme, Kraftwerkschlote, der Hellweg in seiner eigentümlichen Mischung, in der die Zeichen ganz unterschiedlicher ökonomischer Epochen in die Gegend gewürfelt nebeneinanderliegen. Wir sind gut schnell unterwegs. Der Kuchen treibt nochmal ordentlich jetzt, sagt J. Und ich stimme zu: ja, der Kaffee auch. Noch ein paar Kurven, die wir Lenker an Lenker, jeder auf seiner Linie ziehen, dann sagt J: Ich fahre hier jetzt geradeaus.

Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Dorian Steinhoff:



elle,
elle persiste dans ses révolutions
dans ce paysage
qui ne lui ressemble pas,
qui ne lui appartiendra jamais
peut-être
complètement.

das Windrad aber
besteht auf seine Drehungen
in dieser Landschaft,
die ihm nicht ähnelt,
die ihm vielleicht nie
ganz
gehören wird.

Münsterland



Neïtah Janzing (*1997) organisierte während ihres Studiums des Kostüm- und Bühnenbilds monatliche Lesebühnen in der Bibliothèque St-Germain in Saint-Hyacinthe, Kanada. 2019 wanderte sie nach Deutschland aus und schloss sich in der Hauptstadt dem *Réseau des Autrices francophones de Berlin*, dem Netzwerk französischsprachiger Autorinnen in Berlin, an. Gemeinsam realisiert das Netzwerk Lesebühnen, Lektorate und Textwerkstätten. Neïtah Janzing war zweimal Web-Residentin im *Hôtel des Autrices* und stellte 2021 im Rahmen der Initiative *Cultura en Vena* Kurzgedichte in einem Krankenhaus in Madrid, Spanien, aus. Im Rahmen ihrer *Briefprojekte* lädt sie Teilnehmende dazu ein, Briefe an ihnen unbekannte Personen zu schreiben. Das Format erprobte sie bereits in Tschechien und Deutschland und entwickelte es nun für ihre Residenz weiter: Im Münsterland erstellte sie aus ihren Fotografien und selbstgeschöpftem Papier Postkarten und verschickte ihre Eindrücke in wenigen Worten an ihr unbekannte Menschen.



Odile Kennel (*1967) lebt als Lyrikerin und als Übersetzerin aus dem Französischen, Portugiesischen, Spanischen, Englischen in Berlin. Sie schreibt auf Deutsch und Französisch und lädt gerne weitere Sprachen in ihre Texte ein. 2019 erschien ihr Gedichtband *Hors Texte* beim Berliner Verlagshaus, 2013 *oder wie heißt diese interplanetare Luft* bei dtv. Sie veröffentlichte zwei Romane, *Was Ida sagt* (2011) und *Mit Blick auf See* (2017), mit Letzterem war sie für den Alfred-Döblin-Preis nominiert. 2021 war sie Finalistin beim Lyrikpreis Meran. 2021 erschien ihr poetischer Essay zum Thema „Lust“ beim Verlagshaus Berlin.

Postkarten aus dem Münsterland



L'éolienne

Monture blanche dans l'horizon bleu,
le rouge couchant,
ou disparaissant dans les nuages,
le gris du ciel et de la pluie,
elle surplombe les campagnes
et tournoie au rythme des vents.

Elle, arbre des temps modernes,
impose son cadre métallique
contre la tendresse des bois,
et se faufile, indiscrete,
entre les branches sauvages,
lisières forestières,
le crépuscule de nos terres.

Das Windrad

Weißer Montur vor blauem Horizont,
oder vor Abendrot,
oder von Wolken verschluckt,
vom grauen Himmel und vom Regen
wacht über Fluren und Felder
und dreht sich, wie der Wind weht.

Baum im Zeitalter der Technik
setzt seinen Rahmen aus Metall
der Sanftheit der Wälder entgegen
und schlüpft im Takt, und taktlos
durch wilde Äste,
taucht auf am Waldrand
und in der dämmernden Landschaft.

De nuit, elle veille,
lueur rouge dans champ de noirceur,
s'entête dans une cacophonie silencieuse,
tempo frappé de ses feux,
et emplît nos ténèbres
de son assurance
aux lendemains avenir.

Matins blancs,
elle nous crée un monde futuriste
là où tous, chacune, auraient encore préféré
l'épuré des plaines,
elle,
elle persiste dans ses révolutions
dans ce paysage
qui ne lui ressemble pas,
qui ne lui appartiendra jamais
peut-être
complètement.

Trépidante à tous frémissements,
instincts braqués sur les moindres souffles,
elle chuchote l'évolution de ses pales,
transperce de cercles de vent
zéphyr, mistral et bises.

Stable et silencieuse,
elle attend les tempêtes
rafales, bourrasques et blizzard,
pour osciller
encore
plus fort.

Elle, le ressac campagnard de la mer.

Wacht nachts,
roter Schein auf dunkler Fläche
beharrlich in einer stillen Kakophonie,
sein Blinken schlägt den Takt,
erfüllt unsere Finsternis
mit Zuversicht
in ein Morgen.

In bleicher Frühe
erschafft es für uns eine futuristische Welt,
wo alle, jede für sich, lieber
reine Weite hätten,
das Windrad aber
besteht auf seine Drehungen
in dieser Landschaft,
die ihm nicht ähnelt,
die ihm vielleicht nie
ganz
gehören wird.

Erzittert beim geringsten Wispern,
Instinkt gerichtet auf den leisesten Luftzug,
erzählt flüsternd von der Evolution seiner Rotoren,
durchbricht mit Zirkeln aus Wind
Föhn, Mistral und Brise.

Standfest und schweigend
erwartet es Sturm,
Windstoß, Böen, Orkan,
und schwingt
noch
schneller.

Windrad, Meeresbrandung an Land.

Nos sangs

Douleur vive et soudaine
comme un éclair qui se disperse
dans le bas du ventre, les lèvres, les cuisses,
qui se moque, acide, de moi
*La semaine prochaine,
j'va t'sortir ton sang toé, ma caliss.*

Mal de tête
tourner en rond
dans l'insatisfaction de tout
les pilules qui ne servent à rien
cris caustiques de la douleur
*Toé, ma maudite, tu vas pas dormir d'la nuit
pis tes draps... [rire diabolique]*

Tomber de fatigue
film sur film, à manger ogre,
entre dépression et besoin de ne rien faire
encore une provocation cinglante
*yaaaaahhhh toé, ma tabarnak,
j'arrive osti!*

Je me lève
rouge
la douche pour nettoyer le corps
les cuisses, la vulve
l'eau chaude dans l'minou
à chanter le mélange de liquides
*... pis toi ma p'tite criss
laisse-moé m'faire ma journée
pis coule mon sang pour la semaine
mais pu d'douleur, j'tannée là.*

Blut(en)

Plötzlicher, stechender Schmerz,
wie ein Blitz, der sich verzweigt,
in Unterbauch, Lippen, Schenkel,
lacht mich höhnisch aus
*La semaine prochaine,
j'va t'sortir ton sang toé, ma caliss.
Nächste Woche press ich dir dein Blut aus dir raus, Herzchen.*

Kopfschmerzen,
unruhig,
unzufrieden mit allem,
Nichtsnutztabletten,
schreiender, tobender Schmerz
*Toé, ma maudite, tu vas pas dormir d'la nuit
pis tes draps... [rire diabolique]
Heute Nacht schlafen? Vergiss es, du Miststück, und deine Laken ...
[teuflisches Lachen]*

Umfallen vor Müdigkeit,
sich pausenlos Filme reinziehen, endlos hungrig,
zwischen Depression und Nichts-tun-Können,
und dann die nächste Gehässigkeit
*yaaaaahhhh toé, ma tabarnak,
j'arrive osti!
hey, du Bratze, mach dich drauf gefasst,
gleich bin ich da!*

Ich steh auf,
rot
die Dusche, wo ich meinen Körper wasche,
Schenkel, Vulva,
heißes Wasser an der Möse
glucksend mischen sich die Flüssigkeiten
*... pis toi ma p'tite criss
laisse-moé m'faire ma journée
pis coule mon sang pour la semaine
mais pu d'douleur, j'tannée là.
... und jetzt, mein Schätzchen
lass mich in Frieden
von mir aus Blut die ganze Woche lang
aber keine Schmerzen mehr, es reicht!*

Salut Delphine,

(J'avais trop à dire pour écrire juste une carte postale : ça a l'air, j'ai pas mal à palabrer su'l sang !)

J'avais envie de t'écrire sur les règles, fouille pas pourquoi. Quand j'ai eu ma ménarche (à ma ménarche ? Je t'avoue que je suis incertaine de la façon d'utiliser ce mot, que j'aurais dû connaître bien avant ! D'ailleurs, « ménarche » se prononce « ménarke » (!). Le suffixe -arche signifie le commencement de quelque chose, comme on pourrait dire : séménarche, thorarche, spermarche, éjacularche, polluarche pour marquer la première éjaculation du pénis (note qu'il n'y a pas encore de pendant vulvaire)).

... donc : à ma ménarche ou quand quelques gouttes rouges sont apparues dans ma culotte au retour de l'école, c'est mon père qui, maladroitement, m'a donné une serviette hygiénique (Maxi), en m'indiquant en quelques mots comment l'attacher dans mes bobettes. Ma mère était au travail, j'aurais préféré que ce soit elle qui me montre. On ne m'avait pas dit que la première fois il n'y aurait pas grand-chose. J'ai cru à une fausse alerte, me suis sentie bête pour mon père...

Puis elles se sont imposées, peu à peu, à mon rythme de vie, les mois, les saisons. N'ont pas été trop douloureuses jusqu'à l'insertion d'un stérilet (mais sinon, merci à l'inventeurice!). Elles ont varié avec l'âge : dépression prémenstruelle, crampes soudaines, plus longues, plus courtes, constipation, appétit de monstre ou de moineau... Je ne sais pas si je vais un jour m'habituer aux crampes randoms une semaine avant, l'envie de ne rien faire, m'aliéner de films. Pleurer devant des vidéos de chats. Même si ça revient tous les mois. Pis qu'je sais, que je vais passer plus de cinq ans de ma vie à ramasser le sang de mon vagin.

J'ai, ou nous, avons la chance de vivre dans un pays où une bonne hygiène est possible, où être dans sa semaine est de moins en moins tabou, où avoir des produits de soins hygiéniques dans les toilettes de restaurants ou de théâtres est de plus en plus fréquent, où on peut trouver des produits hygiéniques réutilisables de bonne qualité. Et surtout, où l'on n'est pas obligé de se séquestrer ailleurs pour laisser le sang s'écouler entre nos jambes.

Mon sang, il se déverse dans ma coupe, quand moi je suis en réunion, chez des gens, avec des ami.es. Il entre partout, dans les musées, à l'opéra, dans les magasins, les salles de concert, les bureaux de docteures, les avions.

Liebe Delphine,

(es gab zu viel zu schreiben für nur eine Postkarte: Scheint, ich hab ne Menge zu sagen über Blut!)

Ich hatte Lust, dir von meiner Regel zu erzählen, keine Ahnung, warum. Als ich meine Menarche bekommen habe (oder bei meiner Menarche? Ich muss sagen, ich weiß gar nicht so genau, wie das Wort verwendet wird, abgesehen davon, dass ich viel zu spät von seiner Existenz erfahren habe! „Menarche“, ausgesprochen wie die „Arche“ (Noah? Nora?). Die Endung -arche bedeutet Anfang von etwas, man könnte also auch sagen: Semenarche, Thorarche, Spermarche, Ejakularche, Polluarche, um die erste Ejakulation des Penis zu markieren (*nota bene*: Es gibt noch keine vaginale Wortentsprechung).)

... Also: Bei meiner Menarche oder als nach der Schule plötzlich ein paar Tropfen in meiner Unterhose auftauchten, reichte mir mein Vater etwas ungeschickt eine (Maxi-)Damenbinde und erklärte mir mit wenigen Worten, wie ich sie im Slip befestigen sollte. Meine Mutter war arbeiten, mir wäre es lieber gewesen, sie hätte mir das alles gezeigt. Niemand hatte mir erklärt, dass es beim ersten Mal nur ein paar Tropfen sind. Ich dachte, es wäre ein Fehlalarm gewesen, und es tat mir ein wenig leid für meinen Vater ...

Nach und nach hat meine Menstruation immer mehr meinen Lebensrhythmus bestimmt, die Monate, Jahreszeiten. War nicht allzu schmerzhaft bis zum Einsetzen eines IUPs (aber abgesehen davon vielen Dank an die Erfinder-in!). Mit dem Alter hat sie sich verändert: prämenstruelle Depression, plötzliche Krämpfe, mal länger, mal kürzer, Verstopfung, Heißhunger oder Appetitlosigkeit ... Ich weiß nicht, ob ich mich jemals an die Krämpfe gewöhnen werde, die mich eine Woche vorher aus heiterem Himmel überfallen, an die Lustlosigkeit, und daran, dass ich mich nur noch mit Filmen zudröhnen will. Dass ich bei Katzenvideos weinen muss. Auch wenn sich das jeden Monat wiederholt. Und auch, wenn ich weiß, dass ich mehr als fünf Jahre meines Lebens damit verbringen werde, Blut aus meiner Vagina aufzufangen.

Ich habe, bzw. wir haben das Glück, in einem Land zu leben, wo gute Hygieneverhältnisse herrschen, wo „ihre Tage haben“ immer weniger tabu ist, wo „weibliche Hygieneprodukte“ in Toiletten von Restaurants oder Theatern immer häufiger zu finden sind, wo es wiederverwendbare Hygieneprodukte von guter Qualität gibt. Vor allem aber, wo man uns nicht zwingt, uns zu isolieren, wenn Blut zwischen unseren Beinen fließt.

Neïtah Janzing

Mon sang, je peux le récupérer si je veux, en faire de l'engrais pour le jardin ou encore teindre des vêtements avec.

Je pourrais faire un Pollock en apitchoumant mon sang sur une toile.

Et toi, ton sang ?

**Bises du Münsterland,
Neïtah**

Münsterland

Mein Blut fließt in meine Menstruationstasse, wenn ich auf Versammlungen, unter Menschen, mit Freund-innen zusammen bin. Es kommt überall rein, ins Museum, in die Oper, in Geschäfte, Konzertsäle, Ärzt-innenpraxen und Flugzeuge.

Wenn ich will, kann ich mein Blut als Dünger im Garten verwenden oder Kleidung damit färben.

Und wie wäre es mit einem Pollock? Ich niese und verspritze mein Blut auf eine Leinwand!

Und du, dein Blut?

**Küsse aus dem Münsterland
Neïtah**





Mers maraichères

Cher Johann,

Comment ça va la Belgique ?

Ici, on s'inquiète de la situation. Le ciel a beau être bleu au-dessus de nos têtes, le vent ne fait pas encore tourner assez d'éoliennes, le soleil ne chauffe pas encore assez les panneaux solaires pour pouvoir se dire que tout est correct – que toute va être correcte.

Et même...

Je visite les paysages plats du Münsterland à la recherche de stabilité, dans une mer de champs et de calme – percé périodiquement par le son des machineries maraichères.

[Cherche sous les roches les vestiges de la paix.]

Liebe Grüße aus dem Münsterland!

Neïtah Janzing.

Feldmeere

Lieber Johann,

wie geht es so in Belgien? Hier sind wir ziemlich besorgt über die ganze Situation. Der Himmel über unseren Köpfen ist blau, doch der Wind setzt nicht genug Windräder in Bewegung, die Sonne wärmt die Solarzellen noch nicht genug, als dass man denken könnte: alles in Ordnung – oder alles wird in Ordnung kommen.

Und selbst wenn ...

Ich fahre durchs flache Münsterland auf der Suche nach Stabilität, fahre durch ein Meer aus Feldern und Stille, die ab und zu durchbrochen wird vom Geräusch der Landmaschinen.

[Suche unter den Felsen Reste von Frieden.]

Liebe Grüße aus dem Münsterland!

Neïtah Janzing.

Printemps

Chère Bettina,

Il y a les fleurs de décembre
et les roses d'été,
celles qui fleurissent sous la neige
et celles qui éclosent entre nos mains.

Celles qui ne retiennent pas leur souffle
devant un ciel gris.

Liebe Grüße,
Neitah

Frühling

Liebe Bettina,

es gibt Dezemberblumen
und Sommerrosen,
Blumen, die im Schnee erblühen
oder in unserer Hand.

Blumen, die den Atem nicht anhalten
vor einem grauen Himmel.

Liebe Grüße,
Neitah





St-Joseph de

Cher M. Beckert,

Je me rappelle l'odeur des bougies
et le plancher de bois qui craque,
se cacher entre les bancs
et voir mon père sculpter l'archange Gabriel.
Construire une église de carton.

Notre église, elle,
elle n'aura pas survécu l'année 2015
son clocher ne trône plus fièrement
au-dessus des vallons de la région
mais, timide,
sur le reste de sa fondation.

Bonne année 2022...

Liebe Grüße,
Neïtah

**Pour accéder au
blog stadt.land.text
de Neïtah Janzing,
veuillez scanner :**

**Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Neïtah Janzing:**



St. Joseph von

Lieber Herr Beckert,

ich erinnere mich an den Geruch der Kerzen
und an den Holzboden, der knarzte,
wie ich mich zwischen Bänken versteckte
und meinem Vater beim Schnitzen
eines Erzengels Gabriel zusah
und beim Errichten einer Kirche aus Karton.

Doch unsere Dorfkirche
hat das Jahr 2015 nicht überlebt,
ihr Kirchturm prangt nicht mehr stolz
über den Tälern der Region,
sondern schüchtern
auf den Resten ihres Fundaments.

Ihnen ein gutes Jahr 2022 ...

Liebe Grüße,
Neïtah

Desaparecer, no dejar rastro, solo un par de recuerdos y alguna anécdota, pero nada más, no debe ser fácil.

Zu verschwinden, keine Spuren zu hinterlassen, nur ein paar Erinnerungen und die ein oder andere Anekdote und sonst nichts, das kann nicht einfach sein.

Niederrhein



Álvaro Parrilla Álvarez (*1983) ist Drehbuchautor, Autor und Regisseur mit einer Leidenschaft für Musik, Film und Literatur. Er studierte Medienwissenschaften an der Universität von Sevilla, wo er seine ersten Kurzfilme drehte und schrieb. Für die Arbeit an seinem Kurzfilm *Goldfische* kam er 2014 nach Deutschland und absolvierte ein Studium in Drehbuch und Regie an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Hiernach drehte er die Kurzfilme *Interkosmos* (2020) und *Vierundfünfzig* (2022). Unter dem Titel *Zwei Andalusier im Wilden Westen* ging er während seiner Residenz den Spuren seines Großonkels Manolo nach: Über 50 Jahre lang lebte er in der Region und wurde für seine Familie ein Fremder. Wer war Manolo? Warum hatte er sich NRW ausgesucht? Jetzt, zehn Jahre nach seinem Tod, suchte Álvaro Parrilla Álvarez Antworten am Niederrhein, einer Grenzregion mit fernen Horizonten und weiten Landschaften, wie ein Western in der Dämmerung.



Freyja Melsted (*1991) zog es nach dem Schulabschluss in Österreich in ihre zweite Heimat Island, wo sie an der Universität Islands in Reykjavík Internationale Bildungswissenschaften, Russisch und Literaturwissenschaften studierte. Nach dem Bachelorstudium studierte sie Literaturübersetzen im Master an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Freyja Melsted lebt in Düsseldorf und übersetzt vorwiegend literarische Texte aus dem Englischen, Spanischen und Isländischen ins Deutsche. Außerdem arbeitet sie als Texterin und Lektorin. Sie ist Mitbegründerin und Redakteurin des Online-Magazins für übersetzte Literatur TraLaLit und Mitglied des Verbands deutschsprachiger Übersetzer/innen (VdÜ).

Dos andaluces en el Salvaje Oeste

Zwei Andalusier im Wilden Westen

El Castillo

“Además, olvida usted, señor Otis, que el precio que pagó incluía tanto el castillo como el fantasma...”

Oscar Wilde, El Fantasma de Canterville

¿No te da miedo estar solo en el castillo? ¿De noche? ¿Y los fantasmas? Esas preguntas, acompañadas con algún gesto de estupor o de escalofrío repentino, han sido lo que más he oído desde que llegué a la residencia, como una broma recurrente que no termina de hacer gracia y que me provoca desconcierto y duda.

Y la respuesta es sí, sí me da miedo. Nunca fui el niño más valiente, siempre algo temeroso de la oscuridad y las sombras, con una imaginación desbordante que intuía monstruos y fantasmas en cada rincón oscuro o en cada ruido nocturno. Y si esto me pasaba en pequeños apartamentos con poco espacio para presencias paranormales, imagínense ahora en este enorme castillo... Aun así intento no pensar demasiado en ello, ya que creo que la presencia de fantasmas es consustancial al castillo, parte de su esencia, como el naufragio a los barcos o el incendio al bosque. Además, si lo pienso, soy yo el intruso que está ocupando un espacio que no le pertenece, el nuevo en el edificio. Así que solo puedo intentar ser un buen vecino, respetar las costumbres de los inquilinos más antiguos y tratar como propias las zonas comunes para tener una buena convivencia con ellos: separar bien la basura, no escuchar música a volumen muy alto y no usar el

Das Schloss

„Außerdem vergessen Sie ganz, Mr. Otis, dass Sie zu dem Schloss das Gespenst mit dazugekauft haben ...“

Oscar Wilde, Das Gespenst von Canterville

Hast du nicht Angst so allein im Schloss? Nachts? Und die Gespenster? Diese Fragen, begleitet von einem Ausdruck der Bestürzung oder plötzlichem Schauer, höre ich seit Beginn meiner Residenz ständig, wie ein immer wiederkehrender Witz, der nie aufhört, lustig zu sein, in mir aber Unsicherheit und Zweifel sät.

Und die Antwort lautet ja, ja, ich habe Angst. Ich habe nie zu den mutigsten Kindern gehört, hatte immer schon ein wenig Angst vor der Dunkelheit und den Schatten, und ich hatte eine ausgeprägte Fantasie, die in jeder finsternen Ecke und bei jedem Geräusch in der Nacht sofort Monster und Gespenster vermutete. Und wenn das schon in kleinen Wohnungen mit wenig Platz für überirdische Wesen so war, wie soll es dann erst in diesem riesigen Schloss sein ... Trotzdem versuche ich, nicht zu viel darüber nachzudenken, denn ich habe das Gefühl, dass Gespenster Teil des Wesens eines Schlosses sind, dazugehören, wie der Schiffbruch zum Schiff und der Brand zum Wald. Außerdem, wenn ich es mir recht überlege, bin ich ja hier der Eindringling, der einen Raum besetzt, der ihm nicht gehört, der Neue im Haus. Ich kann nur versuchen, ein guter Nachbar zu sein, die Gepflogenheiten der Mieter, die schon vor mir da waren, zu respektieren, und mich in den Gemeinschaftsräumen



taladro los domingos. Si estas simples normas de convivencia se aplicasen a la política internacional quizá sería todo más fácil...

Aunque si tuviera que elegir que me resulta más pavoroso del castillo, no sería la presencia de fantasmas, sino un árbol que hay en el jardín que parece sacado de un manual de horror gótico, el sueño húmedo de Lovecraft. Si supiera de árboles diría que es un sauce llorón, por sus largas ramas como brazos fibrosos que se estiran para alcanzar desesperadamente el suelo, pero no tengo ni idea de árboles. Solo sé que ese es el típico árbol que en una noche cerrada de tormenta, entre el resplandor de los rayos, golpea tu ventana con las ramas hasta romperla e intenta atrapar parte con una fuerza descomunal. Mi esperanza con este estático enemigo es que florezca en primavera y cambie su aspecto a algo más amable, como los pasa a todos esos calvos que van

de vacaciones a Turquía en busca de una segunda oportunidad capilar. Aunque hasta que eso ocurra lo tendré vigilado.

Y tras este ejercicio básico de nombrar mis miedos para superarlos, psicología de salón o primer día en el curso básico de coaching, puedo explicar porque vivo en un castillo, en concreto en el de Ringenberg, construido en 1229, con casi 800 años de historia, casi tanto como la vida laboral de algunos presentadores de televisión. Y será así durante los próximos cuatro meses, los que dura mi residencia de escritura y los que va a durar el proyecto que me ha traído hasta aquí: la búsqueda del rastro de mi tío abuelo Manuel, que vivió en la región durante más de treinta años y del que ni yo ni mi familia conocemos o recordamos apenas nada, ya que fue alejándose de nosotros hasta convertirse en un total desconocido. Pero es pronto para eso, antes debo hablar del elefante en la habitación y así zanjar de una vez el

wie zuhause zu fühlen, um ein gutes Zusammenleben zu ermöglichen: Also trenne ich ordentlich den Müll, drehe die Musik nicht zu laut auf und packe sonntags nicht den Bohrer aus. Wenn diese einfachen Regeln für ein friedliches Miteinander auch in der internationalen Politik gelten würden, wäre alles vielleicht einfacher ...

Aber wenn ich mich entscheiden müsste, was mir im Schloss am meisten Angst macht, wäre es nicht etwa die Gegenwart von Gespenstern, sondern ein Baum im Garten, der aussieht, als wäre er einem Handbuch für Schauerromane entsprungen, wie ein feuchter Traum Lovecrafts. Wenn ich etwas über Bäume wüsste, würde ich sagen, es handelt sich um eine Trauerweide, weil sie so lange Äste hat, die wie faserige Arme verzweifelt versuchen, den Boden zu erreichen, aber ich habe keine Ahnung von Bäumen. Ich weiß nur, dass es genau diese Bäume sind, die in

stürmischen Nächten im Aufleuchten eines Blitzes mit ihren Ästen gegen dein Fenster schlagen, bis es zerbricht, und dann mit einer ungeheuren Wucht hinter dir herjagen. Ich hoffe, dass dieser statische Feind im Frühling aufblüht und sein Gesicht etwas freundlicher wird, so wie bei Männern mit Glatze, wenn sie hoffen, ihren Haaren im Türkeiurlaub eine zweite Chance geben zu können. Aber bis dahin behalte ich die Sache besser noch im Auge.

Und nach dieser einfachen Übung, meine Ängste zu benennen, um sie zu überwinden, einer Art Wohnzimmertherapie oder wie der erste Tag im Grundkurs eines Motivationscoachings, kann ich auch erzählen, warum ich in einem Schloss wohne, genauer gesagt im Schloss Ringenberg, erbaut 1229, also mit fast 800-jähriger Geschichte, fast so lang wie die Karriere mancher Fernsehmoderatoren. Hier werde ich die nächsten vier Monate leben, für die Dauer meiner Schreibresidenz und des Projekts, das mich hierhergebracht hat: Ich begeben mich auf die Spuren meines Großonkels Manuel, der mehr als 30 Jahre lang in dieser Region gelebt hat und von dem weder ich noch meine Familie viel wissen, geschweige denn Erinnerungen an ihn haben, da er sich von uns entfernt hat und mit der Zeit zu einem völlig Fremden wurde. Aber dazu später mehr, erst muss ich über den Elefanten im Raum sprechen und die Sache ein für alle Mal klären: Ich lebe in einem Schloss.

Die Freude über die Zusage der Schreibresidenz stadt.land.text war

tema: vivo en un castillo.

La obtención de una plaza en la residencia de escritura stadt-land-text fue una gran noticia, pero pronto quedó eclipsada por el hecho de que tendría lugar en el castillo de Ringenberg. Las pasadas navidades, en cuanto le conté a mi familia, mi madre insistió en que le mostrara cualquier imagen que hubiera de la fortaleza, como para confirmar la existencia del edificio y que no se trataba de otro de mis cuentos. En consecuencia vimos todos los videos en Youtube sobre el castillo, incluso aquellos hechos con el Moviemaker y que son sucesiones de fotos, más o menos enfocadas, con música techno de fondo, en un ejercicio de posmodernidad que ya quisieran muchos artistas contemporáneos.

Para nuestra sorpresa, al buscar Schloss Ringenberg, los videos con más visitas son recopilaciones de ataques de cisnes a los visitantes del jardín que rodea al edificio y que está separado de éste por un foso. En varios de los vídeos la gente huye despavorida del ataque y en otros hacen frente a las bestias de largo cuello blanco como si de una peli de terror de serie b se tratara: Los cisnes asesinos del castillo de Ringenberg, una mezcla entre un slasher y una película de caballeros medievales.

De momento no hay rastro de los cisnes, que emigraron al empezar el invierno a zonas más cálidas del sur de España o el norte de África, pero según dicen deben estar a punto de volver. Como me comentó Claudia, la directora del castillo: “Que casualidad que ellos también

vengan del sur como tú”. Me gusta el símil, pero creo que esos cisnes tienen más que ver con un jubilado alemán, que se marcha al sur en invierno en busca de climas más benignos, que conmigo. Aunque no me desagrada la idea de poder compartir algo de tiempo con esos cisnes sureños y quejarnos de los días nublados de Alemania y de lo difícil que es hablar el idioma.

En el corto espacio de tiempo que llevo aquí, varios amigos me han preguntado cómo estaba y, sobre todo, cómo era la vida en el castillo. Lo que me ofrecía una oportunidad de oro para bromear: “La vida feudal es más dura de lo que esperaba”, “Esta tarde me bato en duelo para defender mi honor” o “No puedo hablar ahora mismo porque tengo que ajusticiar a un plebeyo que ha cazado un venado en mis dominios” Aunque la realidad de estos días ha sido otra: me he reconciliado con el silencio, solo roto por el continuo canto de los pájaros y por el sonido de las veletas que coronan el castillo. Un afilado chirrido por momentos molesto, pero al que estoy aprendiendo a escuchar como si fuera el latido metálico del edificio, el único elemento que se atreve a discutir su carácter de inalterable postal, que le aporta movimiento y hace sentir que el castillo sigue vivo.

Soy consciente que para muchos no es especial o relevante el hecho de vivir en un castillo, hoy día parece mucho más complicado encontrar un piso de 80 m² en el centro de cualquier ciudad que vivir en una fortaleza de más de 800 años. O aquellos que se casaron en

groß, wurde aber bald von der Tatsache überschattet, dass diese auf Schloss Ringenberg stattfinden sollte. Vergangene Weihnachten habe ich meiner Familie davon erzählt, und da wollte meine Mutter alle Bilder des Schlosses sehen, die es zu finden gab, um sicherzugehen, dass das Gebäude tatsächlich existierte und es sich nicht um eine meiner vielen Geschichten handelte. Daraufhin haben wir uns alle Videos über das Schloss Ringenberg angesehen, die wir auf YouTube finden konnten, sogar die mit dem MovieMaker zusammengebastelten Aneinanderreihungen von Fotos, mehr oder weniger scharf, mit Techno-Musik im Hintergrund – postmoderne Werke, an denen sich schon viele zeitgenössische Künstler versucht haben.

Zu unserer Überraschung sind die Videos mit den meisten Aufrufen Kompilationen von Schwanenangriffen auf Besucher des Gartens, der das Schloss umgibt und von diesem durch einen Wassergraben getrennt ist. Einige der Videos zeigen Menschen auf der Flucht vor den Schwänen, in anderen stehen sie den Biestern mit den langen, weißen Hälsen gegenüber wie in einem zweitklassigen Horrorfilm, *Die Killerschwäne von Schloss Ringenberg*, eine Mischung aus Slasher und Ritterfilm.

Aber von den Schwänen, die zu Beginn des Winters in wärmere Gegenden in Südspanien oder Nordafrika gezogen sind, fehlt momentan jede Spur, anscheinend sollen sie aber bald wiederkommen. Claudia, die Geschäftsführerin des Schlosses, meinte zu mir: „Was für ein Zufall, die kommen aus dem Süden,

genau wie du.“ Der Vergleich gefällt mir, auch wenn ich das Gefühl habe, dass die Schwäne eher was von einem deutschen Rentner haben, der im Winter auf der Suche nach milderem Gefilden in den Süden zieht. Aber ich mag die Vorstellung, mit den Schwänen aus dem Süden etwas Zeit zu verbringen, wir können uns zusammen über die trüben Tage in Deutschland und die schwere Sprache beschweren.

In der kurzen Zeit, die ich schon hier bin, haben mehrere Freunde nachgefragt, wie es mir geht und vor allem, wie das Leben auf dem Schloss so ist. Für mich eine hervorragende Gelegenheit, um ein paar Scherze zu machen: „Das Adelsleben ist härter als erwartet“, „Heute Nachmittag steht noch ein Duell an, um meine Ehre zu verteidigen“ oder „Ich kann gerade nicht sprechen, ich muss einen Bürger hinrichten, der in meinem Herrschaftsgebiet ein Reh erlegt hat“ ... Aber die Realität war dieser Tage eine andere, ich habe mich mit der Stille versöhnt, die nur unterbrochen wird von dem ständigen Vogelgezwitscher und dem Geräusch der Wetterfahnen, die auf dem Schloss thronen. Ein lautes Quietschen, das manchmal nervt, aber ich lerne, es als den metallischen Herzschlag des Gebäudes wahrzunehmen, das einzige Element, das es wagt, sein Dasein einer unveränderlichen Postkarte zu hinterfragen, ihm Bewegung verleiht und einem das Gefühl gibt, dass das Schloss noch lebt.

Mir ist klar, dass es für viele nichts Besonderes oder Bemerkenswertes ist, in einem Schloss zu leben, heutzutage

tal o cual castillo, los más atrevidos y ajenos al buen gusto en bodas temáticas del Señor de los Anillos o de Juego de Tronos, no verán nada extraordinario en mi situación. Algún día algún antropólogo dedicará el tiempo suficiente a explicar por qué la gente se casa en castillos, supongo que serán las mismas ganas de ostentación de poder y riqueza que ya tuvieron los señores que edificaron estos enormes edificios y menos la parte de hacerlo en un sitio seguro a prueba de asedios.

La misma ostentación que estoy haciendo en este texto, quien esté libre de pecado que tire la primera piedra. Cuya máxima expresión es la presencia de mi nombre en el timbre del castillo, aunque no de la forma correcta: “Álvaro Álvarez”, Herr Álvarez, Herr Álvaro, Herr Parrilla, Herr Parrilla Álvarez... Son algunas de las combinaciones que he visto con mi nombre desde que estoy aquí, como si fuera un juego donde se premiase a la más original. Pero mi nombre es más sencillo que todo eso: En España tenemos dos apellidos, el primero viene del padre y el segundo de la madre. En mi caso Parrilla (padre) Álvarez (madre) y mi nombre es Álvaro. Sé que el parecido entre mi nombre Álvaro y mi segundo apellido Álvarez no ayuda a solucionar la confusión y que mi familia, previendo mi futuro en Alemania, podrían haber simplificado mi nombre. Pero creo que ningún padre espera que su hijo termine emigrando.

Tal como hizo mi tío abuelo cincuenta años antes que yo, al llegar a Niederrhein, Bajo Rin, en un contexto diferente,

más difícil y aislado. Y sí en apenas una semana he visto como mi ritmo, mi cotidianidad e incluso mi mirada han cambiado entre estos horizontes abiertos, campos de cultivo que transitan del verde al amarillo y que no parecen tener fin, suspendidos en un tiempo sin estaciones. ¿Cómo esto afectó a la vida de Manuel? ¿Fue este tiempo suspendido lo que lo retuvo aquí o hubo algo más? Y si fue algo más, ¿seré capaz de encontrarlo? Desde mi nueva fortaleza estoy dispuesto a descubrirlo, pero tendrá que ser en un próximo texto. Es tarde y debo apagar la luz para no molestar a los fantasmas del castillo. Hay que ser un buen vecino.

En español “Fortaleza” es sinónimo de “castillo” y también significa fuerza y vigor.

scheint es schwieriger zu sein, eine 80 m² große Wohnung im Zentrum einer beliebigen Stadt zu finden, als in einem über 800 Jahre alten Schloss zu leben. Und solche Leute, die in diesem oder jenem Schloss geheiratet haben, die wegensten und geschmacklosesten Hochzeiten mit Mottos wie *Herr der Ringe* oder *Game of Thrones* abgehalten haben, werden an meiner Situation auch nichts Außergewöhnliches finden. Irgendwann wird irgendein Anthropologe sich die nötige Zeit nehmen, um zu erklären, warum Leute in Schlössern heiraten. Ich vermute, dahinter steckt derselbe Drang nach Zurschaustellung von Reichtum und Macht, den schon die Menschen hatten, die diese gewaltigen Bauwerke errichtet haben. Vermutlich eher als der Wunsch, an einem sicheren, vor Belagerungen geschützten Ort zu heiraten.

Doch genau dieser Zurschaustellung mache ich mich mit diesem Text ja auch schuldig: Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein. Der beste Ausdruck dafür ist, dass mein Name an der Klingel des Schlosses steht, wenn auch nicht ganz richtig: „Álvaro Álvarez“. Herr Álvarez, Herr Álvaro, Herr Parrilla, Herr Parrilla Álvarez ... einige der Varianten, die mir hier schon begegnet sind, als wäre es ein Spiel, bei dem man für die originellste Version einen Preis bekommt. Aber mein Name ist gar nicht so kompliziert: In Spanien haben wir zwei Nachnamen, der erste kommt vom Vater, der zweite von der Mutter, in meinem Fall Parrilla (Vater) Álvarez (Mutter). Und mein Vorname ist Álvaro. Ich weiß, dass

die Ähnlichkeit von meinem Vornamen zu dem zweiten Nachnamen die Sache nicht einfacher macht, und meine Familie hätte in Voraussicht meiner Zukunft in Deutschland den Namen etwas einfacher machen können. Aber welche Eltern erwarten schon, dass ihr Kind einmal auswandert?

So wie es auch mein Großonkel 50 Jahre vor mir getan hat, als er an den Niederrhein kam, in einem anderen, schwierigeren und isolierteren Zusammenhang. Ich habe schon in der ersten Woche gesehen, wie mein Rhythmus, mein Alltag, ja sogar mein Blick sich hier verändert hat, umgeben von den offenen Horizonten, den Getreidefeldern, die von Grün zu Gelb wechseln und kein Ende zu haben scheinen, in der Schweben in einer Zeit ohne Jahreszeiten. Wie hat sich das wohl auf Manuels Leben ausgewirkt? War es dieser Stillstand der Zeit, der ihn hier gehalten hat, oder war da noch was anderes? Und wenn es noch was anderes war, werde ich es finden können? Von meiner neuen Festung aus bin ich bereit, es herauszufinden, aber das muss in einem der nächsten Texte sein. Es ist schon spät und ich muss das Licht ausmachen, um die Gespenster im Schloss nicht zu stören. Ich will ja schließlich ein guter Nachbar sein.

Im Spanischen wird das Wort „Fortaleza“ synonym für „Schloss“ verwendet und bedeutet auch „Stärke“ und „Kraft“.

Desaparecer

“Si te esfuerzas puedes desaparecer, si te esfuerzas puedes desaparecer...”
Los Planetas, “Desaparecer”

Desaparecer, no dejar rastro, solo un par de recuerdos y alguna anécdota, pero nada más, no debe ser fácil. Porque no hablamos de desaparecer como hacen los magos tras una capa brillante o una nube de humo, ayudados por alguna distracción o ilusión óptica. Hablamos de desaparecer de verdad, que nadie pueda encontrarnos y que las pistas que conducen a nosotros sean tan crípticas o escasas que quien quiera hacerlo se pierda a mitad de camino o desista en la primera encrucijada, ante la duda de haber tomado el camino incorrecto y quedar perdido para siempre.

Excepto que sea de forma violenta, desaparecer requiere una intención, un deseo. Supongamos que Manuel lo hizo de forma deliberada, con el propósito de no ser encontrado nunca, de desvanecerse. En un ejercicio de liberación, de

Supongamos que Manuel lo hizo de forma deliberada, con el propósito de no ser encontrado nunca, de desvanecerse. En un ejercicio de liberación, de huida y escape.



huida y escape. La elección entre la levedad y el peso, donde él eligió la primera sin dudar. Para lograrlo, rompió todas las conexiones, borró sus huellas y, en su huida, detonó los puentes que le unían a la memoria, al recuerdo.

Otra manera de desaparecer, con ese grado de perfección, es la desidia, la falta de interés o de objetivos, que de forma paulatina van ocultándose del mundo como una neblina, que al principio es pintoresca y al final termina en naufragio. Para que la desidia pueda obrar una desaparición así deben darse una serie de coincidencias y sincronías altamente improbables, como un plan perfecto urdido por el azar y que nos

Verschwinden

“Si te esfuerzas puedes desaparecer, si te esfuerzas puedes desaparecer...”
(„Wenn du dich anstrengst, kannst du verschwinden ...“)
Los Planetas, Desaparecer

Zu verschwinden, keine Spuren zu hinterlassen, nur ein paar Erinnerungen und die ein oder andere Anekdote und sonst nichts, das kann nicht einfach sein. Denn wir sprechen hier nicht davon, wie ein Zauberer mithilfe einer Ablenkung oder einer optischen Täuschung hinter einem glänzenden Umhang oder in einer Rauchwolke zu verschwinden. Es geht hier um richtiges Verschwinden, sodass einen niemand mehr finden kann. Bei so kryptischen und spärlichen Hinweisen verirrt sich jeder Suchende auf halbem Weg oder gibt bei der ersten Kreuzung auf und muss der Tatsache ins Auge sehen, dass er vielleicht den falschen Weg eingeschlagen hat und für immer verloren sein könnte.

Sofern es nicht gewaltsam passiert, erfordert das Verschwinden eine Absicht, einen Wunsch. Nehmen wir an, dass Manuel absichtlich verschwunden ist und nie gefunden werden wollte, einfach abhandenkommen wollte, um zu fliehen, zu entkommen, frei zu sein. Eine Entscheidung zwischen leicht und schwer, bei der er sich – ohne zu zögern – für Ersteres entschieden hat. Um das zu erreichen, hat er alle Verbindungen abgebrochen, alle Spuren verwischt, bei seiner Flucht alle Brücken hinter sich gesprengt, die zwischen ihm und der Erinnerung lagen, zwischen ihm und der Vergangenheit.

Ein anderer Weg, derart perfekt zu verschwinden, ist durch Nachlässigkeit, Desinteresse oder fehlende Ziele, die einen allmählich vor der Welt verstecken, wie ein zunächst malerischer Nebel, der am Ende zu einem Schiffbruch führt. Damit Nachlässigkeit zu so einem perfekten Verschwinden führen kann, braucht es ein paar höchst unwahrscheinliche Fügungen und Synchronismen, etwa einen von blindem Zufall perfekt ausgeheckten Plan, der wie die Faust aufs Auge passt. Aber ob er freiwillig oder aus Nachlässigkeit verschwunden ist, bringt uns hier auch nicht weiter. Wer war Manuel, wo war er und warum hat er sich für die Leichtigkeit entschieden?

Ich weiß nicht, wie man jemanden sucht, ich habe es noch nie getan, höchstens mal einen Freund oder Bekannten in den sozialen Netzwerken, aber in der analogen Welt habe ich damit keine Erfahrung. Ich denke, es zeigt klar und deutlich, dass das Internet meine Generation jeder praktischen Fähigkeit beraubt hat, wir können weder Vorhänge aufhängen noch jemanden abseits des Internets aufspüren ... Also bleibt mir angesichts einer möglichen Katastrophe nichts anderes übrig, als zu googeln: „Was tun im Falle einer Katastrophe“; es auf WhatsApp zu teilen und zu hoffen, dass das Internet stabil bleibt oder ich zumindest noch genug mobile Daten habe.

Aber mein Instinkt und die Filme, die ich gesehen habe, sagen mir schon, wie man bei der Suche nach jemandem

encaja como un guante. Sea voluntaria o por desidia, estamos en el mismo punto, ¿quién fue Manuel, dónde estuvo y por qué eligió la levedad?

No sé cómo buscar a alguien, nunca lo he hecho, más allá de algún amigo o conocido en redes sociales, pero en el mundo analógico no tengo experiencia. Creo que es una clara muestra de cómo Internet ha incapacitado cualquier habilidad práctica a los de mi generación, desde colgar unas cortinas a encontrar algo o alguien fuera de la red. Ante un posible cataclismo solo tengo capacidad para buscar en *Google*: “*Qué hacer en caso de cataclismo*”, compartirlo por *Whatsapp* y esperar que *Internet* no se caiga o me quede sin datos.

Por instinto, y por el cine que he visto, sé cuáles son los primeros pasos a seguir para buscar a alguien. Si esto fuera un Western, cabalgaría durante horas y preguntaría a todo aquel que se cruzara en mi camino: “*¿Conoce a Manuel Campón Bautista? ¿Manolo? De España, no muy alto y con acento sureño*”. Todos me responderían que no y seguirían su camino, actuando bajo la ley del silencio que rige en esta zona. Uno nunca sabe quien será el siguiente en ser buscado. Habrá unos cuantos que preguntarán por qué lo busco, si hay recompensa y si tengo alguna pista. Esos son los peores, buscadores como yo. Desconfiad de ellos. Cada tantos kilómetros me toparía con algún pequeño pueblo: Alpen, Flüren, Loikum... Allí entraría en el oscuro Saloon y repetiría las mismas preguntas, lo que provocaría algunos conflictos con los parroquianos. No

les gustan demasiado los extraños y menos aún los que hacen preguntas. Tras resolver nuestras diferencias a puño limpio o, en el peor de los casos, desenfundando el revólver, volvería a ensillar mi caballo y continuaría mi camino mientras el sol se oculta en el horizonte.

Antes de calzarme las espuelas y ensillar a mi caballo, voy a seguir el paso básico en cualquier investigación: reunir toda la información sobre la persona que se quiere encontrar. Así que nada mejor que empezar por el principio.

Manuel nació el 15 de marzo de 1931 en Utrera, un pueblo de la provincia de Sevilla, conocido por, entre otras cosas, ser una de las cunas históricas del flamenco. Hijo de José, capataz de una hacienda, y de Dolores, que tuvo en casa una panadería y cuyo nombre heredó mi madre. De joven, mi bisabuelo José fue además Guardia Real de Alfonso XIII, rey, que como todo buen Borbón, llenó de trampas y tropelías su reinado hasta que tuvo que exiliarse en 1931 ante la proclamación de la Segunda República. Según contaba mi abuela, su padre había alcanzado ese cargo por ser alto, rubio y bien parecido, recalando que esas características eran algo excepcional en Andalucía en la década de los veinte.

Siempre que alguien de la familia me cuenta esta historia, cita como testimonio una foto de mi bisabuelo vestido con el uniforme de la Guardia Real. Hasta yo sé describir los detalles menores de esa foto: el gesto de José de orgullo por el uniforme e incomodidad ante la cámara, la forma de los botones y las

vorgeht. Wenn dies ein Western wäre, würde ich stundenlang dahinreiten und alle, die meinen Weg kreuzen, fragen: „Kennen Sie Manuel Campón Bautista? Manolo? Ein Spanier, nicht besonders groß, mit andalusischem Akzent?“ Sie würden alle Nein sagen und ihres Weges gehen, ganz die Schweigepflicht befolgend, die in dieser Gegend gilt. Man weiß nie, ob man nicht der Nächste sein könnte, nach dem gesucht wird. Einige werden sich fragen, warum ich nach ihm suche, ob es ein Kopfgeld gibt, ob ich irgendeine Spur habe. Das sind die Schlimmsten, Suchende wie ich. Nehmt euch vor ihnen in Acht. Alle paar Kilometer käme ich in irgendeinem kleinen Dorf vorbei: Alpen, Flüren, Loikum... Dort würde ich einen dunklen Saloon betreten und dieselben Fragen stellen. Sie würden zu ein paar Missverständnissen mit den Stammgästen führen. Fremde sind nicht besonders beliebt, vor allem nicht jene, die Fragen stellen. Nach der Beilegung unserer Differenzen mit der Faust oder schlimmstenfalls durch das Zücken des Revolvers würde ich wieder mein Pferd satteln und meinen Weg fortsetzen, während die Sonne sich am Horizont versteckt.

Bevor ich meine Sporen anlege und mein Pferd saddle, tue ich, was man bei jeder Ermittlung als Erstes tut: Ich sammle alle Informationen über die Person, die gefunden werden soll. Also beginne ich am besten ganz am Anfang.

Manuel wurde am 15. März 1931 in Utrera geboren, einer Stadt in der Provinz Sevilla, die unter anderem als eine der Wiegen des Flamenco bekannt ist.

Seine Eltern waren José, Vorarbeiter auf einer Farm, und Dolores, die zuhause eine Bäckerei hatte und nach der meine Mutter benannt ist. Als junger Mann war mein Urgroßvater José auch in der Königlichen Garde von Alfonso dem XIII., einem König, dessen Herrschaft wie die aller guten Bourbonen von Mogeleyen und Schandtaten geprägt war, bis er 1931 beim Ausruf der Zweiten Republik ins Exil gehen musste. Wie meine Großmutter erzählte, hatte ihr Vater es so weit gebracht, weil er groß, blond und gut aussehend war, und sie betonte, dass diese Eigenschaften im Andalusien der 1920er-Jahre etwas ganz Besonderes waren.

Wann immer mir jemand in der Familie diese Geschichte erzählt, wird zum Beweis auf ein Foto meines Urgroßvaters in der Uniform der Königlichen Garde verwiesen. Sogar ich kann dieses Bild bis ins kleinste Detail beschreiben: José's stolze Körperhaltung in der Uniform, das Unbehagen vor der Kamera, die Knöpfe und Schulterpolster, die Position der Hände, wohin sein Blick gerichtet ist... Aber ehrlich gesagt weiß ich gar nicht, ob ich dieses Foto jemals gesehen habe oder es mir, basierend auf den Erzählungen darüber, nur so vorstelle. Egal wie angestrengt ich danach gesucht habe, ich konnte es nicht wiederfinden. Also stelle ich mir gerne vor, dass dieses Bild ein Familienschatz ist, den wir miteinander teilen, irgendwo zwischen Traum und Einbildung, durch Beschreibungen in unser Unterbewusstsein eingraviert, in einem kollektiven Delirium, wie man es sonst nur von Marienerscheinungen kennt.

hombreras, la posición de sus manos y hacía donde dirigía la mirada... Pero la realidad es que no sé si alguna vez he visto esa foto o si solo la he imaginado a partir de lo que me han contado sobre ella. Por más que la he buscado, nunca he conseguido dar con ella. Así que me gusta pensar que esa imagen es un tesoro familiar, algo compartido solo por nosotros, entre soñada e imaginada, grabada en nuestro subconsciente a fuerza de describirla, en un delirio colectivo propio de una aparición mariana.

Manuel fue el tercero de cuatro hijos y el único varón. Tras Juana, la mayor e hija de un matrimonio anterior del que mi bisabuelo enviudó, Luisa y mi abuela María de la Paz, dos años menor que él. De la vida de Manuel en Utrera no tengo apenas pistas, ni de su infancia, ni de su adolescencia, ni si estudió o desempeñó algún oficio. Apenas quedan testigos de esos días y los que quedan tienen la memoria difusa. Ante la falta de otros datos, aprovecho para aclarar que, aunque mi tío abuelo se llamaba Manuel, toda su vida fue conocido como Manolito, un diminutivo de Manolo que se deriva de Manuel. Por un momento me siento como en esas novelas rusas del siglo XIX donde un mismo personaje tiene tal cantidad de nombres y apelativos que acabamos pensando que son varios.

La ausencia de pistas se mantiene hasta que llegamos al punto de giro que necesita toda buena historia. Manuel decide en los años sesenta emprender la aventura en Alemania como tantos otros emigrantes. La fecha exacta es difícil de precisar, tanto mi tía como mi

madre coinciden en que eran muy pequeñas. Mi madre recuerda en especial el primer regalo que les trajo su tío Manolito de Alemania: un juego de tazas de Mickey Mouse que fue la envidia del vecindario. Mi madre nació en el 60 por lo que podemos deducir que Manuel se marchó entre 1966 y 1968. A partir de aquí empiezan las incógnitas, los datos difusos y la aventura en Niederrhein.

Durante las últimas semanas he preguntado a mi familia sobre recuerdos, anécdotas, cualquier cosa que recuerden de mi tío abuelo, pero las respuestas han sido escuetas cuando no silencio. Mi madre me cuenta que era un hombre amable, educado y detallista, que siempre que volvía de visita a Sevilla traía regalos, cosas de calidad y difíciles de encontrar en la España de la época. También que siempre le gustaba ir en traje, buenos trajes, de esos gruesos de paño tweed, que evocan, de forma inequívoca, a décadas pasadas, si no fuera porque la moda, como la tragedia, es cíclica y ahora esa prenda es tendencia entre *hipsters*.

¿Cómo era? ¿Qué recuerdas de él? Sigo preguntando, pero por desgracia los que más lo conocían ya están muertos, y los que lo conocieron y me pueden hablar de él lo recuerdan de forma superficial, como una película que hubiesen visto hace tiempo y cuyo argumento casi no recordaran, confundiendo a los actores que la protagonizaron. Una fábrica de cristal, un matrimonio fallido, tocó el acordeón en una banda, un concierto en Rusia... Son las escasas pistas que tengo, acompañadas de un par de fotos, fruto de un duro trabajo

Manuel war das dritte von vier Kindern und der einzige Junge. Seine älteste Schwester hieß Juana, Tochter aus einer früheren Ehe, die meinen Urgroßvater zum Witwer gemacht hat. Danach kam Luisa. Meine Großmutter María de la Paz war zwei Jahre jünger als er. Über Manuels Leben in Utrera weiß ich nicht viel, weder über seine Kindheit noch die Jugendjahre noch ob er studiert hat oder einen bestimmten Beruf ausgeübt hat. Es gibt kaum Zeitzeugen und die, die noch da sind, haben eine lückenhafte Erinnerung. Da ich mich auf sonst nichts stützen kann, nutze ich die Gelegenheit und erzähle erst mal, dass mein Großonkel zwar Manuel hieß, sein ganzes Leben aber Manolito genannt wurde, eine Verniedlichung von Manolo, was sich von Manuel ableitet. Für einen Moment fühle ich mich wie in diesen russischen Romanen des 19. Jahrhunderts, wo ein und dieselbe Figur so viele Namen und Spitznamen hat, dass wir am Ende denken, es handle sich um viele verschiedene Personen.

Uns fehlt weiterhin jede Spur, bis wir den Wendepunkt erreichen, den jede gute Geschichte braucht. In den 1960er-Jahren beschließt Manuel, sich wie so viele andere Gastarbeiter auf ein Abenteuer in Deutschland einzulassen. Der genaue Zeitpunkt lässt sich schwer sagen, sowohl meine Tante als auch meine Mutter sind sich einig, dass sie noch sehr jung waren. Meine Mutter erinnert sich besonders an das erste Geschenk, das ihnen ihr Onkel Manolito aus Deutschland mitgebracht hat: ein Set Mickymaus-Tassen, für die sie die ganze

Nachbarschaft beneidet hat. Meine Mutter wurde 1960 geboren, also können wir davon ausgehen, dass Manuel irgendwann zwischen 1966 und 1968 weggegangen ist. Jedenfalls, von diesem Zeitpunkt an beginnen die Unbekannten, die unklaren Daten und das Abenteuer am Niederrhein.

Im Laufe der vergangenen Wochen habe ich meine Familienmitglieder nach Erinnerungen und Anekdoten gefragt, nach allem, was sie über meinen Großonkel wissen, aber die Antworten waren kurz, wenn überhaupt welche kamen. Meine Mutter erzählt mir, dass er ein freundlicher, höflicher und aufmerksamer Mann war, dass er bei jedem Besuch in Sevilla Geschenke mitgebracht hat, hochwertige Dinge, die damals in Spanien schwer zu bekommen waren. Auch, dass er gerne Anzüge getragen hat, gute Anzüge, diese dicken Tweed-Anzüge, die unverkennbar an vergangene Zeiten erinnern, wäre da nicht die Tatsache, dass die Mode wie die Tragödie zyklisch ist und solche Anzüge mittlerweile bei Hipstern wieder modern sind.

Wie war er so? Was weißt du noch über ihn? Ich frage immer wieder, aber diejenigen, die ihn am besten kannten, sind leider schon tot und diejenigen, die ihn kannten und mir von ihm erzählen können, erinnern sich nur oberflächlich, wie an einen Film, den sie vor langer Zeit gesehen haben, an dessen Handlung sie sich kaum erinnern und dessen Hauptdarsteller sie durcheinanderbringen. Eine Glasfabrik, eine gescheiterte Ehe, er spielte Akkordeon in einer Band, ein Konzert in Russland ... Das sind die

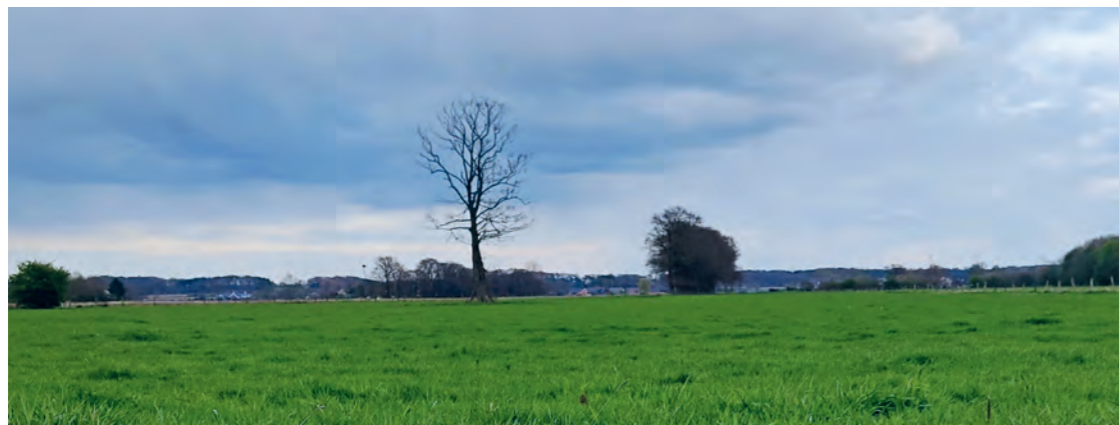
de arqueología en los álbumes familiares por parte de mis tías. Seguiré interrogando a mis familiares porque una parte de la memoria funciona por asociación. Así que si encuentro algo sobre Manuel aquí, despertará algún recuerdo allí y de ese modo podré seguir con una investigación de ida y vuelta.

A diferencia de mi tío abuelo, aunque es tentador, yo no quiero desaparecer, no quiero elegir la levedad, que mi familia me olvide o me pierda la pista. Por ejemplo, que mis sobrinas, pasados los años, no me reconozcan o termine siendo un total desconocido como llegó a ser Manuel para mi madre y sus hermanas. Quizá de eso va esta historia, de evitar que eso ocurra, de construir una memoria familiar, recuperando pistas, recuerdos, historias. Sembrando el camino de migajas de pan para que cuando alguien esté perdido, como lo estoy yo en esta búsqueda, pueda encontrar el camino de vuelta.

Ensillo mi caballo y lo dirijo adónde se está poniendo el sol. Según John Ford, lo

más importante en un Western es situar la línea del horizonte en su punto exacto, arriba o abajo, según requiera la historia y los personajes, pero nunca en el centro. De eso dependerá si la historia es buena o no. Aquí en Niederrhein no hay problema con el horizonte, mire adonde mire, y sin apenas esfuerzo, lo encuentro: vasto, inalcanzable, retándome a seguirlo. Aún está por ver cómo es mi historia y la de Manuel, pero tengo claro que la línea del horizonte no estará nunca en el centro.

En español “horizonte” es sinónimo de “límite” y “frontera”, también de perspectiva y futuro.



So verlockend es ist, will ich im Gegensatz zu meinem Großonkel nicht verschwinden, ich will nicht die Leichtigkeit wählen, will nicht von meiner Familie vergessen oder aus den Augen verloren werden.

wenigen Hinweise, die ich habe, zusammen mit ein paar Fotos, die das Ergebnis harter archäologischer Arbeit in den Familienalben meiner Tanten sind. Ich werde weiterhin meine Verwandten befragen, denn ein Teil des Gedächtnisses arbeitet assoziativ. Wenn ich also hier etwas über Manuel finde, wird es dort weitere Erinnerungen wecken, und so kann ich dann durch ein Hin und Zurück mit den Nachforschungen weitermachen.

So verlockend es ist, will ich im Gegensatz zu meinem Großonkel nicht verschwinden, ich will nicht die Leichtigkeit wählen, will nicht von meiner Familie vergessen oder aus den Augen verloren werden. Ich will zum Beispiel nicht, dass meine Nichten mich nach ein paar Jahren nicht mehr wiedererkennen und ich in ihren Augen ein Fremder werde, so wie Manuel es für meine Mutter und ihre Schwestern geworden ist. Vielleicht ist es das, worum es in dieser Geschichte

geht: so etwas zu verhindern, eine Familiengeschichte aufzubauen, Hinweise, Erinnerungen und Geschichten zu sammeln. Brotkrümel zu streuen, damit jemand, der – so wie ich auf dieser Suche – den Weg nicht weiß, auch wieder zurückfindet.

Ich saddle mein Pferd und lenke es dahin, wo gerade die Sonne untergeht. Laut John Ford ist das Wichtigste in einem Western, die Horizontlinie genau festzulegen, mal etwas höher oder tiefer, je nachdem, was die Geschichte und die Figuren verlangen, aber niemals in der Mitte. Davon hängt ab, ob die Geschichte gut ist oder nicht. Hier am Niederrhein gibt es keine Probleme mit dem Horizont. Wohin man auch schaut, sieht man ihn schon ohne viel Mühe: weit und unerreichbar; er fordert mich heraus, ihm zu folgen. Es bleibt abzuwarten, wie meine und Manuels Geschichte weitergeht, aber für mich ist klar, dass die Horizontlinie niemals in der Mitte liegen wird.

Im Spanischen wird das Wort „horizonte“ synonym für „Limit“ und „Grenze“ verwendet, auch in Bezug auf Perspektiven und die Zukunft.



Krefeld

“Siempre imaginé que el Paraíso sería algún tipo de biblioteca.”

Jorge Luis Borges

No puede ser tan difícil encontrar un libro en una biblioteca, es cuestión de paciencia y destreza visual, ¡qué bueno sería encontrarlo! ¿Y si no es Manuel el autor? Habré perdido el tiempo, aunque al menos habré visitado Krefeld, pero, ¿dónde está Krefeld? Todos esos pensamientos se atropellan unos a otros en el tren entre Hamminkeln y Düsseldorf, donde me encontraré con Maïke para hacer la última parte del viaje.

Nada más llegar, Maïke responde mi pregunta y dice que estamos todavía a unos treinta minutos de camino en coche. Parte de la organización de la residencia de escritura de la zona de Niederrhein, Maïke ha sido de gran ayuda desde el

inicio del programa. Cuando le comenté mi intención de ir a Krefeld, se sumó al instante a la búsqueda. Perfecto, un par de manos y ojos extras para encontrar la Antología del Bajo Rin del año 1985.

Continúa aquí:



Krefeld

„Ich habe mir das Paradies immer als eine Art Bibliothek vorgestellt.“

*Jorge Luis Borges**

Es kann doch nicht so schwer sein, ein Buch in einer Bibliothek zu finden, man muss nur Geduld haben und ein scharfes Auge. Es wäre so schön, das Buch zu finden! Und wenn Manuel nicht der Autor ist? Dann wäre es verschwendete Zeit, aber zumindest hätte ich mal Krefeld gesehen, nur, wo liegt Krefeld überhaupt? Die Gedanken überschlagen sich in meinem Kopf auf der Zugfahrt von Hamminkeln nach Düsseldorf, wo ich Maïke treffen werde, um den letzten Abschnitt der Reise mit ihr gemeinsam anzutreten.

Kaum in Düsseldorf angekommen antwortet Maïke auf meine Frage, wie weit es noch sei, dass wir noch etwa 30 Minuten mit dem Auto brauchen würden. Sie arbeitet für den Kulturraum Niederrhein e.V. und ist mir seit Beginn der Residenz eine große Hilfe. Als ich ihr von meinem geplanten Ausflug nach Krefeld erzählte, bot sie sofort ihre Hilfe bei der Suche an. Perfekt, ein weiteres Paar Hände und Augen, um die Niederrhein-Anthologie von 1985 zu finden.

*Jorge Luis Borges: „Blindheit“, in: *Die letzte Reise des Odysseus*, übers. von Gisbert Haefs, Frankfurt am Main: Fischer 2001, S. 188.

Hier geht's weiter:





La Llegada

“Sí, es muy joven, usted solo conoce la ciudad desde que la cruzó el tren. Era muy diferente entonces, muy diferente, señor Scott, muy diferente. La primera vez que llegué a Shinbone fue en una diligencia, algo muy parecido a esto...” La voz de James Stewart repite este diálogo en mi cabeza, en bucle, como una de esas canciones que se quedan grabadas en tu cerebro y que cualquier intento de hacerlas desaparecer sólo agravan la situación.

Podría repetir con precisión de cirujano cada uno de los diálogos de “El hombre que mató a Liberty Valance”, he perdido la cuenta de las veces que la he visto. Cada día de paga el mismo ritual: mi traje de los domingos y al cine de verano. Y ahora estoy en este desvencijado tren, muerto de frío y cansado, pero no soy James Stewart y mi destino no es Shinbone, aunque el nombre de mi estación, que tengo anotado en un papel, sea casi tan ininteligible. Tanto que aunque releo el nombre cada diez minutos soy incapaz de

retenerlo, como si el nombre de mi destino mutase dentro del bolsillo, una especie de brújula mal imantada que señala el norte a capricho.

“¡Ouarauzen! ¡Ouarauzen!” Grita el revisor desde la otra punta del vagón. Esta no es mi parada y no es que lo sepa porque haya entendido lo que ha dicho el hombre, sino porque hace escasos cinco minutos que le pregunté y me dijo que aún faltaba para llegar. La comunicación ha sido complicada, pero con gestos nos hemos logrado entender o eso espero. Supongo que aprenderé alemán durante el tiempo que esté aquí, en el trabajo y el día a día. No puede ser tan difícil. El mellao me dijo que él con lo básico se maneja bien, que no me preocupe por eso. Mientras me den trabajo qué más da si los entiendo o no.

¡Sus mulas toas, qué frío! Repito esa frase a modo de mantra como si me sirviera para exorcizar las bajas temperaturas que hay en el vagón. Ni el traje de paño, ni el chaquetón de pana, que pesa tanto como la

Die Ankunft

„Sie sind doch ein junger Mann, was wissen Sie schon von der alten Zeit, sie kennen doch die Stadt frühestens, seit es hier eine Eisenbahn gibt. Damals sah es hier anders aus, Mr. Scott, ganz anders. Als ich das erste Mal nach Shinbone kam, bin ich mit der Postkutsche gefahren, sie sah so ähnlich aus wie die hier...” In meinem Kopf erklingt immer wieder James Stewart, in einer Endlosschleife, wie ein Ohrwurm – wenn man versucht ihn loszuwerden, wird er nur noch schlimmer.

Ich kenne alle Dialoge aus *Der Mann, der Liberty Valance erschoss* in- und auswendig, keine Ahnung, wie oft ich den Film schon gesehen habe. An jedem Zahntag das gleiche Ritual: in den Sonntagsanzug und ab ins Sommerkino. Und jetzt sitze ich in diesem ratternden Zug, mir ist kalt und ich bin müde, aber ich bin nicht James Stewart und mein Ziel ist nicht Shinbone, auch wenn der Name meines Bahnhofs, den ich mir auf einem Zettel notiert habe, fast genauso seltsam klingt. Obwohl ich alle zehn Minuten einen Blick drauf werfe, kann ich ihn mir nicht merken, als würde er in der Tasche mutieren, ein kaputter Kompass, der nach Lust und Laune in irgendwelche Richtungen zeigt.

„Ouarauzen! Ouarauzen!“, ruft der Schaffner vom anderen Ende des Waggons. Meine Haltestelle ist das nicht. Ich habe zwar nicht verstanden, was er gesagt hat, aber als ich vor fünf Minuten nachgefragt habe, meinte er, es dauere noch ein wenig bis dahin. Die Kommunikation war schwierig, aber mit Händen und Füßen haben wir uns am Ende doch noch verstanden, das

hoffe ich jedenfalls. Während meiner Zeit hier werde ich bei der Arbeit und im Alltag vermutlich etwas Deutsch lernen. So schwer kann das nicht sein. Der „Mellao“ hat mir mit seinem zahnlosen Grinsen gesagt, dass er mit ein paar Standardphrasen gut durchkomme und ich mir deshalb keine Sorgen machen müsse. Solange sie mir Arbeit geben, ist es egal, ob ich sie verstehe oder nicht.

Sus mulas toas, was für eine Kälte!, wiederhole ich wie ein Mantra, als könnte ich es damit etwas wärmer machen. Weder der Anzug noch die Kordjacke, die fast so viel wiegt wie der riesige Koffer, kommen gegen die Kälte an. Sie geht mir bis in die Knochen, als wäre sie immer schon dagewesen, als hätte mein Körper nach ein paar Tagen schon keine Erinnerung mehr an die Wärme, an die Sonne. Ich verschränke die Arme und drücke sie eng an meine Brust. Das beruhigt mich, wärmt mich, auch wenn ich mir wie ein Verrückter in Zwangsjacke vorkomme.

Am Bahnhof wird mich Juan abholen kommen und zu seinem Haus bringen. Dort werde ich übernachten, bis ich etwas Besseres finde. Ich muss dran denken, ihm den Käse, den Schweinsrücken und den Brief von seinem Bruder zu geben, da wird er sich freuen. Wahrscheinlich rutscht mir irgendwann ein „Mellao“ raus – Juan mag es nicht, wenn man ihn so nennt, aber so haben wir in Utrera immer gesagt, einen Spitznamen wird man nur sehr schwer wieder los, höchstens im Tausch gegen einen noch Schlimmeren. Aufregen bringt nichts, solche Namen muss man einfach akzeptieren. Mir macht es ja auch nichts aus, wenn mich alle Manolito nennen, auch wenn die Verniedlichung nicht wirklich zu

enorme maleta, logran que el frío desaparezca. Lo siento calado en los huesos, como si hubiera sido así siempre, como si mi cuerpo en pocos días hubiese perdido la memoria del calor, del sol. Me cruzo de brazos y los aprieto contra mi pecho. El forzado gesto me reconforta, me devuelve algo de calidez. Aunque me haga parecer uno de esos locos con camisa de fuerza.

Al llegar a la estación, Juan estará allí y me llevará a su casa. Me quedará allí hasta que encuentre algo mejor. Que no se me olvide darle el queso, el lomo y la carta que su hermano me ha dado para él, verás qué alegría se va a llevar. A ver si no meto la pata y se me escapa decirle mellao, porque a Juan no le hace ninguna gracia el mote, pero claro, así es como lo hemos llamado toda la vida en Utrera y un mote es algo muy complicado de cambiar y cuando uno lo consigue, la mayoría de las veces, es porque le han puesto otro peor. Así que lo mejor es aceptar el mote de cada uno, sin muchos aspavientos. Por ejemplo, a mi no me molesta que me llamen Manolito, aunque ya tenga más de treinta años. El lunes mismo me presentaré con el mellao... con Juan en la fábrica y hablaremos con el encargado, aunque él ya me ha dicho que está todo solucionado, que hace falta mucha mano de obra. No tengo claro en qué voy a trabajar, pero no va a ser peor que el campo, los madrugones y la espalda reventá.

Además yo no voy a ser como el Joaquín, que tras dos meses se volvió quejándose del frío y de la pena, aunque todo el mundo sabe que el Joaquín es un cobarde y un quejica y que no iba a aguantar mucho sin su madre, que lo trata como si

fuera un niño. Normal que todos le conozcan por el gorrión porque nunca va a dejar el nido. Mira al Cristóbal, que en tres años volvió de vacaciones con su propio coche y todo el mundo sabe que el Cristóbal no es el más espabilado que digamos. Lo que hay que tener es ganas de trabajar y lo demás pues ya veremos.

“Sí, es muy joven, usted solo conoce la ciudad desde que la cruzó el tren. Era muy diferente entonces, muy diferente, señor Scott, muy diferente...”

Va a salir bien, va a salir bien. No puede ser peor que seguir madrugando para trabajar en el campo y todo por dos duros. Aquí hay trabajo y oportunidades, además van a ser solo un par de años, lo suficiente para ahorrar algo y de vuelta a Utrera. Yo no quiero ir a Alcalá como mis hermanas, eso no es un pueblo, es un cerro. Con el dinero ahorrado me compro una casa al lado de Santa María y abro un negocio: un bar o una panadería que de esos siempre hacen falta y si uno lo sabe llevar con cabeza dejan un buen capital.

¿Cuánto quedará? Hace más de media hora que debíamos haber llegado.

¿Y si vuelvo a preguntar? Mejor que me tomen por un pesado que perder la parada. El revisor pasa a mi lado, me levanto y lo encaro torpemente. Le muestro de nuevo el papel. El hombre asiente y me dice que “Nok fiar estacionen” Niego con la cabeza, no sé qué significa eso, solo entiendo la palabra estación. El tipo me mira, debo tener cara de ternero a punto de ser degollado, así que me señala su mano con cuatro dedos alzados y repite “estacionen”. Ahora sí, asiento, cuatro estacionen. Doblo con cuidado el papel,

einem Mann über 30 passt. Am Montag gehen wir uns dann in der Fabrik vorstellen, der „Mellao“ ... Juan und ich, und reden mit dem Chef, wobei er schon versichert hat, dass alles geregelt ist, dass Not am Mann ist. Ich weiß nicht genau, wo sie mich einsetzen werden, aber es wird schon nicht schlimmer sein als auf den Feldern, wo man mitten in der Nacht aufstehen muss und sich den Rücken kaputt macht.

Bei mir wird es sicher nicht so wie bei Joaquín, der schon nach zwei Monaten zurückgekommen ist und sich über Kälte und Schmerzen beschwert hat, alle wissen, dass Joaquín ein Feigling und ein Jammerlappen ist. Seine Mutter behandelt ihn wie ein kleines Kind und ohne sie würde er völlig aufgeschmissen sein, das war klar. Man kennt ihn als „el gorrión“, „den Spatz“, weil nicht absehbar ist, dass er jemals das Nest verlassen wird. Aber Cristóbal, der ist nach drei Jahren in einem eigenen Auto zum Urlaub wiedergekommen, und jeder weiß, dass Cristóbal nicht die hellste Leuchte ist. Man muss nur arbeitswillig sein, der Rest wird sich ergeben.

„Sie sind doch ein junger Mann, sie kennen doch die Stadt frühestens, seit es hier eine Eisenbahn gibt, damals sah es hier anders aus, Mr. Scott, ganz anders.“

Alles wird gut, alles wird gut. Es kann nicht schlimmer sein, als weiterhin in aller Frühe für einen Hungerlohn zur Feldarbeit zu gehen. Hier gibt es Arbeit und Möglichkeiten, außerdem ist es ja nur für ein paar Jahre, gerade genug, um ein bisschen Geld zu verdienen und dann geht es wieder nach Utrera. Ich will nicht wie meine Schwestern nach Alcalá ziehen, das ist nur ein Hügel, der so tut, als wäre er ein Dorf.

Mit dem angesparten Geld werde ich ein Haus in der Nähe von Santa María kaufen und eröffne dann einen Laden, eine Bar oder eine Bäckerei, sowas wird immer gebraucht und wenn man sich schlau anstellt, kann man damit ganz gut verdienen.

Wie weit ist es noch? Wir hätten doch schon vor einer halben Stunde ankommen müssen? Soll ich noch einmal fragen? Mir ist lieber, sie halten mich für blöd, als dass ich die Haltestelle verpasse. Der Schaffner geht an mir vorbei, ich stehe auf und sehe ihn unbeholfen an. Ich zeige ihm nochmal meinen Zettel. Er nickt und sagt: „Nok fiar estacionen.“ Ich schüttele den Kopf, keine Ahnung, was das heißt, ich verstehe nur das Wort Station. Der Mann sieht mich an, ich muss aussehen wie ein Kalb kurz vor dem Schlachter, also hält er vier Finger hoch und wiederholt: „Estacionen“. Jetzt nicke ich, vier Stationen noch. Ich falte den Zettel sorgfältig, stecke ihn in meine Tasche und setze mich wieder hin. Der Mann geht weiter und murmelt etwas, das ich nicht verstehe.

Die Landschaft ist weit, endlos, nicht in einem Blick zu erfassen, wie in *Das war der Wilde Westen*, der groß im Kino angekündigt wurde, wobei der Hinweis auf das CinemaScope-Verfahren in der Ankündigung größer war als der Filmtitel. Der Zug bewegt sich zwar, aber wenn man sich die Landschaft genau ansieht, wirkt sie wie ein Standbild, ein Panorama in Grau und Grün vor blauem Hintergrund, darauf ein paar Wolkentupfer. Wenn da nicht dieses schreckliche Grün wäre, sähe es fast aus wie die Felder von Utrera, diese riesigen braunen Flächen voller Furchen unter der sengenden Sonne, von denen man nicht meinen würde, dass etwas darauf wachsen

lo guardo en el bolsillo y vuelvo a sentarme. El hombre prosigue su camino mientras rezonga algo que no logro entender.

El paisaje es extenso, interminable, imposible de abarcar con la vista, como en “La conquista del Oeste” que anunciaban en el cine con “Rodada en Cinemascope” con letras más grandes que el propio título de la película. Aunque el tren esté en movimiento, si miras el paisaje con mucha atención puede llegar a confundirte y pensar que estás ante una foto fija, una panorámica en tonos grises y verdes, con un azul al fondo moteado de blanco por algunas nubes. Si no fuera por ese verdor terrible me recordaría a los campos de Utrera, esas inmensas extensiones marrones llenas de surcos bajo un sol abrasador y de las que parece imposible que pueda brotar nada. Cuánto odio ese sol sobre la cabeza, desde el amanecer hasta el mediodía, sin descanso, con la espalda doblada, las manos encalladas y el bolsillo vacío.

Al fondo del vagón hay otro tipo con gorra calada, traje de paño de corte irregular y un maletón grande y pesado que amenaza con romperse. Como yo, mira el reloj y un papel alternativamente y con algo de ansiedad. Me apuesto lo que sea a que en ese papel está el nombre de su parada. Somos tan parecidos, que nos evitamos, como si al hablarnos delatásemos nuestra condición de emigrantes, de elementos ajenos a ese mundo, delante del resto de pasajeros. ¡Cómo si ellos no supieran ya que no somos de aquí! Reconozco en su mirada mis miedos y dudas, por eso decido no molestarlo. No somos de ninguna ayuda el uno para el otro. De todas formas ya conozco de antemano que

nos diríamos. Las conversaciones entre emigrantes en Alemania se parecen mucho a las de dos presos en el patio de la cárcel: ¿Cuánto tiempo llevas? ¿Por qué estás aquí? ¿Cuánto te queda todavía? ¡Qué mala es la comida!

“¡Brumencan! ¡Brumencan!” El grito atraviesa el vagón al tiempo que varios de los pasajeros se ponen en pie. Maletas que tropiezan, un ligero alboroto y un murmullo de disculpas. El tren vuelve a ponerse en marcha. Tres estaciones.

Estas maderas se clavan a mi espalda como puñales, ¡es insoportable! Al principio parecían cómodas, pero tras varias horas han revelado su verdadera naturaleza como potro de tortura. Me levantaría a estirar las piernas o a ir al servicio, pero hay mucha gente y no me atrevo a dejar la maleta aquí sola. Además qué pasaría si por un despiste pierdo mi parada, qué hago entonces, a quién pregunto, a quién reclamo, cómo aviso al mellao... a Juan. Por eso debo estar concentrado.

Miro el reloj, son las cuatro y cuarto de la tarde. Hace media hora que deberíamos haber llegado. Es temprano, pero afuera es noche casi cerrada. Tanto el Juan como el Cristóbal me avisaron que el invierno aquí era duro, los días muy cortos, que se entraba a trabajar antes de que amanezca y se salía de noche, pero que ya habría tiempo en primavera y verano de salir a la calle y disfrutar un poco. A través de la ventana del vagón, el paisaje se ensombrece en cuestión de minutos y el verde se arrastra hasta la oscuridad más absoluta. La ventana pasa a ser una pantalla negra, una televisión apagada que devuelve un retrato deformado de quien se atreve a

könnte. Wie ich diese Sonne über meinem Kopfhasse, von frühmorgens bis mittags, ständig, mit gekrümmtem Rücken, rauen Händen und leeren Taschen.

Im hinteren Teil des Waggons sitzt noch ein anderer Typ mit einer Mütze tief im Gesicht, einem schlecht geschnittenen Anzug und einem großen, schweren Koffer, der in jedem Moment auseinanderfallen könnte. Wie ich schaut er etwas unruhig abwechselnd auf die Uhr und auf einen Zettel. Jede Wette, dass darauf der Name seiner Haltestelle steht. Wir sind uns so ähnlich, also gehen wir einander aus dem Weg, als würde bei einer Unterhaltung auffliegen, dass wir Einwanderer sind, Fremde, nicht von hier. Als ob die anderen Fahrgäste das nicht schon längst wüssten! In seinem Gesicht erkenne ich meine Ängste und Zweifel wieder, also lasse ich ihn lieber in Ruhe. Wir können einander nicht helfen. Außerdem weiß ich ohnehin schon, was wir zueinander sagen würden. Die Gespräche zwischen Immigranten in Deutschland klingen wie Unterhaltungen zweier Gefangener auf dem Gefängnishof: Wie lange bist du schon hier? Warum bist du hier? Wie lange hast du noch? Das Essen schmeckt ja grauenvoll!

„Brumencan! Brumencan!“ Der Schrei klingt durch den Waggon und mehrere Fahrgäste machen sich zum Aussteigen bereit. Koffer stehen im Weg, Stimmen klingen durcheinander, Entschuldigungen werden gemurmelt. Der Zug fährt weiter. Drei Stationen noch.

Diese Holzbänke fühlen sich an wie Dolche im Rücken. Unerträglich. Am Anfang kamen sie mir noch relativ bequem vor, aber nach ein paar Stunden haben sie ihre wahre Natur als Folterbänke offenbart. Ich

würde ja aufstehen und mir die Beine vertreten oder mal auf die Toilette gehen, aber es ist zu voll und ich will meinen Koffer hier nicht allein lassen. Und was, wenn ich dann die Haltestelle verpasse? Was dann? Wen frage ich dann, an wen kann ich mich dann wenden, wie sage ich dem „Mellao“ Bescheid... Juan, meine ich. Also konzentriere ich mich besser.

Ich schaue auf die Uhr, es ist Viertel nach vier am Nachmittag. Wir hätten schon vor einer halben Stunde da sein sollen. Draußen ist es schon fast dunkel. Juan und Cristóbal haben mich beide vor dem harten Winter hier gewarnt, die Tage sind wohl sehr kurz, man geht im Dunkeln zur Arbeit und kommt im Dunkeln nach Hause, im Frühling und Sommer kann man aber angeblich danach noch rausgehen und es sich gut gehen lassen. Draußen wird es innerhalb weniger Minuten dunkel, das Grün der Landschaft wird pechschwarz. Das Fenster des Waggons verwandelt sich in eine schwarze Leinwand, einen ausgemachten Fernsehbildschirm, der ein verzerrtes Bild der Person zeigt, die es wagt, einen Blick in die Richtung zu werfen. Das schwache Licht direkt über uns macht die Gesichter schmaler und die Schatten länger. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass der Frühling kommen wird und dann alles besser wird. Dann ist Schluss mit den verfrorenen Gesichtern, den Sonnenuntergängen mitten am Nachmittag, der klirrenden Kälte. Aber dann fällt mir wieder ein, dass noch Mitte Oktober ist, und ich werde wieder auf den Boden der Realität geholt.

„Sie sind doch ein junger Mann, sie kennen doch die Stadt frühestens, seit es hier eine Eisenbahn gibt, damals sah

mirarla. La luz tenue del vagón, cenital sobre nuestras cabezas, afila los rostros y alarga las sombras. Me consuelo pensando que la primavera ya va a estar aquí y todo mejorará. Adiós a los rostros de sonrisa congelada, a los anocheceres a media tarde, al frío que cala los huesos. Aunque todo eso se viene abajo cuando recuerdo que aún estamos a mediados de octubre.

“Sí, es muy joven, usted solo conoce la ciudad desde que la cruzó el tren. Era muy diferente entonces, muy diferente, señor Scott, muy diferente.” Maldito James Stewart que no logro sacarme de la cabeza.

“¡Bestel! ¡Bestel!” A cada grito del revisor entiendo menos lo que dice. El sentido común me dice que le pregunte si es la mía, pero ya lo he hecho tres veces y no tengo más ganas de aguantar su mirada de cansancio o como el resto de viajeros levantan por un segundo la vista para verme gesticular como un loco mientras agito el papel con el nombre de la estación y repito: ¡Baujladen! ¡Baujladen! Si no me equivoco quedan dos estaciones. Dos estaciones.

Un banco más allá hay una rubia guapísima. Rubia, rubia, de las de verdad, parece de revista. Cuando el Cristóbal volvió con el coche el pasado verano presumía de haber estado con varias, decía que las mujeres aquí son más modernas y más abiertas, no como las mojigatas del pueblo. ¡Menudo fantasma el Cristóbal! Me encantaría acercarme a ella y presentarme y ver si es verdad que son tan abiertas, pero qué le digo, no sé ni una palabra de alemán. La miro, me mira, sonrío y agacha la mirada. Quizá tenga una oportunidad si...

“¡Baujfel! ¡Baujfel!” ¡Mierda! Esa es mi

parada. Agarro la maleta y corro hasta la puerta casi sin tiempo. ¡Cómo pesa la condenada! Pensé que faltaba otra parada más, me habré despistado con la rubia. ¿Y ahora qué quiere este tío? “¡Nein! ¡Nein!” El revisor se sitúa delante de mí y me impide bajar. “Nein. Di neste. Di neste”. Intento apartarlo y bajar, pero el hombre no se mueve ni un centímetro. ¿Por qué no se aparta? Forcejeo, pero con la maleta en la mano no consigo nada. “Di neste” repite una y otra vez, pero sigo sin comprenderlo. Todos los pasajeros nos miran, sorprendidos e incómodos por mis formas bruscas, incluida la rubia cuya sonrisa ha desaparecido. El otro emigrante, el de gorra calada, es el único que ha agachado la cabeza, quizá avergonzado de mi torpeza e intentando que los otros pasajeros no lo relacionen conmigo. El revisor, como el mejor mimo que he visto en mi vida, usa las dos manos para explicarme que mi parada es la próxima. Le muestro de nuevo el papel, que a estas alturas debe conocer mejor que su propio nombre. Lo mira. Por un momento atisbo una leve sonrisa, pero es una mueca de cansancio. Asíente y sigue recorriendo el vagón, rezongando. El resto de pasajeros vuelve su mirada al frente, el espectáculo ha terminado.

Me quedo de pie, solo es una parada y volver a mi sitio sería volver a enfrentar la mirada de la rubia, reconocer la derrota. Quizá Joaquín, el gorrion, no sea tan quejica, puede que sea difícil, no para todo el mundo. Pero son solo dos años, eso pasa volando y a la vuelta todo irá mejor. Además la primavera ya va a estar aquí. Sí, la primavera y todo será muy diferente, muy diferente, señor Scott, muy diferente...

es hier anders aus, Mr. Scott, ganz anders.“ Der verdammte James Stewart geht mir nicht mehr aus dem Kopf.

„Bestel! Bestel!“ Ich verstehe den Schaffner immer schlechter. Der gesunde Menschenverstand sagt mir, dass ich ihn fragen sollte, ob das jetzt meine Haltestelle ist, aber ich habe keine Lust, noch einmal einen müden Blick von ihm zu bekommen und die Aufmerksamkeit der anderen Passagiere auf mich zu lenken, wenn ich wie ein Verrückter gestikuliere, während ich mit dem Zettel wedle und rufe: Baujladen! Baujladen! Es müssten noch zwei Halte sein. Zwei Stationen noch.

Ein paar Bänke weiter sitzt eine hübsche Blondine. Blond, blond, ganz natürlich blond, wie aus einer Zeitschrift. Als Cristóbal letzten Sommer mit dem Auto zurückgekommen ist, hat er damit angegeben, dass er schon mit vielen was hatte, er meinte, die Frauen hier wären moderner und offener, nicht wie die pruden zuhause. Was für ein Angeber, dieser Cristóbal! Ich würde so gerne auf sie zugehen, mich vorstellen und schauen, ob die Frauen hier wirklich so offen sind, aber was würde ich nur sagen, ich kann ja kein Wort Deutsch. Ich sehe sie an, sie erwidert den Blick, lächelt und sieht weg. Vielleicht habe ich eine Chance, wenn ...

„Baujfel! Baujfel!“ Mist! Das ist meine Haltestelle. Ich schnappe mir den Koffer und stürme im letzten Moment zur Tür. Das verdammte Ding ist so schwer! Ich dachte eigentlich, es kommt erst noch ein Halt, aber die Blondine hat mich abgelenkt. Und was will jetzt dieser Typ von mir? „Nein! Nein!“ Der Schaffner stellt sich vor mich und versperrt mir den Weg. „Nein. Di neste. Di

neste.“ Ich will ihn wegstoßen und aussteigen, aber der Mann rührt sich nicht vom Fleck. Warum geht er nicht zur Seite? Ich versuche es weiter, aber der Koffer ist so schwer, da kann ich nichts machen.

„Di neste“, wiederholt er noch einmal, aber ich verstehe ihn immer noch nicht. Alle starren uns an, überrascht und unangenehm berührt von meiner forschen Art, auch die Blondine, deren Lächeln verschwunden ist. Der andere Immigrant mit der Mütze vor dem Gesicht ist der Einzige mit gesenktem Blick, vielleicht ist ihm die Sache peinlich und er will nicht, dass die anderen Fahrgäste uns miteinander in Verbindung bringen. Der Schaffner erklärt mir mit beiden Händen wie ein Meister-Pantomine, dass meine Haltestelle erst der nächste Bahnhof ist. Ich zeige ihm nochmal den Zettel, aber inzwischen weiß er ohnehin, was darauf steht. Er wirft einen Blick darauf. Für einen Moment meine ich ein schwaches Lächeln in seinem Gesicht zu erkennen, aber es ist eher eine müde Grimasse. Er nickt und geht mürrisch durch den Waggon. Die anderen Fahrgäste sehen wieder nach vorne, die Show ist vorbei.

Ich bleibe stehen, es ist ja nur eine Haltestelle und wenn ich zurück zu meinem Platz gehe, müsste ich mich noch einmal dem Blick der Blondine stellen und die Niederlage eingestehen. Vielleicht ist Joaquín, der Spatz, gar nicht so ein Jammerlappen, vielleicht ist es wirklich schwer hier und nicht jedermanns Sache. Aber es sind nur zwei Jahre, die vergehen wie im Flug, und nach der Rückkehr wird alles besser. Außerdem ist bald Frühling. Ja, bald kommt der Frühling und alles wird anders, ganz anders, Mr. Scott, ganz anders ...



Apuntes para continuar una búsqueda de ida y vuelta

(o cómo volver al sur)

1. Big bang – Según algunas teorías astronómicas, gran explosión de una masa compacta de energía y materia que dio origen al universo. Son importantes las escalas, no todos los Big Bang generan un universo, otros son más modestos y son el inicio de una historia, el encuentro de dos personas o alguno de

los millones de fracasos que inundan la vida. La llegada de Manuel a Alemania es una especie de Big Bang, el nacimiento de una estrella lejana de la que solo vemos un pequeño destello mil años después de que ocurriera. En mi caso, el destello llegó 46 años después. Puede parecer poco para una estrella, pero para un ser humano es más de la mitad de su vida.

Notizen für eine Suche hin und retour

(oder wie man in den Süden zurückkehrt)

1. Urknall – einigen astronomischen Theorien zufolge die gewaltige Explosion einer kompakten Masse aus Energie und Materie, durch die das Universum entstanden ist. Es kommt aber auf die Dimensionen an, denn nicht alle Urknalle erzeugen ein Universum, manche sind bescheidener und beginnen eine Geschichte, die Begegnung zweier Menschen, oder sie leiten einen der unzähligen Misserfolge ein, die über das Leben hereinbrechen. Manuels Ankunft in Deutschland ist eine Art Urknall, die Geburt eines fernen Sterns, von dem tausend Jahre später nur noch ein kleines Funkeln zu sehen ist. Bei mir kam das Funkeln 46 Jahre später an – das mag für einen Stern nicht lang sein, aber bei einem Menschen ist es mehr als die Hälfte seines Lebens.

2. In den vergangenen vier Monaten habe ich so viel Zeit in Zügen verbracht, dass sich das Projekt eher wie eine Walz als eine Residenz angefühlt hat. Vielleicht werden diese Stipendien für Autoren irgendwann einmal so konzipiert, dass man gezwungen wird, ein paar Monate lang herumzureisen und für eine Weile wieder nomadisch zu leben. Ich hoffe jedenfalls, die Fahrten sind dann nicht mehr diese nahezu perfekte Kombination aus Verspätungen, Zugausfällen, Änderungen in letzter Minute und jeder Menge anderer Vorfälle, die das Reisen mit der Bahn unangenehmer machen: Handys in vollster Lautstärke, Menschen in vollster Lautstärke, Menschen, die Bier

trinken, Menschen, die Pistazien essen, Menschen im Allgemeinen ... Aber trotzdem haben diese Fahrten, meist zwischen anderthalb und zwei Stunden lang, mir als unmittelbare Deadline gedient, ein tyrannischer Chef, dem ich am Ende jeder Fahrt Rechenschaft ablegen musste, was dazu geführt hat, dass ich in diesen Zügen mehr geschrieben habe als in der eigentlichen Residenz.

Und das Projekt trägt schließlich den Titel *Zwei Andalusier im Wilden Westen*, wie also besser in den wilden Westen, den Niederrhein, reisen als mit dem Zug?

3. Mich faszinieren Kriminalfälle, die nicht schon in der ersten Phase der Ermittlungen gelöst werden, wo jeder neue Schritt in eine Sackgasse führt oder zu einem Hinweis, der alle vorherigen entkräftet. Ein Durcheinander an Zeugen, Dokumenten, Intuitionen und Aussagen, das sich nicht entwirren lässt und den Fall in die Länge zieht, bis er immer mehr zum Leben des Ermittlers dazugehört, ein Teil seiner Routine wird, wie das ballaststoffreiche Frühstück und der Gute-Nacht-Kuss. Irgendwann geht es gar nicht mehr nur darum, den Fall zu lösen und den Mörder zu finden, sondern auch darum, wie sich der Ermittler dadurch verändert, wie die Suche ihn und sein Leben beeinflusst.

Zum jetzigen Zeitpunkt der Suche scheint Manuels Geschichte eher komplizierter als klarer zu werden. Es gibt noch viele Fragen zu beantworten, Hin-

2. He pasado tanto tiempo en trenes durante los últimos cuatro meses que mi proyecto más que una residencia podría llamarse una itinerancia. Quizá en un futuro sea así cómo se articulen estas ayudas a escritores, obligando a viajar durante meses, siendo de nuevo nomada por un corto espacio de tiempo. Eso sí, espero que cuando llegue ese momento los trenes no sean una combinación casi perfecta de retrasos, cancelaciones, cambios de última hora y todo tipo de situaciones que empeoran la experiencia de viajar en tren: móviles a todo volumen, gente a todo volumen, gente bebiendo cerveza, gente comiendo pistachos, gente en general... Aún así, la duración de los trayectos, entre hora y media y dos horas, han servido de plazo de entrega inmediato, un jefe tiránico al que rendir cuentas al final de cada viaje y que ha propiciado que haya escrito más en esos trenes que en la residencia en sí.

Y si el proyecto de la residencia recibió el título de “Dos andaluces en el Salvaje Oeste”, qué mejor forma de alcanzar ese Salvaje Oeste, Niederrhein, que subido a un tren.

3. Siento fascinación por las historias de crímenes que no se resuelven en los primeros compases de investigación, aquellas donde cada nuevo paso conduce a un callejón sin salida o a otra pista que termina invalidando las anteriores.

Una maraña de testigos, documentos, intuiciones y testimonios imposible de desenredar y que provocan que el caso se prolongue en el tiempo, incorporándose a la vida del investigador de forma paulatina, una rutina más de su

Siento fascinación por las historias de crímenes que no se resuelven en los primeros compases de investigación, aquellas donde cada nuevo paso conduce a un callejón sin salida o a otra pista que termina invalidando las anteriores.

vida, como el desayuno rico en fibra o el beso de buenas noches. Está de más decir que esas búsquedas ya no tratan sobre cómo resolver el caso o de desvelar quién es el asesino, sino de observar en qué persona se ha transformado el investigador, de qué modo él y su vida han cambiado durante el proceso.

En este punto de la búsqueda, la historia de Manuel está más cerca de complicarse que de resolverse. Son muchas aún las preguntas que quedan por responder, las pistas por seguir y las incógnitas por fabular:

a) ¿Qué significan las iniciales y los números que encontré en Krefeld en la biografía de Manuel que había en la Antología? ¿Por qué alguien eliminó el texto de Manuel?

b) ¿Será real el mail que he recibido? Una tal Bárbara de Kevelaer asegura que su padre fue amigo de Manuel y conserva algunas fotos de los dos juntos.

c) Mi tía José ha encontrado un par

weise zu verfolgen, Unbekanntes zu erfinden:

a) Was bedeuten die Initialen und Zahlen aus der Biografie am Ende der Anthologie, die ich in Krefeld gefunden habe? Warum hat jemand Manuels Text entfernt?

b) Ist die Mail, die ich neulich bekommen habe, echt? Eine Barbara aus Kevelaer behauptet, ihr Vater sei mit Manuel befreundet gewesen, und schreibt, dass sie einige Fotos von den beiden zusammen hat.

c) Meine Tante José hat ein paar Fotos von Manuel als jungem Mann neben alten Westernromanen gefunden. Ist das ein neuer Hinweis? Hängt es mit der Anthologie zusammen?

In einem Buch von Juan Tallón lese ich: „Alles Interessante geschieht im Verborgenen, daran besteht kein Zweifel. Über die wahre Geschichte der Menschen ist nichts bekannt.“ Obwohl ich Tallón voll und ganz zustimme, habe ich keine andere Wahl, als weiterzusuchen, denn auch wenn ich Manuel selbst nicht finde, interessiert mich alles, was um ihn herum entsteht, das Leben und die Fiktion, die aus dem, was ich schreibe, hervorgehen.

4. Die Suche hat an zwei Orten gleichzeitig stattgefunden. Dort, in Andalusien, war es eine Suche in der Zeit: im Gedächtnis, in Erinnerungen, in verstaubten und vergessenen Schubladen oder Fotoalben. Familienarchäologie. Hier in Deutschland habe ich auf einer anderen Ebene gesucht, im Raum, unterwegs am Niederrhein, wo Manuel gelebt hat, habe Spuren gesucht

und versucht zu verstehen, warum er an diesem Ort verschwinden wollte.

Durch das Zusammensetzen der beiden Koordinaten Zeit und Raum können wir seine Position erahnen, als wäre er ein Atom, und müssen aber erkennen, dass unsere Perspektive das Bild beeinflusst und jede Verschiebung auf einer der Achsen ihn wieder anders zeigt. Wir können also gar kein eindeutiges oder klares Bild von Manuel bekommen.

5. Zu Beginn des Projekts habe ich alle meine Verwandten gezwungen, mir zu erzählen, was sie über Manuel wissen. Ich selbst habe damals nicht mitgemacht, entweder aus Feigheit oder aus Faulheit. Jetzt ist es aber so weit: Meine Erinnerungen an meinen Großonkel sind spärlich, kleine Flashbacks, kaum eine Sekunde lang. Unter den Bildern sticht eines hervor und kehrt immer wieder. Ich weiß nicht, ob es echt ist oder eine Mischung aus anderen Erinnerungen und Standbildern aus einem Film – einem schlecht belichteten mit viel Körnung und analoger Erscheinung. Am besten wäre, wenn man Erinnerungen genauso überarbeiten könnte wie klassische Filme oder alte VHS-Kassetten, damit auch sie in bester HD- oder 4K-Qualität zur Verfügung stünden.

Das immer wiederkehrende Bild zeigt meine ganze Familie vor dem ehemaligen Haus meiner Großeltern auf der Straße versammelt: ein zweistöckiges Haus mit einem kleinen Garten, den mein Großvater damals schweren Herzens zurückgelassen hat, auch wenn er gerade einmal hundert Meter weiter gezogen ist. Dieser kleine Garten war das Land,

de nuevas fotos de Manuel de joven junto a antiguas novelas pulp del oeste. ¿Será el inicio de una nueva vía? ¿Habrà conexión con la antología?

Leo en un libro de Juan Tallón, “Todo lo interesante ocurre en la sombra, no cabe duda. No se sabe nada de la historia auténtica de los hombres.” Aunque estoy totalmente de acuerdo con Tallón, en mi caso, no me queda otra que seguir buscando, porque aunque nunca llegue a encontrar a Manuel, me interesa todo lo que va surgiendo alrededor, la vida y la ficción que brotan de lo que escribo.

4. La búsqueda ha tenido lugar en dos lugares al mismo tiempo. Del lado de allí, en Andalucía, ha sido una búsqueda en el tiempo: a través de la memoria, de los recuerdos, de cajones o álbumes polvorientos que estaban olvidados. Arqueología familiar. La búsqueda aquí ha sido en otra coordenada, el espacio, recorriendo Niederrhein, el lugar donde Manuel vivió, buscando pistas e intentando entender por qué decidió desaparecer en este lugar.

Unir las dos coordenadas, tiempo y espacio, nos permite crear un eje donde trazar las posibles trayectorias en las que Manuel se movió y, como si fuera un átomo, tener la certeza de que la forma en que lo observamos determinará su posición y que cada variación, en cualquiera de los dos ejes, ofrecerá una imagen diferente de él. O lo que es lo mismo, la imposibilidad de captar una idea o imagen clara de Manuel.

5. Desde que empezó el proyecto he obligado a todos mis familiares a contarme aquello que recordasen de Manuel.

Por mi parte he evitado ese ejercicio, ya sea por cobardía o por pereza. Así que allá vamos: mis recuerdos de mi tío abuelo Manuel son escasos, pequeños flashbacks de menos de un segundo. Entre todos ellos destaca una imagen que se repite. No sé si es real o es una mezcla de otros recuerdos o de fotogramas de alguna película, una no muy bien iluminada y con mucho grano, con aspecto análogo. Sería ideal que los recuerdos se pudieran masterizar como se hace con el cine clásico o los VHS y de ese modo tener deslumbrantes recuerdos en HD o 4k.

En la imagen recurrente aparece toda mi familia reunida en la calle, en la anterior casa de mis abuelos: una casa de dos plantas con corral que mi abuelo siempre lamentó haber dejado, aunque se mudará a escasos cien metros de allí. Ese pequeño corral era la tierra, el aire que él necesitaba. El recuerdo bascula entre la calle y el interior de la casa, sé que esperábamos a alguien con una mezcla de alegría e impaciencia. En la imagen de la espera se mezcla el recuerdo (en primera persona) y la ficción (en tercera persona), donde yo también aparezco en la imagen, pequeño, muy pequeño. En el fragmento de memoria se mezclan los dos planos de modo casi indistinguible. El montaje de la escena es perfecto.

Creo que es una fiesta navideña, de 24 de diciembre o algo así, pero es demasiado cliché la vuelta del emigrante el día de Navidad. Por una vez permitámonos el cliché: es 24 de diciembre. Ya de noche, Manolito aparece junto a alguno de mis tíos, que lo habían ido a recoger al aeropuerto (porque supongo que en los

Im Mai, als der Frühling endet, alles blüht und üppiges Grün bis in den letzten Winkel des Schlosses vordringt, frage ich mich eines Tages: Hat Manuel sich vielleicht verliebt?

die Luft, die er brauchte. Die Erinnerung pendelt zwischen der Straße und dem Inneren des Hauses, ich weiß, dass wir mit einer Mischung aus Vorfreude und Ungeduld auf jemanden gewartet haben. Die Erinnerungen (in der ersten Person) und Fiktion (in der dritten Person) vermischen sich, auch ich selbst tauche im Bild auf, klein, sehr klein. In dem Erinnerungsfragment verschmelzen die beiden Ebenen so, dass sie kaum noch voneinander zu unterscheiden sind. Die Szene ist perfekt geschnitten.

Ich glaube, es handelt sich um eine Weihnachtsfeier, vermutlich am 24. Dezember, wobei die Rückkehr des Auswanderers am ersten Weihnachtstag sehr klischeehaft ist. Aber lassen wir uns auf das Klischee ein: Es ist der 24. Dezember. Draußen ist es bereits dunkel, als Manolito mit einem meiner Onkel auftaucht, der ihn vom Flughafen abgeholt hat (ich gehe davon aus, dass er in den 1980er-Jahren mit dem Flugzeug gekommen ist). Manuel trägt einen Anzug, er hat einen schweren Koffer dabei und riecht nach Zigarren oder schwarzem

Tabak. Bei der Begrüßung gibt es Küsse, Umarmungen, Geschenke (ein Cowboy- und Indianer-Spiel?) und ein paar Trinksprüche. Eine wiedervereinte Familie. Doch dann wird die Erinnerung schwarz.

6. Im Mai, als der Frühling endet, alles blüht und üppiges Grün bis in den letzten Winkel des Schlosses vordringt, frage ich mich eines Tages: Hat Manuel sich vielleicht verliebt? Ist er deshalb am Niederrhein geblieben? Hat er jemanden getroffen, der ihn alles andere vergessen ließ, seine Familie, sein früheres Leben, den Süden? Und wenn ja, was ist aus dieser Liebe geworden? Wurde sie erwidert? Wie lange hielt sie an? Ist davon etwas geblieben, ein Beweis?

Neben wirtschaftlichen und humanitären Motiven ist die Liebe einer der drei häufigsten Gründe, warum Menschen in ein fremdes Land gehen oder ganz hinziehen. Also ist es gar nicht so abwegig, dass Manuel sich verliebt haben könnte. Persönlich kann ich das gut nachvollziehen, kann verstehen, warum jemand an einem Ort bleibt, der sich nie so richtig wie ein Zuhause anfühlt, um mit einer anderen Person, nennen wir sie Anne, zusammen zu sein. Die Person wirkt wie ein Gewicht, eine Art Anker, aber sanfter, beinahe flüchtig, und gibt einem das Gefühl, man sollte an diesem fremden Ort bleiben, obwohl man frei ist, zu gehen, wohin man will.

Vielleicht ist es das, worauf Manuels Geschichte hinausläuft: Junge trifft Mädchen und sie beschließen, ihr Leben am Niederrhein zu verbringen. Wer weiß ...

7. In seinem Buch *No entres dócilmente en esa noche quieta* erzählt

años 80 ya volvía en avión). Manuel lleva un traje, una pesada maleta y huele a puro o tabaco negro. Cuando llega hay besos, abrazos, regalos (¿un juego de indios y vaqueros?) y un par de brindis. Estampa de familia reunida. De ahí el recuerdo se va a negro.

6. En mayo, al final de la primavera, con todo en flor y un verde exuberante que invadió hasta el último rincón del castillo, me surgió la pregunta: ¿Se enamoró Manuel? ¿Fue eso lo que le retuvo en Niederrhein? ¿Encontró a alguien que lo hizo olvidarse de todo lo demás, de su familia, de su anterior vida, del sur? De ser así, ¿Qué fue de ese amor? ¿Fue correspondido? ¿Cuánto duró? ¿Queda algún rastro o testimonio?

Además de razones económicas o humanitarias, el amor está en el top tres de motivos para emigrar o permanecer en una tierra ajena. Así que la vía del enamoramiento de Manuel no es tan descabellada. Yo mismo podría entender eso, podría llegar a empatizar con alguien que permanece en un lugar que nunca termina de sentir como propio por estar junto a una persona. Llamémosla, por ejemplo, Anne. Contra la levedad de la huida, esa persona hace de peso, una especie de ancla, pero ligera, casi volátil, que hace que sientas que debes permanecer en ese lugar ajeno, pero que eres libre de ir donde quieras.

Quizá la historia de Manuel se reduzca a eso, tan sencillo como chico conoce a chica y deciden pasar la vida en Niederrhein. Quizá...

7. Cuenta Ricardo Menéndez Salmón en su libro “No entres dócilmente en esa

noche quieta” la historia de Han Gan, artista de la dinastía Tang que vivió entre los años 706 y 783. Tras pintar el retrato del caballo favorito del emperador en los establos imperiales, el animal empezó a cojear. Muy enfadado, el emperador ordenó de inmediato que se llevara a cabo una investigación y se descubrió entonces que Han Gan había olvidado pintar uno de los cascos del animal. Menéndez Salmón dice que como en la anécdota deberíamos escribir libros o historias que sean capaces de conjurar la realidad. Y esa ha sido la intención con este proyecto, la de buscar, crear, fabular historias que de algún modo conjuren las posibles vidas que mi tío abuelo Manuel tuvo o pudo tener en Alemania, porque solo el hecho de escribirlas e imaginarlas, como Han Gan, hacen que sean reales.

8. Gracias a esta búsqueda he encontrado historias, recuerdos que han sido revelados después de muchos años, memorias de mi familia que de otro modo hubieran desaparecido. Todo esto ha corregido parte de mis presupuestos iniciales. Por ejemplo, yo tenía una visión de mi tío abuelo como un hombre pequeño, descuidado en el vestir y no muy agraciado. Y resulta que era todo lo contrario, bastante alto para la media española, siempre con trajes al corte y una estimulante vida social. En una de las fotos que ha sido encontrada, posa ante la cámara delante de la Giralda con un buen traje, peinado preciso y un porte a lo Bela Lugosi. Todo un galán.

Otra de mis equivocaciones previas tiene que ver con la foto de mi bisabuelo,

Ricardo Menéndez Salmón la Geschichte von Han Gan, einem Künstler der Tang-Dynastie, der von 706 bis 783 lebte. Han Gan malte ein Porträt vom Lieblingspferd des Kaisers in den royalen Ställen, doch danach begann das Tier zu hinken. Der Kaiser war sehr verärgert und ordnete sofort eine Untersuchung an, bei der sich herausstellte, dass Han Gan vergessen hatte, einen der Hufe des Tieres zu malen. Menéndez Salmón sagt, dass wir genau wie in der Anekdote Bücher und Geschichten schreiben sollten, die die Realität beschwören können. Das war auch meine Absicht bei diesem Projekt: Geschichten zu suchen, zu erfinden, zu spinnen, die irgendwie die Leben, die mein Großonkel in Deutschland hatte oder hätte haben können, heraufbeschwören, denn schon sie aufzuschreiben und sie sich vorzustellen – genau wie Han Gan – machen sie real.

8. Dank meiner Suche habe ich Geschichten gefunden, Erinnerungen, die nach vielen Jahren wiederaufgetaucht sind, Erinnerungen meiner Familie, die sonst verschwunden wären. All das hat ein paar meiner ursprünglichen Annahmen widerlegt. Zum Beispiel habe ich mir meinen Großonkel als kleinen, schlecht gekleideten, wenig anmutigen Mann vorgestellt. Wie sich herausstellte, war das Gegenteil der Fall, für spanische Verhältnisse war er ziemlich groß, trug schicke Anzüge und war ausgesprochen gesellig. Auf einem der Fotos, die aufgetaucht sind, posiert er in einem feinen Anzug, mit gepflegtem Haarschnitt vor der Giralda in Sevilla. Er sieht aus wie Bela Lugosi, durch und durch ein Galan.

Ein weiterer Irrtum hat mit dem Foto meines Urgroßvaters zu tun, das von ihm in der Uniform der Königlichen Garde, von dem ich dachte, es sei verschollen. Ich habe sogar meine Familie beschuldigt, es erfunden zu haben. Das Foto ist aufgetaucht und ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte: Es handelt sich um ein Porträt, mein Urgroßvater José posiert ernst, hat einen beeindruckenden Schnurrbart, sieht aus wie ein Löwenbändiger oder ein Schausteller auf dem Jahrmarkt. Das große Geheimnis, das dieses Bild offenlegt, ist aber, dass mein Großvater ein gemeiner Soldat ohne Dienstgrad war und keineswegs zur Königlichen Garde gehörte. In diesem Fall war die Fiktion wohl besser als die Realität, zumindest für José's militärische Karriere.

Der wichtigste Aspekt dieser Suche war, dass meine Familie ein Bewusstsein für sich selbst entwickelt hat. Aus dem anfänglichen Desinteresse und der Verwunderung darüber, dass ich über meinen Großonkel sprechen wollte, über Manolito, diesen exzentrischen Mann, der sein ganzes Leben in Deutschland verbracht hat, wurde ein lebhaftes Interesse am Prozess, an den Fortschritten und den Texten über ihn. Ein Spiel mit Spiegeln, das uns jedes Mal ein schärferes Bild von uns selbst zeigte.

Auf die anfängliche Frage: „Wen interessiert schon diese Geschichte?“, haben wir eine Antwort gefunden. Uns, die Familie. In einer Zeit, in der Geschichten meist vorgegeben oder von außen aufgedrängt werden, in der wir die Fähigkeit verloren haben, unsere eigene Geschichte

con el uniforme de la Guardia Real, que yo creía desaparecida. Incluso acusé a mi familia de inventar su existencia. La foto ha sido recuperada y es del todo diferente a como la había imaginado: es un busto donde mi bisabuelo José posa muy serio, luciendo un imponente mostacho propio de un domador de leones o de un forzado de feria. Aunque el gran secreto que revela la fotografía es que mi bisabuelo fue soldado raso, nada de formar parte de la Guardia Real de Alfonso XIII. En este caso parece que era mejor la ficción que la realidad, al menos para la carrera militar de José.

Lo más importante de este proceso de ida y vuelta ha sido que mi familia ha tomado consciencia de sí misma. Lo que un principio fue desidia y sorpresa porque iba a hablar de mi tío abuelo, de Manolito, aquel excéntrico hombre que vivió toda su vida en Alemania, se ha convertido en un vivo interés en el proceso, en los avances, en la escritura sobre Manuel. En un juego de espejos que cada vez nos ofrecía un reflejo más nítido de nosotros mismos.

Ante la pregunta inicial de “¿a quién le interesa esa historia?” hemos obtenido como respuesta que a nosotros, a la familia. En un tiempo en el que el relato nos viene dado o impuesto desde fuera, donde hemos perdido la capacidad de contar nuestra propia historia, ha sido interesante poder construir este relato familiar, un relato que nos permite explicar mejor nuestra singularidad ante nosotros y los demás.

Epílogo – Y después de todo este ir y venir, de preguntas y respuestas, de ficcionar y documentar, viajar y habitar las

fronteras, lo que no termino de comprender de Manuel es cómo fue capaz de desaparecer, de no regresar, de olvidar el albero, el quillo, picha, churra, cabeza, llámame como quieras,

el azahar, el calor, la chicharra que lo colorea con su canto,

esas tardes con promesa de infinitud, hablar, hablar con otros, hablar con todos, gazpacho, salmorejo, siestas por derecho, la boca seca, el corazón inundado,

noches de insomnio al relente, donde compartir la ausencia, la pena y la alegría como si fueran una.

El manque pierda de una tierra sin amos. Tierra de espigas, verde, blanca y verde.

Primavera y verano, el sur, de nuevo el calor, el habla más lento que no te entiendo, pero da igual porque no hay ná que entender.

La risa y la broma, el chiste, el que no las hace, el andaluz pá' entro, el que no toca las palmas, pero las siente y le duelen.

Dice Roberto Bolaño que los proletarios no tienen fiestas, sino funerales con ritmo. Pues que suene la música.

Continúa aquí para acceder al blog stadt.land.text de Álvaro Parrilla Álvarez:



zu erzählen, war es besonders spannend, diese Familiengeschichte zu rekonstruieren, eine Geschichte, die dabei hilft, uns selbst und anderen zu erklären, wie einzigartig wir sind.

Epilog – Aber was ich nach all diesem Hin und Zurück, den Fragen und Antworten, dem Fiktionalisieren und Dokumentieren, dem Reisen und dem Bewohnen von Grenzen immer noch nicht verstehe, ist, wie Manuel es geschafft hat, zu verschwinden und nicht zurückzukehren, alles einfach zu vergessen, den gelben Lehm, den Moment, wenn du einen Kumpel auf der Straße triffst, einen Quillo, Picha, Churra, Cabeza, sag, wie du willst,

die Orangenblüte, die Hitze, die Zikade, die mit ihrem Gesang alles erhellt, diese Nachmittage, die eine Unendlichkeit innehaben, Gespräche, Gespräche mit anderen, Gespräche mit allen, Gazpacho, Salmorejo, das Recht auf Siesta, der trockene Mund, das überwältigte Herz,

schlaflose Nächte in der feucht-kühlen Nachtluft, wo Freude und Leid zusammenkommen, als wären sie eins.

Komme, was wolle in einem Land ohne Besitzer. Land der Ähren, grün, weiß, grün.

Frühling und Sommer, der Süden, immer wieder diese Hitze, „sprich doch langsamer, ich kann dich nicht verstehen“, aber egal, gibt eh nix zu verstehen.

Das Lachen und die Witze, die Witze, er klatscht nicht im Takt, spürt die Hände aber trotzdem, sie tun ihm weh.



Roberto Bolaño sagt, Proletarier feiern keine Feste, nur Beerdigungen mit Rhythmus. Wenn das so ist, möge die Musik erklingen.

Hier geht's zum stadt.land.text-Blog von Álvaro Parrilla Álvarez:

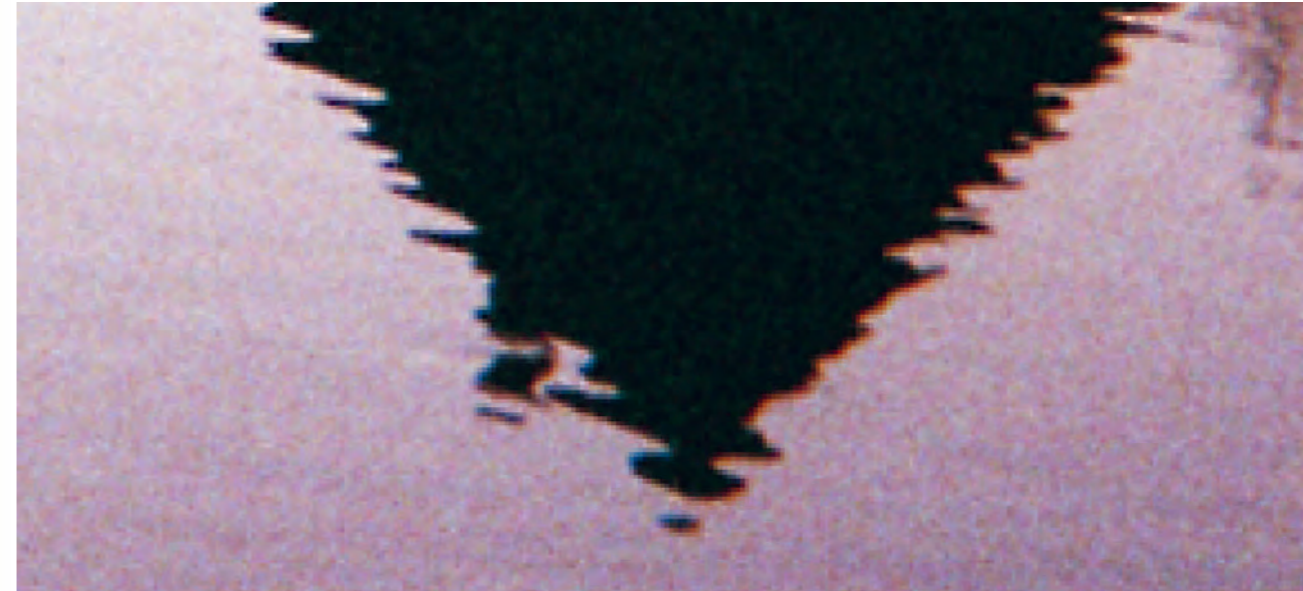


**Auch am Anknunftstag,
unterm freien Himmel,
beim ersten Herumlaufen
das Gefühl gehabt,
dass alle Lust
mir möglich wäre
und kurz da auch war.**



Tobias Schulenburg (*1987) lebt in Köln, von März bis Juni 2022 aber natürlich in Ostwestfalen-Lippe. Er schreibt und zeichnet. Seit 2018 ist er Diplomstudent an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Im Jahre 2020 erschien sein Debütband *es sich schön machen*. Aus einem früheren Leben hat er auch noch einen Abschluss als Automobildesigner. Während der Residenz fertigte er durch die Erlebnisse vor Ort inspirierte Texte und analoge Fotografien unter dem Arbeitstitel *Ich kannte niemanden und alle waren nett* an. Vorab dachte er, dass ihn dabei folgende Dinge interessieren könnten, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit: wie wir mit unserer Zeit umgehen und durch die Tage kommen, außerdem: Einkaufszentren, Parkplätze, queeres Leben, Motorsport, semi-romantische Waldwege, Fashion, Glaubensgemeinschaften, System-Gastronomie, Flohmärkte (na klar), Bürogebäude, Gewässer aller Art und ihre Ufer, Tiere, Müllkippen, Siedlungen, Tankstellen, Querfeldein-Gehen, Seniorenheime, Dämmerungen, Eisdielen, Kraftwerke, Alkoholkonsum, Werksverkäufe.

**Ich
kannte
niemanden
und
alle
waren
nett**



Heepen

Am Ankunftstag, gegen 17 Uhr, finde ich mich unter einer kleinen Fußgängerbrücke wieder, sie führt über einen mir noch unbekanntem Bach (es wird die Lutter sein), ich stehe mit halb geducktem Kopf da und pinkel in ein Rohr hinein, das in den besagten Bach einmündet, der hier zwischen den Hintergärten der Häuser entlangläuft. Eigentlich wollte ich direkt an der Böschung urinieren, aber als ich schon dastand, tauchte weiter vorn am Bachweg ein älterer Herr in einem motorisierten Rollstuhl auf, und ich versteckte mich vor ihm. Er fährt über mich hinweg, als ich gerade Wasser lasse, einen kleinen Hund hat er auch dabei. Danach geh ich wieder Richtung Heepen Zentrum zurück, welches die meiste Zeit von gut gekleideten Damen bestimmt wird.

Später, im Wohnheim, ziehe ich über die Flecken der Auszieh couch das bereitgestellte Bettlaken. Es hat auch Flecken, ein Loch. Auf dem Flur schreit jemand, klingt aber nicht wie ein Hilferuf. Nach ein paar Tagen blute ich, aus Versehen, in die Bettwäsche hinein, mal wieder ein aufgerissener Ellenbogen.

Auch am Ankunftstag, unterm freien Himmel, beim ersten Herumlaufen das Gefühl gehabt, dass alle Lust mir möglich wäre und kurz da auch war.

Kraft der Positivität

Was mich dann immer und immer wieder rettet, ist die Musik, und ich habe mich nie genug oder eigentlich auch überhaupt jemals dafür erkenntlich gezeigt, finanziell jetzt, bei den Schaffenden. Jeden Abend auf der Couch in der neuen Wohnung in der Ellerstraße schlaf ich zu ihr ein, viel Piano und Streicher, ist Serienmusik, *Bridgerton*, Staffel 2 (Kostümdrama-Phase). Ich mag auch die Wärme und die Weichheit meiner neu bestellten Jogginghose, sie ist aus einem fluffigen rosa Stoff, auf dem Bund steht wieder und wieder POWER geschrieben, sie war für Damen bestimmt.

Eines frühen Abends steh ich im Wohnzimmer und gehe so extra langsam unter der aufgehängten Luftballongirlande vor und zurück, damit mich einer der Ballons immer ganz knapp am Kopf streichelt, da an der Stelle, wo ich schon fast eine Glatze hab. Ich wohn nun bei einer Familie, die selber auch beruflich irgendwo anders ist, anscheinend wurde kurz zuvor noch ein Geburtstag gefeiert.

Jeden Abend erklingen die Glocken der katholischen Kirche, immer um 18 Uhr, von denen mir Judith schrieb, dass sie die so mag. Sie schrieb mir auch von den Rettungshubschraubern, die man, von ihrem Balkon aus, mit großer Wahrscheinlichkeit bei einem gemeinsamen Kaffee einfliegen sehen könnte, auf das Dach des benachbarten Franziskus-Hospitals, aber als wir dann tatsächlich bei ihr Kaffee- und-Kuchen machen, kommt keiner und sie entschuldigt sich dafür, was ein bisschen lustig ist. Ungefähr in derselben Nacht steh ich in der Küche am Kühlschrank für Snacks, als ich schließlich einen Hubschrauber einfliegen hör, er ist schon weg, bis ich zurück bin auf der Couch. Von dort sehe ich eigentlich immer nur die Weite der schwarzen Nacht, weil das Wohnzimmer seine Fensterseite zum abfallenden Hügel hin hat, auf dem wir alle im Bielefelder Westen stehen, und so scheint es meistens, als schwebe man im All, sieht man von den rot leuchtenden Lampen der Baukräne am Franziskus ab. Wenn ich auf der Couch dann, zur erwähnten Piano- und Streicher-Musik, einschlafe, wach ich meistens eine gute halbe Stunde später wieder auf, mit so einem Gefühl, dass mich was an der Kehle hat oder auch dass da vielleicht etwas an den Fenstern ist. Manchmal putz ich mir dann noch die Zähne, bevor ich im richtigen Bett liege, auf dem Kissen, dessen Geruch ich auch nach einigen Wochen noch nicht identifizieren kann.

Nachtrag: Ich glaube, der Geruch ist sowas wie Kirschkernkissen.

Nachtrag: Judith hat den Abschnitt mit den Hubschraubern gelesen und tatsächlich hat sie niemals versprochen gehabt, dass diese aufs Franziskus einfliegen würden, das können sie nämlich gar nicht, da ist kein Landeplatz. Man kann sie allerdings, ab und zu und

weiter weg, das Gilead hinter der Sparrenburg ansteuern sehen und hören.

Nachtrag: Mittlerweile im Spiegel bemerkt, dass auf der Jogginghose nicht nur POWER sondern POWER OF POSITIVITY steht.



Wie Inseln in der Nacht

Es passiert mir dann noch etwas, das mir so glaube ich bis dahin noch nie passiert ist, ich schreie einen Mitarbeiter aus dem Kundenservice am Telefon an, wobei zu sagen ist, dass der Anruf in diesem Fall vom Service-Center selber ausging. Es ist ein Kaltanruf meiner Sparkasse, Köln-Bonn, mit dem Sachbearbeiter habe ich bis dahin noch nie gesprochen gehabt, und ich sollte doch langsam mal den neuen AGBs zustimmen, ich sei einer der Allerletzten, die das noch nicht gemacht hätten, und grundsätzlich wünsche sich die Sparkasse von nun an nur noch Kunden, die sie, als Bank, auch zu schätzen wüssten – da vergess ich mich ein wenig. Es hatte aber auch schon nicht so gut angefangen, der Sachbearbeiter hatte mich, als ich seinen Anruf entgegennahm, erst für einen Anrufbeantworter gehalten.

Am selben Tag treffe ich abends am riesigen Uni-Hauptgebäude auf einen Schwarm Vögel, die sich auf einem Baum an einer Baustelle in einem Innenhof in der eingebrochenen Dunkelheit niedergelassen haben – sie fliegen alle davon, als ich versuche, näher zu kommen. Auf dem Rückweg, den Berg von

der Uni wieder hinunter, das vereinzelte Licht der Fenster in den Häusern, die Straßen rauf und runter, wie Inseln in der Nacht.

Neben der rosa Jogginghose bestell ich auch noch ein rotes Kleid, mein erstes, aber als ich die Bestellung bezahlen soll, lass ich mich vom PayPal-Interface irreführen und kann meine gespeicherte Kölner Adresse danach nicht mehr ändern, stornieren über die Website geht auch nicht, weil Drittanbieter-Bestellung, laut Mitarbeiterin in der About-You-Hotline, aber ich find zum Glück selber noch einen Trick – Tipp: „Annahme verweigern“ in der DHL-Sendungsverfolgung markieren – und am Ende war es vielleicht auch alles ganz gut so, wie es gelaufen ist, denn das Kleid wäre in der zuerst bestellten Größe aller Wahrscheinlichkeit nach zu klein ausgefallen, ich bestelle es ein paar Tage später einfach noch einmal, dieses Mal an die richtige Adresse und in größerer Größe, es kommt an und fällt schlussendlich etwas zu groß aus, nur am Hals, an den Armen nicht, und ich behalte es, es hängt rot durchschimmernd hinter den Hemden aus der Reinigung (nach über einem Jahrzehnt selber waschen und bügeln gönn ich mir diesen Luxus, den mein älterer Bruder, er ist Berufsmusiker, klugerweise schon seit Jahren kultiviert) an der Tür zum Zimmer, in dem ich penn.

Langer Zeitsprung einmal kurz: Es ist Ende Juni, der Tag nach der Abschlusslesung in Düsseldorf, wir machen ein Familientreffen bei der Familie meines älteren Bruders, meine Mutter ist aus Bochum hergekommen, mein jüngster Bruder aus Trier, mein jüngerer Bruder aus Dresden, wir lassen uns von meiner Schwägerin den Waldkindergarten meiner Nichte zeigen. Mein älterer Bruder ist da schon wieder los zu einem Gig, nach zwei Jahren Corona-Dürre gibt es endlich wieder regelmäßig Aufträge als Musiker. Mein jüngster Bruder bemerkt, dass ich nun, nachdem mein jüngerer Bruder ziemlich eklatant abgenommen hat, der schwerste unter uns vier Brüdern sei. Wir sind auf einer Wiese im Wald, Spielgeräte stehen auf dieser verstreut herum, auch eine Wippe. Wenn ich mich dort auf der einen Seite auf den hinteren der zwei Sitze setze, kann ich ganz gut meinen jüngeren Bruder und meine Nichte auf der anderen Seite ausbalancieren. Wenn ich den vorderen Platz nehme, klappt es auch mit meinem jüngsten Bruder und meiner Nichte, es sind wohl Hebelgesetze am Werk.

Das rote Kleid war von Ulla Popken gewesen, die ich immer Popeken ausspreche.



Gütig

Meine New Balance immer noch matschig vom Rumlaufen am Fernmeldeturm am Tag zuvor, versuche ich sie nun, möglichst ohne Dreck zu hinterlassen, nach der Behandlung wieder anzuziehen, bei Swetlana, in der medizinischen Fußpflegepraxis Oldentrup. Sie bemerkt mein waghalsiges Spiel allerdings, die bereits verstreuten Bröckchen, sagt, es sei eh zu spät und sie müsse den Raum ja sowieso sauber machen und ich bin ein bisschen beschämt darüber und beschließe, den Schmutz zu minimieren, indem ich in möglichst langen Schritten wieder vor bis zum Tresen geh und da muss sie lachen, mein Glück, und gewährt mir einen Rabatt. Während der Behandlung hatte ich mitbekommen, wie ein Zehennagelstück beim Clippen an ihre Stirn geschossen war, und sie hatte mich dafür gescholten, dass ich jedem Hautarzt bisher die Befunde des vorherigen mitgeteilt habe, so mache man das nicht, die müssten schon selbst erst einmal zu ihren Schlüssen kommen und jetzt leuchtet mir das natürlich alles ein.

Auf der Oldentruper Straße, hin und zurück, hebt der Wind gefühlt fast die Ampeln an, während ich an ihnen warte, und einmal, auf dem Hinweg, im einsetzenden Feierabendverkehr, an der Kreuzung Otto-Brenner-Straße, lässt ein Mann seinen kleinen schwarzen Seat im Wind aufheulen, bis er sich vom Ersten in den Zweiten verschaltet, und die Freiheit der Tage scheint da kurz greifbar, nah.

Einen Tag später geh ich, wieder draußen nach der *Batman*-Vorführung, in der mittlerweile angebrochenen Abenddämmerung ein bisschen stadtauswärts und zurück, die Zeit bis zum nächsten Zug zurück von Gütersloh nach Bielefeld vertreibend, in diesem Nach-dem-Kino-Gefühl, das sehr gut ist, wenn man alleine sein darf, und treffe erneut auf die Frau, die früher am Nachmittag noch den Berliner Platz und seine angrenzenden Straßen zugeschrien hatte, und mittlerweile aber, im Vorbeigehen zumindest, ziemlich glücklich, vielleicht sogar glücklich, wirkt. Am Gleis fallen die Züge erstmal alle aus, eine leise Durchsage folgt: Zugdurchfahrt, und dann kommt auch schon mit circa 3.500 Stundenkilometern ein ICE am Bahnsteig vorbei. Ist vitalisierend.



Die Angst verläuft durch einen

Für zwei, drei Wochen besucht jeden Abend ein ganz bestimmter Singvogel die Gärten nach hinten raus in der Ellerstraße, ich kann ihn selbst durch geschlossene Fenster hören, er taucht jeweils zwischen acht und neun auf, für eine Weile. Es muss einer dieser Vögel sein, die Umweltgeräusche aufnehmen können, denn sein Vortrag klingt jedes Mal vor allem eigentlich nur wie das gesungene Schließsignal von Autotüren. Ich beginne, mich auf seine Gesänge zu freuen. Hier ist jemand, der es versteht, aus seiner Wahrnehmung Gesang zu machen.

Wenn einen die Angst nicht umkreist, verläuft sie durch einen.

Die Frage nach der Sorge taucht auf I

Noch vor Frühlingsbeginn, auf der schmalen Straße runter von der Sparrenburg, an der Musikschule vorbei, kommt mir eine Gruppe Männer entgegen, sie sind verstreut hintereinander. Als ich gerade an ihm vorbei bin, dreht sich der vorderste der Gruppe um, ruft zum letzten von ihnen weiter unten: „Opa komm. Opa kaputt. Opa hat Nase kaputt!“ Ich muss darüber lachen, er sagt das irgendwie keck, und ich lach den gemeinten Nachzügler im Entgegenkommen an, er ist älter, lächelt verlegen, eher sogar verwirrt, ich verstehe, dass er den Witz seines Bekannten von der Spitze wahrscheinlich gar nicht verstanden hat und so wirkt es, als ob ich oder wir uns über ihn lustig machen. Verdammt. (Ham wir das nicht aber auch?)

Zwei ältere Frauen kollidieren fast auf einer Gütersloher Kreuzung mit ihren Rädern, sie haben beide rote Brillen an. Ich sehe es durch meine eigene rote Brille.

Vier oder fünf Dudes in einem Café im Stieghorst Carré und sie unterhalten sich angeregt und sich gegenseitig bestärkend über ihre Sorgerechts-Probleme, bzw. eher über die damit verbundenen Unterhaltszahlungen. Einem wurde wohl von seiner Schwiegermutter ordentlich Feuer gemacht. Sie sehen cool aus. Auch im Carré steh ich in einer Bäckerei und versuch mich am Lustig-Sein: Während ich hinter der Theke warte, krieg ich mit, wie eine ältere Mitarbeiterin zu einer jüngeren sagt: „Du kannst mich auch Jasmin nennen“, und als sich diese mir zuwendet, sage ich zu ihr: „Sie können mich auch Jasmin nennen“. Die Mitarbeiterin lächelt etwas irritiert, ich bestell einen Kaffeestreifen. Zwischen Wunsch und Wirklichkeit ein Tal, darin wartet der Cringe.

Die Frage nach der Sorge, der Pflege, taucht auf, taucht immer wieder auf, hinter den Objekten und in den Ecken und an den Oberflächen der Dinge und Körper und, unausgesprochen, auf den Mündern der Menschen und Tiere.

Die Sternzeichen an den Sternzeichenhäusern leuchten bei Nacht

Ich beschließe nochmal rauszugehen, erneut zu den Sternzeichenhäusern zu laufen. Im Dunkeln in der Altstadt auch unter der Woche Leute in Restaurants. Ein Kiosk auf dem Platz da nahe dem Golden Tulip Hotel hat auf, ich hol noch ein Herforder Pils, das erste hatte ich gleich schon oben noch auf der Stapenhorst klargemacht.

An den Sternzeichenhäusern selber versuch ich mich ein bisschen an Fotos. Sie leuchten (natürlich) wieder. Eigentlich finden sie alle hässlich, also, das weiß ich jetzt noch nicht, aber in den Wochen danach werde ich mehrmals Leute (Vero, Thea) treffen, die in der Nähe wohnen, und das ist immer ihr Urteil: hässlich, und man lacht ein bisschen darüber. Ich finde, es ist eigentlich ganz schöne Kunst am Bau. Nach einer Weile weiß ich aber auch nicht mehr, was ich noch machen soll, ich hätte mir besser mal ein paar Horoskope mitgebracht. In meiner Angetüdeltheit setz ich mir wie üblich dann Imbiss-Essen als Fixstern in den Kopf, doch beim Lutter Grill auf dem Rückweg wird schon geputzt. Jetzt weiß ich gar nicht mehr, warum ich nicht wieder oben auf der Stapenhorst zu City Pizza bin. Vielleicht war ich da schon zu traurig.



Prophetien I

Am letzten Freitag im März schaue ich an einem sehr sonnigen Nachmittag von der ersten McDonald's-Etage im Bielefelder Hauptbahnhof auf die beginnende Klimademo am Bahnhofsvorplatz. Wie für Mäcs üblich versuch ich mein Essen auf dem Tablett zwischen meinen eigenen Verpackungsresten zu essen, währenddessen setzt sich der Demonstrationszug unten ganz langsam in Bewegung. Es sind über tausend Leute, eher mehr. Es gibt, natürlich, Schilder, Transparente, vor allem aber viele Fahrräder. Alle tragen Maske. Weil ich erhöht sitze, kann ich über den Vorplatz hinaus auch ein Stück von dem dahinter gelegenen Park erkennen, in dem mir schon zu Beginn der Woche die Taubenscharen aufgefallen waren. Auch jetzt, aus all der Entfernung, sehe ich die Tauben als kleine grau-helle Punkte fast glänzend im Grün ihr Taubending machen.

Stunden später, die Stapenhorst wieder runter, auf dem Weg zur Vernissage bei Artists Unlimited, seh ich, an der Ampel beim Franziskus, bergauf, zwischen den ganzen üblichen Autos, einen Lamborghini stehen, sogar ein vom Hersteller nochmal aufgerüstetes Modell, mit mehr Spoilern und einer extra Lufthutze auf dem Dach, sieht eins zu eins aus wie ein straßenzugelassener Rennwagen, ich meine, das Modell nennt man STO (für Super Trofeo Omologata?). Der Dude im Schlitten ist jung, mit einem gestutzten Bart, und ich glaub, er ist am Telefon. Er sieht aus wie jeder Typ, der jemals in so einem Auto saß, heutzutage zumindest. Auf der Vernissage bei AU erzähl ich von dieser Sichtung und auch von den beiden Ferraris, die kurze Zeit später noch in der Altstadt parkten, und muss gestehen, was ich natürlich ganz lustig und edgy finde, dass so ein Lambo leider geil ist. Ich hab mal über Monaco gelesen, dass dort in den wilden 90ern manche Typen vor dem Casino in ihren Boliden mit offener Flügeltür auf und ab fuhren, damit man auch sah, bei wem es gerade lief. Und so entwerfen wir zusammen auf den Bierbänken im Innenhof Zukunftsvisionen von mir als Dichterfürsten, Großzeichen durch die offenen Flügeltüren seines Renners in die ihn bewundernde Menge entlassend.

Nur Zeit hast du genug

In der Lokalzeit bei WDR empfindet der Moderator mein Hiersein laut seiner Anmoderation als: seltsam und harmlos und nett, und, vor allem aber, und das sollte einen hellhörig machen, wenn es einem selber gilt: als von den Steuergeldern der Zuschauer bezahlt.

Einschub: Ich habe noch nie ein Gedicht darüber geschrieben, wie meine Freunde alle Tiere werden und wir zusammen baden gehen.

Es gibt keine Kneipenkultur in Bielefeld, sagt Thea, und es wirkt so, als ob sie Recht hätte, wo ich mir versuche, Kneipen in Erinnerung zu rufen, von meinen bisherigen Wegen. In Köln gibt es gefühlt auf fast jeder Ecke eine. Ich frage mich, wo die Leute dann trinken gehen: Auf dem Kesselbrink, klar, und auf dieser einen Bank im Grünstreifen vor Stauteich II. Auch in die Dünen am Hauptbahnhof-Park, da bei der Tüte, zwischen den Tauben. Und vielleicht auch die Treppen hoch die Rückseite vom Hauptbahnhof, zum neuen Bahnhofsviertel hin. Aber das alles, das reicht doch nicht.

Einschub: Ich habe noch nie ein Gedicht über Venedig, bei Tag oder bei Nacht, geschrieben.

Ich hab eine Hämorrhoid vom ganzen Sitzen auf zu harten Holzstühlen hier bekommen, und Thea meint, es sei ein Zeichen einer gesunden Wohnung, wenn sie Spinnen in den Ecken hätte.

Einschub: Ich habe noch nie ein Gedicht über eine Erweckungsgemeinde geschrieben. Ich hab noch nie ein Gedicht über Raumfahrt geschrieben. Ich habe noch nie ein Gedicht über Liebe geschrieben. Ich habe noch nie ein Gedicht geschrieben, in dem ich um Verzeihung bitte.

Wenn ich nur wüsste, wie viel Zeit ich hab.



Die Frage nach der Sorge taucht auf II

Ich hole mir den ersten Sonnenbrand des Jahres, als ich, einen Maitag lang, von Wolfgang Bethel gezeigt bekomme, beziehungsweise dessen ältere und jüngere Geschichte. Er gibt mir eine private Führung durch den Ort, der für ihn als Historiker für über ein Vierteljahrhundert Arbeitsstätte gewesen ist. Der Wind im üppig grünen Laub, überall, der Sonnenschein, sie wechseln sich ab mit Gängen durch Verwaltungsgebäude, die Wolfgang immer einfach so betreten kann, kurzes Hallo-Sagen beim Ältesten von Nazareth, hat Anzug an, vorher schon beim Bürgermeister von Bethel gewesen, Gregor, er ist Kölner, und wenn man das weiß, dann sieht man das auch gleich. Sein Rad steht neben seinem Schreibtisch und ich tippe, er telefoniert viel an einem Tag. Menschen in Anzügen, Hemden, Blusen, die sich Bruder und Schwester nennen, ab und zu unterbrochen von solchen, die etwas mehr so aussehen, als ob sie Jugendfreizeiten betreuten, und ich habe lange nicht mehr an einem Tag so viele mit ruhiger Stimme sprechende Männer gehört.

Geographie-Einschub: Gleich zu Anfang fragt mich Wolfgang, ob mir irgendwas an der Lage von Bethel auffallen würde, tut es mir nicht (nahe des Zentrums vielleicht als Besonderheit?), er merkt dann an, dass man wohl heutzutage nicht mehr eine Diakonie, die auch für Menschen mit Beeinträchtigungen gedacht ist, auf einen Berg bauen würde. Davon abgesehen ist Bethel die zweitgrößte diakonische Einrichtung der Welt.

Finanz-Einschub: Die größten Einzelspender in der Geschichte von Bethel sind a) Michiko, die emeritierte japanische Kaiserin, mit sieben Millionen Euro, und b) der Schlagersänger Heino, mit drei Millionen Euro. Diese Fakten dropp Wolfgang vor der großen Kirche (>>Zionskirche) relativ weit oben, wir stehen vor ihrem Haupteingang und können zur anderen Seite durch die Büsche und Bäume den Hubschrauberlandeplatz auf dem Dach von Gilead I sehen, sieht aus wie ein riesiges Trampolin. Es war dieser Landeplatz, den Judith meinte, als sie davon sprach, dass man von ihrem Ellerstraßen-Balkon aus die einfliegenden Rettungshubschrauber beobachten könne. Judith ist Wolfgangs Freundin. Eigentlich wollen Wolfgang und ich auch noch in die Kirche rein, sie muss, für eine protestantische Kirche, eine Häufung an Engelsdarstellungen aufweisen, aber sie ist, überraschend, verschlossen. Ein alt wirkendes Paar taucht aus einem Taxi auf, mit sorgsamem Schritten, sie bemühen sich ebenfalls an den verschlossenen Türen, gehen wieder davon, zum Taxi zurück, in einer Stille, die auf etwas verweist, das sich mir in seiner Gänze noch entzieht. Beide haben, in der Sonne, lange Sachen an und tragen gepolsterte Sandalen mit hellen Socken, ein Stil, also zumindest das mit den Sandalen, den auch mein eigener Vater lange hatte, je nachdem auch immer noch haben würde, wäre da nicht vor elf Jahren ein irreversibler Hirnschaden gewesen, und jetzt kommt halt an den Fuß, was meine Mutter gerade griffbereit hat.

Wolfgang und ich machen uns von der Kirche auf zum letzten und höchsten Punkt unserer Tour, dem alten Friedhof. Dort angekommen, verweist er mich auf das dahinter gelegene ehemalige Altenheim, hier hat Judith bis vor Kurzem gearbeitet, bevor sie nun, weiter unten am Berg, einen Neubau bezogen haben. Ich frag, ob es nicht komisch sei, ein Altenheim mit Blick auf einen Friedhof zu bauen und übersehe in der Frage, dass es sich bei den Alten zu einem nicht unerheblichen Anteil ja um die Diakonissen der Sarepta-Schwesternschaft gehandelt hat und auch immer noch handelt und dass für diese die Nähe zu ihren, auf dem Friedhof beerdigten, den Himmel schon bewohnenden Schwestern etwas sehr Beruhigendes hätte. Tatsächlich sehe ich die Friedhofswege entlang die ersten und einzigen Diakonissen in Tracht an diesem Tag, es ist die Sommertracht, weiß und grau und von Weitem scheint sie in der Sonne zu leuchten. Wir sitzen da gerade auf einer Bank, nicht unweit der durchgehend gleich gehaltenen Gräber dieser Diakonissen, die deswegen wohl auch schon häufiger von Besuchern für Soldatengräber gehalten wurden. Noch so ein Friedhofsfakt: In Bethel kann jeder eine vollständige Beerdigung bekommen, der dort verstirbt, unabhängig von seinen Finanzen. Nun ein Zitat: „Lobet den Herrn mit Posaunen“ (Psalm 150, Vers 3) – das steht auf dem Grabstein von einem der alten Vorsteher von Nazareth, er muss wohl gerne die Posaune geblasen haben, und

Wolfgang hat auch Bilder in Archiven gesehen, wie er besagte Posaune als Darbietung für und vor Adolf Hitler spielt. Auch ein Bethel-Fakt: In der Zeit des Nationalsozialismus, also vor gut 80+ Jahren, wurden hier über 1.600 Menschen zwangssterilisiert. Seit circa 20 Jahren gibt es ein Mahnmal dafür. Über hundert Menschen verloren ihr Leben, weil zugelassen wurde, dass man sie aus Bethel deportierte.

Einige Wochen zuvor bei Judith, nach dem Kaffee, kommen wir im Flur stehend nochmal aufs Altwerden zu sprechen: Judith sagt, sie hat keine Angst davor, mal in ein Altenheim zu gehen. Sie arbeitet selber in einem und sieht darin eine gute Alternative, für den Fall, dass man mal Pflege braucht. Btw, und unter der Hand, das sage ich jetzt, denn ich hab es so rausgehört: Es gibt auch durchaus noch einige Romanzen dort. Aber: Alle haben halt was, denn, unter Pflegestufe 3 kommt niemand in ein Heim, und so hat auch in ihrem Gesprächskreis, den sie einmal die Woche macht und über den wir uns zuvor am Tisch länger unterhalten hatten (ich wollte Tipps für meine eigene Schreibwerkstatt abholen), jeder etwas: sehen nicht, hören nicht, erinnern sich nicht. Gerade bei den Demenzkranken muss man da manchmal gucken, dass man das auffängt, wenn sie sich häufiger wiederholen. Wichtig sei dann nur, auszuweichen, ohne zu verneinen oder zu beschämen. Zwischen meinem Kaffee bei Judith und dem Treffen mit Wolfgang bin ich an einem Sonntag noch in Bochum, bei meinen Eltern und mit meiner Mutter unterwegs, sie kommt gerade zum Auto zurück, sie hat noch schnell ein Brot gekauft (wenn es etwas gibt, das meine Mutter immer noch einmal schnell braucht, dann ist es ein Brot, immer ein Bio-Brot) und ich frage, ob wir nicht noch ein Stück Kirschkuchen für meinen Vater holen sollten, er hatte, bevor wir aufbrachen, danach gefragt, und sie lacht ein bisschen, fast jeden Tag frage mein Vater nach Kirschkuchen, und jeden Tag könne sie diesen nicht kaufen, alleine schon wegen des Blutzuckers. Aber ihm den Wunsch ausschlagen, warum denn, also sagt sie jedes Mal ja, und manchmal, wenn es sich anbietet, dann macht sie es auch. Vergessen hat er es, bis sie zurück ist, so oder so. Am Küchentisch fällt mir erneut auf, wie wahnsinnig dünn die übereinandergeschlagenen Beine meines Vaters aussehen. Als wir zwischendurch mal nur zu zweit in der Küche sind, fragt er mich ganz unvermittelt, wie ich denn heißen würde, ich sage es ihm, er erschrickt ganz unverhohlen über meine Antwort. Zuvor hatte er mich allerdings, über den Nachmittag verteilt, immer mal wieder gefragt, wie es denn im Studium bei mir laufen würde, und das hatte mich gefreut, er hat selbst auch mal Kunst studiert.

Der GQ Award für den Tag in Bethel geht, abseits mal von Wolfgang und mir, ziemlich klar an Sebastian, einen Pastor, jung und braungebrannt und charismatisch, der auf einem Fahrrad angefahren kommt, in Anzughose und weißem Hemd, aber mit Flipflops und baren Füßen. Er kann einen direkt und nett ansehen und hat auch etwas die Unruhe von jemandem, der eigentlich schon weiter muss, gepaart aber halt mit der verantwortungsvollen Ausstrahlung eines Pastors. Wolfgang und er kennen sich, wir sitzen vorm Groß-Bethel-Gebäude bei den Fahrradständern und hatten ein paar Minuten zuvor tatsächlich vor Sebastians noch leerem Büro gestanden. Wolfgang wird etwas auf einer Tagung vortragen, die Sebastian organisiert im September, zum Thema Stasi und Diakonie. Und dann sind Sebastian und seine sonnenklar sächsische Sprachmelodie auch schon wieder von dannen, aber manchmal will man ja gerade die kurzen Erscheinungen erwähnen.

Zum Abschluss ist es vielleicht wichtig zu erwähnen, dass, im Stillen, natürlich, eigentlich auch Wolfgang die interessante Person ist, an diesem Nachmittag: Er hat Industriekaufmann gemacht, dann der Bund für acht Jahre, Abi dort nachgeholt, ich meine, auch im Kosovo gewesen. Er kommt aus ehemals adeligen Hintergründen. Mit 30 beschließt er, sich endlich mit etwas zu beschäftigen, das ihm wirklich am Herzen liegt, und so geht er an die Uni Bielefeld und landet, und das nur dank der Hilfe vieler Mentoren, wie er betont, schließlich im Archiv in Bethel, wo er über 25 Jahre bleibt, anfängt, Aufklärungsarbeit zu leisten, das scheint auch so ein bisschen sein Ding zu sein, bald wird sein finales Werk zum Thema Diakonie und Nationalsozialismus erscheinen, doch die nächste Forschungsroute, für die Rente, ist schon eingeschlagen, nun dann Diakonie und Staatssicherheitsdienst. Von seinen Vorfahren hat er ein Eisernes Kreuz vererbt bekommen, ein von den Männern vor ihm verehrter Familienschatz, nun ist er der letzte seiner Linie und von ihm aus kriegt das Ding dann nach ihm gerne die Brockensammlung in Bethel, sagt er lachend, als wir noch oben bei den Gräbern der alten Diakonissen sitzen, später wollen er und Judith Pizza essen.





Die Frage nach der Sorge taucht auf III

... ich hab Judith wieder auf einen Kaffee getroffen und irgendwie haben wir wieder lange gemacht. Sie erzählte mir mehr von ihrer Arbeit als Diakonin (das ist allerdings nicht dasselbe wie Diakonisse) und ich heulte ihr ein bisschen was von meinen Stipendiums-Wehwehchen vor. Sie erzählte mir auch Dinge von sich, die alles, was sie bis dahin erzählt hatte, in einem anderen Licht erscheinen ließen. Sie hatte wirklich gute Kalamata-Oliven für das spontane Abendbrot am Start, in das das Kaffee-Trinken überging, auch einen fast schon fromm schmeckenden Tee, das ist keine Anspielung auf Judith, nur auf den Tee, der war angeblich das Rezept irgendeiner Heiligen, die schon als Kind an irgendeinem Hof durch ihre Frömmigkeit auffiel, laut Klappentext der Teeverpackung. Es sah sehr edel aus, wie die losen Blüten im Teesieb in der Tasse schwammen. Die Tage danach aß ich die übergebliebenen und mitgegebenen Teilchenstücke in der Schmiedestraße, während ich schrieb oder Eurosport schaute.

Ich bin jetzt auch nochmal bei der Zionskirche und dem alten Friedhof gewesen, hab mir die Namen der beiden Anfang der 1890er-Jahre aus Ostafrika nach Bethel geholt (eher wohl verschleppt? Es wird erzählt: dort aus der Sklaverei von einem im Urlaub befindlichen Missionar befreit) und dort dann verstorbenen Kinder aufgeschrieben: Elisabeth Fatuma und Johannes Kali-All. Beide starben an der Schwindsucht nach ein paar Jahren, heißt es offiziell. Die ganze Zeit die Hügel rauf und runter lag Regen in der Luft. Auf dem alten Friedhof lief ich nochmal die Diakonissengräber ab und

bemerkte an einer Stelle, dass die Luft dort schwirrte, fast wie durch Hitze, es waren dutzende Hummeln, die mehrere Sträucher mit blauen Blüten bestäubten. Rettungshubschrauber flogen hin und wieder auf Gilead I ein (ah, regionale oder sogar landesweite Schwerpunkte von Gilead sind übrigens: schwere und schwerste Schädeltraumata und die Kinderklinik). Hoch zum Friedhof war ich an der Zionskirche vorbeigekommen, die dieses Mal aufhatte, viele Engel konnte ich in ihr auf die Schnelle nicht ausmachen, und für einen Moment stellte ich mich hinter das Predigerpult, blickte in die leere Kongregation. Hatte ich nicht mal Prediger werden wollen?

Rund um Hedem

Auf dem Rückweg vom Nordpunkt – dem, wer würde es denken, nördlichsten Punkt NRWs – zur RB-Endhalte in Rahden kommen Rahel und ich doch noch und zum ersten Mal ernsthaft an diesem Tag auf das Thema der Landwirtschaft zu sprechen, wir hatten es, mit Ausnahme von Rahels Einwüfen hier und da beim Rumfahren, wo gerade noch ein Feld von ihrem Mann oder anderen Bekannten bestellt wird, auf unserer Tagestour durch den hohen Norden bisher gar nicht groß damit gehabt. Das war Rahel wohl auch recht so gewesen, wie sie nun sagt, es sei kein leichtes Thema, wenn man selber mittendrin steckt, und der neueste Ärger ist eine von den Grünen geplante Regelung, die die Landwirte dazu verpflichtet wird, ab nächstem Jahr jedes Jahr vier Prozent ihres Ackerlandes stillzulegen, der Natur zuliebe, und Rahel wundert sich über den derzeitigen Landwirtschaftsminister, denn Herr Özdemir komme doch eigentlich auch vom Land. Als wir noch am Nordpunkt stehen und diese Marmor-skulptur betrachten, die den Umriss von NRW zeigt, mit einigen eingravierten Städten auf ihrer Oberfläche, fällt mir auf, dass Dortmund ja tatsächlich mehr oder weniger die Mitte unseres Bundeslandes ist. Wahrscheinlich, weil ich halt lange in meiner Rheinland-Bubble gewesen bin, hatte ich als Zentrum, natürlich, immer Köln gesehen.

Ein paar Stunden zuvor hatte es das erste gute Essen an diesem Tag gleich bei Rahel und ihrer Familie gegeben, auf dem Hof, den ihr Mann Georg von seinen Eltern übernommen hat, zur Mittagessenszeit: Rahels Mutter hat extra Schweinebraten gemacht, dazu gibt's natürlich Bratensoße, auch grüne Erbsen, vor allem aber komplett, und ich meine komplett selbstgemachte Klöße, auch Kartoffelstücke, die ich aber wegen der Klöße schmähe (sorry), und zusätzlich, vielleicht mein stiller Star, einen Salat, der aus Salatgurken, grünen Bohnen, Zwiebeln besteht, ich meine, in einer Tupperdose serviert, und der auf eine schöne Art süß ist. Die Nachspeise dann betont westfälisch: Quark mit Kirschen und Schokosplittern und zerkrümeltem

Schwarzbrot. Großeltern, die Essen machen: War immer eine Sache, wird wohl immer eine bleiben, zum Glück, und mal so sehr generell gesprochen.

Jeder übrigens, den wir an dem Tag treffen, hat einen oder mehrere Hunde, und Rahels Familie ist da keine Ausnahme, sie haben zwei. Der jüngere, Simba, ist ein wilder Golden Retriever, der sich aber mehr und mehr beruhigt, seit er in der Jagdhundausbildung bei der Schwester von Arnold von der Nolden ist, den wir gleich als Erstes, nach meiner Ankunft am S-Bahnhof Bad Holzhausen, am Vormittag noch, besuchten, und der mir oder uns, ganz grob natürlich nur in der Kürze der Zeit, circa acht Jahrhunderte Geschichte über Burg Steinsegen erzählt, das Anwesen seiner Familie, das er, seit den 70ern, mit seiner Frau, verwaltet. Irgendwann merkt Herr von der Nolden, dass ich wirklich fast niemanden unter den historischen Figuren, die er referenziert, einordnen kann, klar, von allen mal den Namen gehört, mehr aber auch nicht, aber wenn ihn das tiefergehender enttäuscht, lässt er es sich, dankenswerterweise, nicht anmerken, alles Wasser unter der Brücke für ihn, wahrscheinlich. Als wir auf der Brücke über dem letzten noch erhaltenen Burggraben sind, macht uns von der Nolden auf ein spitzes Dach im Unterholz aufmerksam. Das war früher der Eiskeller – im Winter, wenn das Wasser im Graben gefror, hob man von ihm die Eisplatten ab und lagerte sie dort ein, in einem fünf Meter tief gegrabenen Loch, unter besagtem Spitzdach. Das Eis hielt sich für den ganzen Rest des Jahres, in der Kühle der Erde, zur Nutzung in der Küche, für den Betrieb der ersten Vorläufer der heutigen Kühlschränke.

Mein liebstes Detail am Schloss (im Volksmund wird Steinsegen meistens Schloss genannt, was eigentlich so nicht geht, denn die Bezeichnung Schloss gebührt nur einem Anwesen von Fürsten oder Königen, wie von der Nolden gleich zu Beginn bemerkt hatte, und so ist die verbreitetere Benennung seines Anwesens auch ein kleiner Hinweis darauf, dass die Adelsgeschlechter gegenüber dem Pöbel ein gewisses Nachsehen hatten), mein liebstes Detail also, das von der Nolden auf seine ruhige und fast schon schelmische Art einmal kurz erwähnt, ist in der Eingangshalle zu Schloss Steinsegen zu finden, eine erst unscheinbar wirkende Eimerform unter einer der wiederaufgebauten Original-Holzstreben. Es handelt sich tatsächlich um einen mit Zement ausgegossenen Eimer, lackiert wie das Holz, genutzt, um die fehlende Länge einer zu kurz geratenen Stiege auszugleichen. Diese Notlösung war einem der Handwerker aus Polen gekommen, die von der Nolden häufiger in seinen Erzählungen der Grundrenovierung des Schlosses seit den 70ern erwähnt, und ohne die er, wie er selber sagt, dieses zu Anfang völlig aussichtslos wirkende Unterfangen niemals hätte bewältigen können. Eigentlich geht es die meiste Zeit darum, halt mit dem zu arbeiten, was man so hat. Die Malerarbeiten am Fachwerk im Innenhof

hätten, wenn denkmalschutzgerecht in Auftrag gegeben, so zum Beispiel weit über 30.000 Euro gekostet, von der Nolden entschied daraufhin, es einfach selber zu machen, und bekam dabei Unterstützung alter Freunde aus seinem Chorverein, er wirkt stolz auf das Ergebnis, als er es uns zeigt und kurz irritiert, als ich erst nicht raffte, was ein Chorverein ist, tatsächlich ist das glaub ich eine Art von Studentenverbindung.

Und die Geschichte der Leute auf Steinsegen, ihrer wechselnden Besitzerfamilien? Nun ja, gibt es viel halt, sowas sammelt sich ja über acht Jahrhunderte, aber vielleicht bleibt am besten festzuhalten, dass die Burg seit dem 18. Jahrhundert nun schon im Besitz der von der Nolden ist, auch, wenn es manchmal sehr knapp gewesen sein mag, der ein oder andere Onkel das Anwesen fast in den Ruin getrunken hätte, zum Beispiel. Es gab auch mal einen von der Nolden – das war aber glaub ich noch vor ihrer Zeit auf Steinsegen – der, um seine Stärke zu beweisen (und zu beweisen, dass er stärker war als der Fürst, der ihn als Gast bei sich hatte), mal gegen einen Bären kämpfte, während einer Abendveranstaltung, zur Erheiterung der Gäste, und gewann.

Gegen Mitte unseres Trips fällt mir schließlich Folgendes auf: Ich habe einen einzigen Gegenstand in meinem Besitz, den ich nicht mit meiner eigenen Körperkraft davontragen könnte, das ist mein ziemlich oller Schreibtisch, aus einer vergangenen WG übernommen. Mit Rahel in ihrem schwarzen Tiguan fahren wir durchs Land, und überall ist eine gewisse Weite, Gewicht. Felder, der Hof, die Landmaschinen, ganz selbstverständlich gibt es hier Dinge, die einem gehören und das zehnfache, das hundertfache eines menschlichen Körpers wiegen, sich schon gar nicht mehr gegen ihn aufwiegen lassen, im Falle der Felder ja auch was-weiß-ich-wie-viele Körper ernähren. Rahel sagt, dass mit all diesem Besitz auch ein Gefühl der Verantwortung komme, diesen sinnvoll zu gebrauchen. Es gibt dieses Gefühl auf dem Land, dass man sich selber und miteinander die Dinge schaffen muss, die man braucht, auch weil es sonst keiner für einen macht. Ich weiß nicht, ob ich jemals in meinem Leben so viel an einem Tag über Häuser und Hausbau geredet habe, aber auch das scheint hier eher Notwendigkeit zu sein, genauso wie das Autofahren. Apropos, es ist nice, dass Rahel eine der Kundinnen ist, die ihren SUV tatsächlich für das Fahren im Unterholz benutzt, sie zeigt mir gleich zu Beginn ein paar Waldpfade rund um Steinsegen. Rahel ist übrigens aufs Land zurückgekommen, und sie hätte es meines Erachtens sicher auch weiter in einer Großstadt ausgehalten, so wirkt sie zumindest auf mich. Sie selber betont allerdings lachend, dass es für sie schon das volle Leben sei, nun mit dem Hof von Georg mitten im Ort auf der Hauptstraße zu wohnen und nicht mehr am Rand, wie in ihrer Kindheit in Rahden, da waren wirklich nur Felder um sie



herum. Georg hat von Anfang an Ja zu Hedem gesagt, auch zur Landwirtschaft, in seinem Fall und im Vergleich noch zu z.B. Rahels Eltern betreibt er diese sogar im Haupterwerb, er hat sie auch studiert, und für ihn ist das Bestellen der Böden eine Passion und eine Wissenschaft, sagt Rahel, und Rahels Vater staune zumeist nicht schlecht, was Georg mit seinem Wissen alles noch aus den Böden herausholen könne.

Im Zentrum von Rahden kommen wir an der einen super beliebten Eisdielen vorbei, Rahel erzählt ein wenig schmunzelnd, dass es mal irgendwelche Stadtplanungen gegeben hätte, die entweder, wenn ich mich recht entsinne, gleich die ganze Eisdielen oder zumindest einen Brunnen oder Bänke, auf denen alle ihr Eis anschließend immer essen, plattmachen wollten, und das wäre ein riesiges Thema im Ort gewesen, in der Zeitung diskutiert, schlussendlich dann auch gekippt worden. Wir fahren an den weiter Eis-essenden Menschen von Rahden vorbei. Manchmal wissen sich die Leute schon noch zu helfen.

Prophetien II

Irgendwie kommt dann doch noch dieser Beitrag für die WDR Lokalzeit ins Rollen. Einen Freitag vor meinem Live-Auftritt treffe ich mich mit Celine, einer freien Journalistin, damit wir vorab einen Einspieler drehen können, er soll 1 1/2 Minuten und irgendwie pfiffig und lokalbezogen sein und der größte Spaß dabei für mich ist, in den vollen Fußgängerzonen der Bielefelder Altstadt leise zu uns anschauenden Leuten „Hilfe“ zu sagen, während mir Celine mit etwas Abstand hinterherläuft und von hinten filmt. Unterhalb der Promenade, an den Hundewiesen, finden wir auf einer Parkbank den letzten Drehort, damit ich noch ein paar möglichst kurze und lustige Abschnitte aus den bisher geschriebenen Texten einlese. Celine wird von einem vorbeikommenden Hund angesprungen, ich solle mit mehr Enthusiasmus lesen, über mein ständiges „okay“ muss sie allerdings lachen, es erinnere sie an *Forrest Gump*. Nicht unweit dieser Bank habe ich einige Wochen zuvor mal abends, als es schon dunkel war, mit Vera gesessen, sie hatte mir vorher den Unterschied zwischen Bärlauch, Maiglöckchen und einem dritten Kraut erklärt, als wir noch bei ihr im Gemeinschaftsgarten saßen, Vera hat dieselbe Lieblingskneipe wie Alexandra, in die mich beide während der Zeit in Bielefeld mehrmals einladen, und an dem Abend mit Vera laufe ich irgendwann sekttrunken die Promenade zurück nach Hause, sehe die angestrahlte Sparrenburg, bis auf ein paar Leute auf einer Parkbank kurz zuvor ist keine Menschenseele zu sehen, ich denke mir, irgendwie profund: Die Sparrenburg ist einfach da.

Wem gehört die Zeit?

Wenke und ich halten mitten auf der Straße, um noch eine Windkraftanlage zu fotografieren, aus dem Auto heraus, ein paar Locals (genauer: eine ältere Dame in einem Ford und ein schon richtig alter Herr auf einem Rad) müssen um uns herum und fucken sich darüber ab, verständlicherweise, wenn ich ehrlich bin.

Wir sind auf dem Weg weg von der Wewelsburg und irgendwo hin, wo wir was Essen können, wahrscheinlich geht das in Büren. Wenke und die Direktorin der Burg hatten vorher beide sehr farbenfrohe Klamotten getragen, Wenke trägt sie auch immer noch, ich hab, aus irgendeinem unerfindlichen Grund, ausgerechnet an diesem Tag eher ein dezentes Hemd an. Auffällig viele Mitarbeiterinnen der Wewelsburg schienen farbenfrohe Kleidung zu haben.

Nach unseren Bifteki schaffen wir es in der Abendsonne tatsächlich noch raus zu den Externsteinen, wir parken am Straßenrand, vor dem offiziellen und bezahlpflichtigen Parkplatzgelände, Wenke will sich die Gebühren sparen, ich habe Sorge, dass wir vielleicht abgeschleppt werden, gleich unten gegenüber der Parkplatzeinfahrt gibt es einen größeren Teich und auf seiner Oberfläche sind nun im glänzenden Abendlicht Mücken ohne Ende, ein Konzert, oder eine Gala, oder so, ein junger Mann mit Bart und einem ziemlich langen Objektiv schießt Fotos, aber eher wohl vom sich anbahnenden Sonnenuntergang. Auch beim zweiten Besuch wirkt alles, das Areal und die Steine selber, ein bisschen wie Phantasialand.

Mit Alexandra (Alexandra aus der Nähe von Horn-Bad Meinberg, nicht die aus Bielefeld) war ich einige Wochen zuvor bereits einmal an den Externsteinen gewesen, und uns spielt gleich ein oberkörperfreier Typ auf der Flöte auf, an dieser Durchgangsstelle, wo sich die Bäume des Waldes hin zur Wiese vor den Steinen lichten. Während wir ihn passieren, hält er inne, spricht: „Willkommen an den Externsteinen.“ Kurz davor, noch im Wald, auf dem Weg von den Parkplätzen her, war ein verballerter Dude gewesen, der, wie es schien, bereits für diesen Nachmittag in Alkohol gemacht hatte. Am Jesusgrab weist mich Alexandra auf die dort eingeritzten Runen hin. Wir laufen eine ganze Zeit lang durch das Waldgebiet hinter den Steinen, Alexandra erzählt mir von einer Filmidee, eine Science-Fiction-Geschichte, basierend auf einem Traum, es ging in ihm um alternative Logistiklösungen, ohne zu viel vorab zu verraten. Irgendwann führt uns der Weg ein wenig ins Unterholz und wir kommen auf einmal auf der rückseitigen Straße eines Wohngebiets heraus, Alexandra weiß allerdings gleich, wo wir sind und wie es zurückgeht. Während wir da so wieder aus dem Wald in die Zivilisation hervortreten, schaut uns ein Mann aus seiner offenen Garage heraus an, schaut uns weiter an, so lange, bis wir die Straße herunter aus seinem Blickfeld heraus sind. Zurück an den Steinen ist da wieder der besoffene Typ, er hat mittlerweile den Schatten des Waldes verlassen, sitzt oberkörperfrei in der Sonne.

An einen Second-Hand-Laden erinnert mich die Art, wie auf der Wewelsburg in einem der Räume das SS-Besteck ausgestellt ist. Es liegt einfach in einem Plastik-Geschirrkasten. Die Idee ist, die Dinge zu zeigen, aber nicht so sehr aufzuladen, sagt die Direktorin dort Wenke und mir, durch die ganze Ausstellung der NS- und SS-Vergangenheit des Ortes werde die Präsentation der Exponate so angegangen: ohne Überhöhungen. Das bekannteste Beispiel für diesen entmystifizierenden Umgang mit dem Nationalsozialismus ist wohl dieser – und ich erzähle vielleicht erstmal, was ich vorab davon gehört habe: Vorab wurde mir erzählt, dass es auf der Burg ein in ihren Boden eingelassenes Hakenkreuz gäbe, dass man dieses nie herausgenommen hätte, weswegen das Museum es nun versuche





zu kaschieren, indem es Sitzsäcke darüber auslege. Tatsächlich sitzen Wenke, die Direktorin und ich zwischen den Bean Bags auf Sitzhockern zusammen herum im besagten Raum und auf dem besagten Motiv, das allerdings kein Hakenkreuz sondern ein zwölfspeichiges Rad, ein Sonnenrad, ist. Dieser Raum, Obergruppenführersaal genannt, befindet sich direkt über der ebenfalls kreisrunden, geplanten, aber nie genutzten Gruft für SS-Führer im Nordturm. Wo wir zu dritt da sitzen, leuchtet mir das mit den Bean Bags ein, auch der ganze Ansatz der Entmystifizierung. Als wir bei den diversen Nazi-Exponaten sind und die Direktorin uns nochmal dort den Ansatz erklärt, muss Wenke allerdings kurz lachen und sagt, dass sie das verstehen könne, aber die Sache sei, dass die Sachen eine Ästhetik, eine Ausstrahlung hätten, anziehend wären. Ich schenke Wenke später meinen Ausstellungskatalog, den mir die Direktorin wiederum geschenkt hatte (vielen Dank). Es gibt diese Aussage, die ich vor Jahren mal aufgeschnappt und mir immer gemerkt habe, ein Freund und Walter-Benjamin-Fan, Raphael, sagte mir später, dass sie von Benjamin sei: Faschismus ist die Ästhetisierung der Politik. Dazu ergänzend mein ehemaliger Wohnungsnachbar Manuel in Köln, als ich mal wieder bei ihm drüben war eines Abends (als wir noch miteinander sprachen, bevor er grußlos wegzog): Manuel befand, dass Demokratie nicht ästhetisch sein könne und dürfe, sie müsse sich immer unbefriedigend anfühlen für den Einzelnen, matschig, kompromissbeladen, gerade, dass sie nie ganz funktioniere, sei, was ihre Freiheit kennzeichne. Manuel schlief in der Wohnung in einem Schlafsack auf den Kacheln im Bad und einmal im Jahr, mindestens, ging er für ein paar Wochen wandern im Wald, pennte auch dort. Er hat Malerei studiert. Mir haben seine Bleistift-Skizzenbücher immer am meisten gefallen.

Davor hingen in einem der den Inhaftierten gewidmeten Räume eine Winter- und eine Sommeruniform aus dem KZ Niederhagen. Ein Angehöriger eines Überlebenden hatte die Kleidung Jahre später gefunden. Sie ist gestreift, sieht alt aus, sieht komisch echt aus. Ansonsten ist im Raum mit der Kleidung noch eine Tube Klebstoff (ich meine, die Marke war *Moment*, die russische Variante von *Pattex*) ausgestellt, der Kleber wurde in der Zwangsarbeit zum Ankleben von Kragen an Kleidungsstücke verwendet, die Inhaftierten nutzen ihn wiederum, um den Hunger zu betäuben. Mir fällt irgendwann auf, dass es ein Ungleichgewicht zwischen der Anzahl an hinterlassenen Objekten der Inhaftierten und der der hinterlassenen und ausgestellten Objekte der Täter gibt und dass das a) in den Begebenheiten des ausgeübten Unrechts an sich liegt und b) gleichwohl ein komisches Gefühl erzeugt, als ob es dieses Unrecht auch heute noch einfacher habe, sich vordränge, sich unmerklich und immer wieder neu einschreibe, in unsere Zeit, die halt nicht nur unsere ist oder sein sollte, sondern auch die der Leute vor uns, irgendwie vielleicht auch gerade derer, die man zwang, aus ihr zu gehen.

Prophetien III

Die letzten Wochen brechen an. Ich geh noch zur Pride Parade, schau mir an, wie sie langsam aufgebaut wird am Rathausplatz, von der Terrasse der ersten Etage des Buffet-Restaurants Wang aus. Wang ist wie immer eine Bank. Danach, am Platz, unter den Menschen, fühlt es sich ein bisschen so an, als ob ich wieder auf der Gamescom sei, viele nerdige Kids unterwegs, und sie sind aber alle irgendwie so ganz aufgeregt, happy, wie es scheint, nur die Hitze setzt vielleicht ein bisschen zu, es ist wirklich erbarmungslos heiß an dem Tag. Ich frag mich, wie mein eigenes Leben verlaufen wäre, hätte ich selber in meiner Jugend beim CSD in Köln mitgemacht, und ich meine mitgemacht, Bella hatte mich ein paar Mal in meinen jungen Erwachsenenjahren zum Zuschauen dorthin mitgeschleppt, aber da war das, was – um mal eine viel zu theatralische und irgendwie auch unpassende Referenz zu gebrauchen – Herta Müller in *Atemschaukel* das Sich-immer-wieder-in-Schweigen-Einpacken nannte, schon zu häufig geschehen, und es freut mich, dass so viele junge Leute auf der Pride Parade sind, es macht Hoffnung, ich seh Brillenschlangen, wie ich sie früher eine war und auch immer noch eigentlich bin, in genderfluiden Outfits, und viele der Leute sehen auch echt ganz gut slutty aus, und das ist die Zukunft, die hoffentlich sich jetzt langsam mal ihren Weg bahnt, durch die immer noch andauernde Prüderie der Tage (es braucht alles Zeit). Während der letzten Monate hatte ich zwischendurch ab und zu gedacht, dass ich zur Parade in meinem roten Kleid oder zumindest vielleicht in meinem weit wehenden Hemd mit Motiven aus der Unterwasserwelt des Ozeans (das

mir Melda mal in Köln bei Pick'n'Weight geschenkt hatte) gehen könnte, geschminkt dann natürlich, aber der Ablauf der Gedanken und Tage und Wochen entwickelt sich schließlich anders als erwartet, am Ende sehe ich am Tag der Parade wie immer aus, trage das lila T-Shirt von der japanischen Tischtennis-Marke und meine Deutsche-Post-Hose, und laut einem Aushang sollte die Parade um drei losgehen, um halb vier regt sich immer noch kein Wagen, dafür ist es proppenvoll, neben Teenies scheinen auch viele Leute gekommen zu sein, die so wirken, als ob sie auch gerne Helene Fischer oder Meat Loaf hören, sie sind das echte Rückgrat dieser Gesellschaft, mit den Kids, und ich geh zurück nach Haus, durch die unsagbar volle Bielefelder Bahnstraße, die an diesem Samstagnachmittag zusätzlich noch voll von missionierungswilligen Christen ist (Zufall?), und in einer halben Stunde fängt auf Eurosport die Live-Übertragung meines Lieblings-Autorennens an, das gibt es auch nur einmal im Jahr.



Gewitter

Ich seh Thea nochmal, sie hat mich zum Pickert-Essen zu sich nach Hause eingeladen, später sink ich immer tiefer in die Couch in ihrem Wohnzimmer ein, in dem urigen Haus, das sie sich mit einer Mitbewohnerin teilt, tatsächlich leben die beiden in einem ganzen (schmalen) Haus, auf dem Rückweg komm ich nachts an den Schaufenstern der Neuen Westfälischen (der Roten) vorbei, und seh mein eigenes Gesicht von der dort präsentierten Ausgabe des nun vergangenen Tages zurückgucken, sie haben das Interview also heute gedruckt, ich geh an das

Schaufenster heran, direkt neben mir steht ein Mann, der sehr nah an der Scheibe konzentriert die dort präsentierte Doppelseite der Zeitung liest, und würde er jetzt nur einmal kurz zu mir herüberschauen und zu dem Zeitungsausschnitt, vor dem ich gerade stehe, würde er was ganz Lustiges zu sehen bekommen, wage ich zu behaupten, vielleicht will ich auch einfach nur endlich meinen ersten Star-Moment haben. Passieren tut dann nichts.

Nun bricht wirklich die letzte Woche an. Ich muss packen, bemerke, dass ich viel zu viel habe, um es alles in einen (großen) Rucksack und eine Tasche nach Berlin zum nächsten Stipendium zu bekommen, verbringe also die letzten Tage damit, relativ ineffizient, weil ich mich einfach nicht trennen kann, mehrmals durch halb NRW zu fahren, mit Zug und Auto, um Sachen wegzubringen, nach Köln in den Keller der untervermieteten Wohnung. Meine Mutter leiht mir ihren kleinen unklimatisierten Peugeot Kombi dafür, mit dem ich dann mit bis zu 155 Sachen (nicht meiner Mutter erzählen, sie fährt 90 bis 110 damit), bei fast 30 Grad über A1, 2, 33, 40, 45, 57 fahre, und den Preis an den Autobahntanken bezahle, in Form stattlicher Tankrechnungen. Davor sagt Judith kurz nochmal Tschüss, sie hat mir sogar ein Geschenk mitgebracht, einen kleinen Holzengel, für mich und meinen Vater, sie bringt Grüße von Wolfgang mit, nimmt mich mit in die Stadt, ich muss, wie immer, zur Kingsgard-Reinigung und zum Fotospezialisten, sie fährt davon, in dem Auto, von dem sie selbst sagt, dass sie darin ein absoluter Einpark-Champ ist, ich glaub es ihr aufs Wort. Am letzten Tag vorm Auszug dann, nachdem mir Thea eine SMS geschrieben hat, dass sie eine Abschiedspost gerade an meiner Tür hinterlassen habe, nachdem Alexandra und ich den Küchentisch, den Alexandra von einer Freundin geliehen hatte, damit ich einen Arbeitstisch in der letzten Wohnung habe, zu besagter Freundin, auseinandergelassen, in einem Fahrradanhänger, zurückgebracht haben, und nachdem mir Alexandra auf dem Hinweg zu meiner Wohnung vom Kulturbüro-Abschiedsessen zuvor erzählt hatte, wie die letzten vier Monate eigentlich für sie emotional gewesen waren und was sie sich von mir gewünscht hätte, ohne dass das jetzt aber als Vorwurf zu verstehen sei, und nach dem Kulturbüro-Abschiedsessen selber halt (in demselben Nudelladen, in dem auch das Ankunftsessen stattfand, eine Symmetrie), und nachdem mir der Schneider, als ich meine geflickte Mamba-Käppi bei ihm auf dem Weg zum Abschiedsessen abholte (vielen Dank dafür), angeboten hatte, dass er einen Kontakt herstellen könne, bei dem ich für 2.000 in der Türkei meine Halbglatze mit Haaren aus meinem Nacken auffrischen lassen könnte (ich hatte einen Witz über meine Halbglatze gemacht), und nachdem ich leider keine Zeit gehabt hatte, der älteren Frau mit den Goldzähnen meine Hilfe beim Wegschleppen der neuverpackten Matratzen vom Straßenrand anzubieten, weil ich in Eile, auf dem Weg zum Schneider gewesen war – zuvor hatten wir uns versichert bei einer Anwohnerin, der ehemaligen Inhaberin der Matratzen tatsächlich, dass sie auch wirklich zu verschenken



waren, die Frau mit Goldzähnen hatte mich davor auf der Straße angesprochen gehabt, ob ich meinte, dass die Matratzen zum Mitnehmen seien, wir hatten uns dann auf die Suche nach möglichen Inhabern gemacht am Haus, vor dem sie standen, am Ende hat sie sich einfach eine der Matratzen auf den Kopf gehievt und ist losgegangen, später am Nachmittag war keine der Matratzen mehr da vor dem Haus – nach alledem also, am allerletzten Nachmittag, schaue ich auf alles, was ich noch packen will für Berlin und bemerke, dass es weiterhin viel zu viel ist. Und in einem Gefühl, das keine Gefangenen mehr nimmt und trotzdem irgendwie auch keinen Mut kennt, entscheide ich mich, rigoros nun wirklich nur noch das Nötigste und das Praktischste mitzunehmen, und so werden das rote Kleid und die rosa Jogginghose und die roten und gemusterten Strumpfhosen in Mülltüten notverpackt, auch der Kasten mit den Schminkutensilien, am Tag zuvor hatte ich mir noch gesagt gehabt, dass ich diese Sachen mit nach Berlin nehmen werde, vielleicht kann ich mich ja dann da mal in der Öffentlichkeit am Wannsee in ihnen zeigen, Toni Schuhmacher debütiert mit Mitte 30 in einem zu weiten Kleid von Ulla Popeken, gelassen hält er die grüne Berliner Weisse in der linken Hand, und alles zusammen wird nun stattdessen mit dem und im Peugeot Kombi meiner Mutter zurück nach Bochum gefahren und verstaut, hinter Regalen, auf dem vor Sachen überquellenden Dachboden meiner Eltern.

Um halb zehn abends bin ich zurück in Bielefeld. Ein Gewitter bahnt sich gerade an. Ich gehe in den Garten, zum ersten Mal, der Garten besteht zur Hälfte aus einem ordentlichen Stück Rasen und zur anderen Hälfte aus einem Streifen wild wachsender Gebüsche, im wilden Streifen liegt der Bungalow-Anbau an das Haupt-Wohnhaus, der meine Wohnung darstellt, ich setzte mich auf den Stuhl, auf dem sonst die eine Nachbarin aus dem Haus immer saß, in zumeist weißen Klamotten und mit ihrem Hund und ihrem Phone dabei, und schaue mich um. Durch das gekippte Fenster kann ich in meine Wohnung sehen, auf dem Fernseher, ich hab ihn angelassen, werden Motorradrennfahrer interviewt. Die Kirsche, die aus dem Garten emporragt, ist riesig. Efeu zieht sich vollständig ihren Stamm entlang. An den Rändern des eingezäunten Horizonts, gerade hinter den Häuserkanten, der Lagerhalle, deuten sich Blitze an. Es gibt auch Wind. Ich leg den Kopf in den Nacken, so weit, wie ich nur kann, und guck in die flatternden Äste der Kirsche über mir, die Wolkenmassive darüber, die ihr Gesicht bei bloßem Anblick ändern und dann wieder ändern, kleine Kirschen plumpsen aus dem Baum heraus. Es wird dunkel. Ich werde reingehen, wenn der Regen beginnt herunterzukommen.

Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Tobias Schulenburg:



Ich ließ mich vom Wind über die Kennedybrücke treiben. Von Süden her konnte man riechen, dass Montag war, denn jeden Montag wurde damals in der Haribo-Fabrik Lakritz gekocht. Der Lakritzgeruch vermischte sich mit dem Nugatgeruch von den Kessko-Werken, der aus dem Osten herüberwehte. Ich schaute auf Tutzi herunter und dachte daran, dass nichts so süß ist wie die ganz junge Liebe.



Stefanie de Velasco (*1978) wuchs als Kind spanischstämmiger Eltern in Sankt Augustin, Oberhausen und Bonn auf. Ihr Debütroman *Tigermilch* wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und verfilmt. Aus ihrem Streik vor der Akademie der Künste Berlin für eine gerechtere Klimapolitik entstand 2020 der Gedanke, aus Schrott ein Wohnfahrrad zu bauen und damit durch die Republik zu fahren. Ihr Konzept: *Nachhaltiges Erzählen* – eine Ästhetik des Nachhaltigen als künstlerische Praxis in Anlehnung an ressourcenschonende Handlungsprinzipien. Während ihrer Residenz kehrte sie an die Orte ihrer Kindheit und Jugend zurück: Sind die Pfützen in Sankt Augustin im Frühjahr immer noch voller Kaulquappen? Und wenn nein, warum? Sie verband sich mit Akteur*innen, Landschaften, Bäumen und Räumen und suchte nach einer Sprache, die nicht nur die Brüchigkeit der Verhältnisse im Anthropozän nachweist, sondern gleichzeitig neue Kreisläufe, Existenz- und Erzählformen herausstellt.

Atze

Wenn ich morgens in meiner Unterkunft die geräumige Küche betrete, treffe ich immer zuerst auf Atze. Atze liegt vor dem Kamin und ist der Hund von Erika, meiner Vermieterin. „Früher habe ich ihn immer im Flur liegen gehabt“, erzählt sie mir, „damit die Einbrecher denken, da liegt ein Hund.“ Atze ist schon sehr alt, und das war er auch schon, als Erika ihn 1992 aus dem Tierheim zu sich nahm.

„Ich wollte eigentlich nie einen Hund haben, ich bin eher ein Katzenmensch. Und bestimmt nicht so einen großen. Aber es war die richtige Entscheidung, er war unheimlich lieb und ist mir vom ersten Tag an auf Schritt und Tritt gefolgt“, erzählt Erika, „aber so ein großer Hund lebt ja leider nicht so lange.“

Atze bekam starke Hüftprobleme, bis die Schmerzen so stark wurden, dass er nicht mehr aufstehen wollte. Erika fuhr ein letztes Mal mit Atze zur Tierärztin, wo er schließlich eingeschläfert wurde. Den Leichnam des Hundes behielt die Tierärztin da. „Ich weiß auch nicht wieso“, sagt Erika und streicht über eine Ingwerknolle, die vor uns auf dem Esstisch in einer Obstschale liegt und schon grün zu treiben beginnt, „ich fuhr heim und saß genau hier an diesem Tisch, und da dachte ich, dieses schöne Tier, das tolle Fell, er hatte so eine

Ein halbes Jahr hörte ich nichts. Ich hatte den Atze schon längst vergessen, da kriege ich einen Anruf. Ihr Hund ist fertig.

imposante Mähne, fast wie ein Löwe, das sieht man jetzt leider nicht mehr – jedenfalls dachte ich, nein. Zu schade. Also rief ich meine Freundin an, die Barbara, die ist die Richtige für sowas, das wusste ich schon damals, und die fuhr mit mir zurück zur Tierarztpraxis. Den Atze hatten sie schon eingefroren, aber ich habe zu Hause gleich mit einer Präparatorin telefoniert und Atze kam direkt zu ihr. Ein halbes Jahr hörte ich nichts. Ich hatte den Atze schon längst vergessen, da kriege ich einen Anruf. Ihr Hund ist fertig. Ich brauchte einen

Moment, um zu verstehen, was sie meint. Ich fuhr los und da war Atze, aber die Präparatorin hatte ihm seine ganze Mähne vorn getrimmt. Ich war vielleicht sauer. Gekostet hat das

natürlich auch eine ganze Stange Geld. Naja, das ist so eine Geschichte“, sagt Erika und hält mir den Ingwer hin, „was macht man damit eigentlich“, sagt sie, „außer Tee?“

„Du kannst damit asiatische Gerichte würzen“, antworte ich, „du kannst ihn auch einpflanzen, er gedeiht inzwischen bei praller Sonne auch hier auf dem Balkon.“ „Einen Balkon habe ich nicht, wir haben einen Garten. Komm mal mit. Du musst mir mal bei was helfen“, sagt sie, „wir müssen deinen Wohnungsschlüssel

suchen, der ist mir draußen irgendwo in die Blumen gefallen.“

Tatsächlich liegt der Schlüssel neben der Hollywoodschaukel im Hortensienbeet. „Ach“, sagt Erika, „ich werde doch alt, siehst du, ich habe hier alles abgesucht, aber nichts gefunden.“

Die Hollywoodschaukel knarzt und bewegt sich plötzlich. Erika richtet sich auf und stemmt die Hände in die Hüften.

„Jetzt hat die sich da schon wieder reingelegt“, schimpft sie und eilt an den Hortensien vorbei, sie schüttelt die Plane von der Schaukel, so als habe sich darin eine Maus versteckt. Ich sehe einen Schatten auftauchen, eine junge Frau mir kurzgeschorenen Haaren und kaputter Jeans.

„Wie oft habe ich dir gesagt, dass ich das nicht will“, schimpft Erika, „du sollst hier nicht einfach schlafen!“

„Ich habe gar nicht geschlafen“, sagt die Frau, „ich habe mich nur gesonnt.“

Mit ihren wässrigen blauen Augen stiert sie zu mir herüber.

„Wer ist die denn“, fragt sie und zeigt auf mich, aber Erika geht gar nicht darauf ein, sondern packt sie an den Schultern und zieht sie aus der Schaukel in Richtung Gartentörchen. Ich weiche einen Schritt zurück.

„Erika, hast du einen Holländer?“, fragt die Frau.

„Was denn für einen Holländer?“

„Na, einen Holländer-Käse“, sagt die Frau.

Sie muss in meinem Alter sein, ihre Arme sind mit langen Narben übersät, so

Sie muss in meinem Alter sein, ihre Arme sind mit langen Narben übersät, so als habe sie sich immer wieder tief mit einer Rasierklinge ins Fleisch geschnitten.

als habe sie sich immer wieder tief mit einer Rasierklinge ins Fleisch geschnitten.

„Wenn ich dir ein Stück Käse gebe, verschwindest du dann?“, fragt Erika.

Die Frau nickt. Ich folge Erika in die Wohnung, ich will mit der Verrückten nicht allein im Garten sein. Erika geht zum Kühlschrankschrank, ich höre, wie sie eine Tupperdose öffnet, Plastik raschelt, Erika geht zurück zur Haustür.

„Da hast du deinen Holländer“, sagt sie.

Ich bin inzwischen wieder oben in meinem Zimmer. Vom Fenster aus sehe ich die Frau die Straße runterlaufen. Sie hält den Käse in der Hand, als sei er eine Stulle, und beißt große Stücke davon ab.

Sankt Traurigustin

Sankt Traurigustin, so heißt die Datei, die Jan mir am Abend über WeTransfer schickt.

Ich wollte mit meinem ersten richtigen Besuch in Sankt Augustin warten, bis Jan hier ist. So viel habe ich ihm von dort erzählt. Dass ich in einem Ort namens Mülldorf groß geworden bin, wo 1977 eine der ersten Shopping-Malls Deutschlands gebaut wurde. Als mein Onkel Pedro aus Spanien uns Anfang der 80er besuchte, gingen wir am ersten Tag gemeinsam im Huma einkaufen. Pedro stand mit offenem Mund auf der Rolltreppe, starrte auf die meterhohen Regale voller Haribo, Konserven, Waschmittel. Sein „Supermarkt“ – der Ort, wo meine Großmutter in Spanien einkaufte, war ein kleiner Tante-Emma-Laden bzw. ein Onkel-Amadeo-Laden, so hieß der Mann, dem der Laden gehörte. Amadeo schrieb alles mit einem Bleistift auf einen Zettel, er schenkte uns Sugus, kleine spanische Kaubonbons, wenn wir Kinder die Einkäufe für unsere Abuela erledigten.

Was willst du morgen machen, fragte meine Mutter Onkel Pedro am Abend. Wir können nach Bonn fahren an den Rhein. Wir können uns das Geburtshaus von Beethoven anschauen, das Regierungsviertel, aber mein Onkel hob nur die Hand und zeigte aus dem Fenster in Richtung Huma. Da, dahin will ich.

Gut 35 Jahre später steigen wir an der Haltestelle Sankt Augustin Zentrum aus. Noch immer fahren die alten mintgrünen Bahnen der Linie 66 von Bad

Wir können uns das Geburtshaus von Beethoven anschauen, das Regierungsviertel, aber mein Onkel hob nur die Hand und zeigte aus dem Fenster in Richtung Huma. Da, dahin will ich.

Honnet bis nach Siegburg – stabile Wagons offenbar. In all den Jahren bin ich immer wieder mit der 66 gefahren, wenn ich meine Mutter besuchte – die Veränderung, die die Gegend um den Huma, die Gegend in der ich groß geworden bin, erfahren hat, schockiert mich trotzdem.

Ich versuche Jan zu erklären, wie die Marktplatte einmal aussah, aber es gelingt mir nicht. Ich erkenne nicht einmal mehr das, was einmal war, es ist so oft überbaut worden, dass ich das Alte vom Neuen nicht unterscheiden kann.

Wir betreten den Huma, der jetzt einfach nur aussieht wie die Neukölln-Arcaden oder „Das Schloss“ in Steglitz, wo ich manchmal hinfahre, wenn ich neue Sportkleidung brauche. Hier war mal, fange ich wieder an, hebe die Hände. Du musst dir vorstellen, dass hier mal Rolltreppen waren, wo man Einkaufswagen reinhängen konnte. Jan schaut mich verwirrt an.

Hier war mal, fange ich wieder an, hebe die Hände. Du musst dir vorstellen, dass hier mal Rolltreppen waren, wo man Einkaufswagen reinhängen konnte. Jan schaut mich verwirrt an.

Wir laufen einmal durch den Huma, der Ausgang ist jetzt da, wo früher ein großer Parkplatz war. Wiese bedeckt ihn, ein riesiger Strommast steht auf der Wiese. In Berlin gibt es nirgends Strommasten, das fällt mir erst jetzt auf, wo Jan sagt, der Strom läuft hier ja überirdisch.

Stimmt. Die Strommasten reihen sich bis zum Horizont hintereinander, stehen Spalier, wie das Obst in der Voreifel, wo meine Freundin Charlie wohnt, und genau wie in den gnomhaften Apfelbäumen sitzen die Vögel oben in den Masten, auf den Kabeln und fragen sich vielleicht: Ist das Natur oder kann das weg? Früher als Kind dachte ich, es heißt Strom-Ast und diese riesigen dreiarmligen Herrscher seien sowas wie Mammutbäume aus Metall, von denen man statt Obst Strom erntete.

Einer von ihnen steht mitten in meiner alten Siedlung, ich kann ihn von hieraus schon sehen. Wir überqueren die Südstraße, dahinter beginnen die Straßen meiner Kindheit, Mülldorf. Im Spichelsfeld, Rathausallee, Von-Claer-Straße. Die Häuser sind klein und gedrungen, weiße mit schwarzen Schieferdächern. Zwei Frauen in Burka spazieren vor uns entlang, ein Mädchen fährt auf einem Fahrrad – genau wie ich damals.

Ich halte nach Pfützen Ausschau. Früher wuchsen hier im Spichelsfeld in

Früher als Kind dachte ich, es heißt Strom-Ast und diese riesigen dreiarmligen Herrscher seien sowas wie Mammutbäume aus Metall, von denen man statt Obst Strom erntete.

den Pfützen Kaulquappen heran. Als Kind fragte ich mich, wieso. In der Schule hatte ich gelernt, dass aus ihnen Frösche werden, aber wenn diese kleinen Kaulquappen erst einmal anfangen zu wachsen, dachte ich, dann werden diese Pfützen für ihre nächste Metamorphose schon keinen Platz mehr bieten. Erst viele

Jahre später – ich dachte immer wieder an die Kaulquappen von Mülldorf – fiel mir auf, dass sie dort wahrscheinlich in Pfützen heranwuchsen, weil dort einmal viel mehr Wasser war als 1983. Vielleicht war da mal ein Sumpf oder ein Moor oder ein Teich?

Es fängt an zu regnen. Jans Regenschirm klappt sich immer wieder nach oben, es sieht brutal aus, wie der Wind ihn zwingt, seine Gelenke zu überstrecken.

Am nächsten Tag gehe ich ins Stadtarchiv und erfahre: Die Siedlung, in der ich groß geworden bin, entstand in den 70er-Jahren. Die Gemeinde Sankt Augustin befürchtete, von Bonn oder Siegburg eingemeindet zu werden, also setzte sie alles daran, so schnell wie möglich zu wachsen, um selbst Stadt werden zu können.

Dazu wurde die große Lücke zwischen Mülldorf und Menden zugebaut. Vielleicht ist das ein Grund dafür, dass im Spichelsfeld Menschen aus dem Iran, Afghanistan, Marokko, Polen, Russland und den Mittelmeerstaaten Europas lebten. Der opportune Wunsch Sankt Augustins, zu wachsen, setzte sich für einen Moment unfreiwillig über die allgegenwärtigen rassistischen Ressentiments hinweg – zumindest in der Auswahl der Mieter*innen.

Ich erfahre: Die Wohnsiedlung liegt viel näher an der Sieg als mir bewusst war, die Auen des Rhein Nebenflusses reichen auf den alten Karten in unsere Siedlung hinein. Wir konnten als Kinder gar nicht ran an die Sieg, weil davor die Autobahn verlief, sie machte den Fluss für

uns unsichtbar. Südlich der Sieg hat man die Autobahn gebaut, 1974, mitten in die Auen, dafür hat man den Fluss nach Norden gequetscht. Herr D., der Archivar, und ich stehen vor den alten Karten. Muss so sein, sagt er, sieht man ja. Wie kann man einen Fluss nach Norden drücken, frage ich mich, aber geht offenbar. Und die Kaulquappen? Sie konnten mit der rasanten Umwandlung ihrer Lebensräume in Bauland nicht umgehen, ihre Eltern laichten weiter dort, weil Frösche immer an denselben Laichgründen laichen, aber da waren keine nassen Wiesen mehr, da war nur noch Beton, da war plötzlich alles versiegelt – viel zu schnell. Und Sankt Augustin wurde 1977 schließlich Stadt.

Wie kann man einen Fluss nach Norden drücken, frage ich mich, aber geht offenbar.

Tutzi / Tauben

Heute war der Mann mit der Glatze und dem großen roten Eimer wieder da. Er hat die Futterplätze oben auf der Cassiusbastei befüllt. Ich bin immer als Erster auf den Beinen, das weiß jeder hier, aber weil alle anderen immer bis spät in den Morgen hinein schlafen, will niemand mir glauben. Niemand will mir glauben, dass das Problem, das unsere Frauen seit Kurzem haben, von dem Mann und dem roten Eimer herrührt. Ich kann von unseren Schlafplätzen aus sehen, wie der Mann jeden Morgen auf die Cassiusbastei steigt und ein Tütchen aus seiner Tasche hervorholt, ich kann sogar lesen, was auf dem Tütchen steht – *Fertistopp99*, darin sind kleine Pillen, und die mischt der Mann mit der Glatze uns ins Futter. Wir pflanzen uns – anders als früher – das ganze Jahr fort, weil wir in der Stadt leben. Jeder von uns produziert zwölf Kilogramm Kot im Jahr. Das ist der Stadt zu viel, dabei produzieren die anderen, die hier leben, wesentlich mehr Kot. Trotzdem will man nur uns und niemand anderen vergrämen. Die meisten denken, dass wir nur kurz leben. Eigentlich ist das wahr. In der Stadt lebt man kürzer als auf dem Felsen, aber ich habe nie auf dem Felsen gelebt und ich bin jetzt schon fast 20 Jahre alt. Ich vergesse vieles, ich wiederhole mich, aber ich weiß, dass der Mann mit der Glatze uns die Pillen ins Essen mischt, damit unsere Frauen sie fressen, weil sie uns damit vergrämen können.

Hier in der Stadt leben sehr viele Menschen, deswegen ist es ungewöhnlich,

dass ich mich an den Mann mit der Glatze erinnern kann. Er war 18 und ein Junge, ich war zwei und schon erwachsen. Damals trug der Mann mit der Glatze braune Locken, lang bis auf die Schultern, er stand auf dem Friedensplatz – unserem Platz – und demonstrierte gegen Kohl. Damals waren wir noch die Hauptstadt, und der Bundeskanzler lebte im Palais Schaumburg. Am Palais wollte man uns nicht. Das ganze Gebäude war schon damals mit Abwehrsystemen ausgestattet, mir hat es gefallen, dass gegen diesen Mann demonstriert wurde. Der Junge mit den Locken stand in der Menge und hielt eine Packung Hühnerei unter seinem Mantel versteckt. Kohl ging, von seinen Leibwächtern umringt, durch die Menge. Er versuchte wegen der Gegendemonstration besonders würdig auszusehen, aber er hatte Angst, das konnte ich daran erkennen, wie er immer wieder mit den Augen blinzelte. Er hatte Erfahrung hierin, er war ja schon mehrfach mit Eiern und anderen schmutzigen Dingen beworfen worden. Das Ei, das der Junge mit den Locken warf, traf Kohl mitten ins Gesicht. Kohl verzog seinen Mund vor Schmerz, und als er sich das Eiweiß aus den Augen wischte, dachte ich für einen Moment, Kohl würde weinen. Kohl klagte erst, nachdem der Junge mit den Locken ihn beworfen hatte, öffentlich darüber, dass sich keiner vorstellen könne, wie schmerzhaft es sei, ein Ei an den Kopf zu bekommen.

Der Junge war bei seinem Wurf sehr konzentriert gewesen. Er hatte lange

überlegt und wie ein Jäger, der auf Tiere schießt, den richtigen Moment abgewartet. Dabei hatte der Junge nicht bemerkt, dass ihn die ganze Zeit ein Mädchen beobachtete. Sie trug eine Brille und die üblichen schwarzen, schweren Schnürstiefel, die man zu dieser Zeit trug. Als sich die Demonstration langsam auflöste, lief sie zu ihm hin und sprach ihn an. Der Junge grinste, aber nur mit dem Mund, nicht mit den Augen, er war damals schon sehr bitter. Das Mädchen nahm den Jungen an der Hand

mehr Tee bestellen wollte, schüttelte der Junge den Kopf und stand auf. Er fragte, ob das Mädchen mitkommen wolle. Sie nickte heftig. Der Junge und das Mädchen liefen in die Cassiusbastei und kamen mit Eierlikör zurück. Sie liefen am Busbahnhof vorbei zum Hofgarten, dort stand das Auto vom Jungen, und jetzt, wo ich auf das Auto komme, fällt mir wieder ein, wieso ich mich an den Mann mit der Glatze erinnere. Das Auto vom Jungen hatte einen Namen, es hieß Tutzi. Ich habe eine meiner Töchter so genannt, weil

**Kohl klagte erst,
nachdem der Junge mit den Locken
ihn beworfen hatte, öffentlich darüber,
dass sich keiner vorstellen könne,
wie schmerzhaft es sei,
ein Ei an den Kopf zu bekommen.**

und zog ihn durch die Fußgängerzone in Richtung Roxy, wo sich damals alle trafen.

Ich weiß nicht, wieso ich mitflog. Ich war jung, und das Wetter war schön. Ich hätte das alles sicher vergessen, wenn der Junge von damals heute nicht derjenige wäre, der uns das Futter vergiftet, denke ich. Das Mädchen legte im Roxy ihren Schülerausweis vor und bestellte zwei Tassen Tee.

Der Junge lachte laut, trank aber seinen Tee und fing mit dem Mädchen ein Gespräch an. Als das Mädchen noch

mir der Name so gut gefallen hat. Sie würde heute anders heißen, wenn ich damals gewusst hätte, dass dieser Mann uns in Zukunft vergrämen wird. Das Mädchen musste lachen vor Rührung, als sie den Namen des Autos hörte. Sie dachte, dass es für den Jungen sprechen würde, und dass seine Bitterkeit in Wirklichkeit versteckte Süße sein könnte. Der Junge griff nach einer der unzähligen Fantafaschen, die auf dem Rücksitz lagen, und mischte Eierlikör mit Fanta. Blonder Engel, sagte er und

Das Auto vom Jungen hatte einen Namen, es hieß Tutzi. Ich habe eine meiner Töchter so genannt, weil mir der Name so gut gefallen hat.

hielt dem Mädchen die Flasche hin. Das Mädchen machte ein komisches Gesicht, als sie die Flasche ansetzte und zu trinken begann, aber es schmeckte ihr offensichtlich und weil sie damit nicht gerechnet hatte, trank sie umso gieriger. Der Junge startete den Motor, Tutzi schnaufte kurz und fuhr los. Sie fuhren über den Rhein auf die andere Seite der Stadt. Ich ließ mich vom Wind über die Kennedybrücke treiben. Von Süden her konnte man riechen, dass Montag war, denn jeden Montag wurde damals in der Haribo-Fabrik Lakritz gekocht. Der Lakritzgeruch vermischte sich mit dem Nugatgeruch von den Kessko-Werken, der aus dem Osten herüberwehte. Ich schaute auf Tutzi herunter und dachte daran, dass nichts so süß ist wie die ganz junge Liebe.

Der Junge hielt vor einem Einfamilienhaus. Er schlug Tutzis Türen viel zu hart zu und ging mit dem Mädchen ins Haus. Kurz darauf ging im obersten Stockwerk das Licht an. Vom Balkon aus sah ich das Mädchen auf dem Teppichboden sitzen, der Junge legte eine Schallplatte auf und setzte sich zu dem

Mädchen auf den Teppichboden, und da beugte sich das Mädchen zu ihm herüber und küsste ihn. Die beiden zogen sich ihre Sachen aus und legten sich ins Bett. Der Junge war sehr betrunken, aber weil er noch so jung war, konnte er trotzdem mehrmals hintereinander mit dem Mädchen schlafen. Immer wenn es mal wieder so weit war, stand der Junge auf und kramte unter dem Bett in einem Haufen Schülerzeitungen herum. Jedes Mal piddelte er ein Kondom herunter, das mit Uhu als Gimmick auf die letzte Seite der Schülerzeitung geklebt worden war. Der Junge erzählte, dass er der Redakteur der Schülerzeitung sei, und dass die Lehrer ihm verboten hätten, die Ausgabe mit dem Kondom zu verteilen und die gesamte Auflage nun unter seinem Bett verschimmelte.

Als der Junge und das Mädchen müde wurden, lagen sie einfach so nebeneinander im Dunkeln. Dem Jungen ging ein Lied durch den Kopf, das er als Kind immer gern gehört hatte. Der Junge hätte es dem Mädchen gern vorgesungen, denn es hieß *Mädchen nur mit Brille*, aber weil es von den Flippers war, traute er sich nicht, weil er Angst davor hatte, dass ein Lied von den Flippers das Mädchen abstoßen würde, egal wie passend es wäre, aber das Mädchen schlief schon längst, müde von der erlebten Lust.

Am nächsten Morgen, als der Mann hoch zu uns auf die Cassiusbastei steigt, setze ich mich auf den Blitzableiter. Er holt ein kleines Tütchen heraus.

Am nächsten Morgen, als der Mann hoch zu uns auf die Cassiusbastei steigt, setze ich mich auf den Blitzableiter.

Putt, putt, putt, sagt der Mann, mischt die Pillen aus der Tüte zuerst in den roten Eimer und schließlich in den Futtertrog. Dann geht er an die Kisten, die uns die Stadt zum Brüten hingestellt hat, und tauscht unsere Eier gegen Attrappen aus. Man sagt, dass wir äußerst geburtstreu sind. Das stimmt, und weil wir uns das ganze Jahr fortpflanzen, zählen wir zu den erfolgreichsten Vögeln der Erde. Der Mann mit der Glatze hat keine Kinder, er ist in dieser Hinsicht nicht erfolgreich. Er ist alt geworden, er trinkt immer noch Eierlikör mit Fanta, weil der süße Geschmack auf der Zunge ihn an seine Jugend erinnert, er ist einsam und hasst die Gegenwart, nur was haben wir damit zu tun? Er kann uns doch deswegen nicht einfach unsere Eier nehmen und uns Pillen ins Essen mischen. Aber er war es ja auch, der damals die Idee hatte, jeder Schülerzeitung ein Kondom beizulegen.

Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Stefanie de Velasco:



Once the extraterrestrials arrive, they will debunk those claims, we humans can create magic if we seek beauty and could maintain empathy. All races are ok, once they have been given the chance!

Wenn die Außerirdischen kommen, werden sie diese Theorien widerlegen, wir Menschen können Magisches erschaffen, wenn wir nach Schönheit streben und emphatisch bleiben. Das gilt für alle Menschen, egal welcher Herkunft, man muss ihnen nur eine Chance geben.

Ruhrgebiet



Rabab Haidar (*1977) lebt in Berlin und wuchs in Syrien und Bahrain auf. Sie studierte Englische Literatur an der Tishreen University Lattakia, ist vereidigte Übersetzerin und arbeitete als freie Journalistin. Ihre Reisen in zahlreiche Länder in Südasien, Europa, Nord- und Ostafrika und im Mittleren Osten halfen ihr, „Gesellschaften als Kontinuum zu verstehen“. 2012 erschien ihr erster Roman: *Land des Granatapfels*. Seit 2017 schreibt sie für deutsche Medien, u. a. für Zeit Online, Vogue und weiterschreiben. jetzt. Mit einem Stipendium der Heinrich-Böll-Stiftung kam sie 2019 nach Deutschland und trat seither bei verschiedenen Festivals und Lesungen auf. Mit ihrem Essay-Projekt *Barfußlaufen in kleinen Gärten* erschrieb sie ein Mosaik des ganz normalen Lebens im Ruhrgebiet und folgte den Geschichten der Menschen durch Bars, Cafés, Museen, Parks, Märkte. Bei ihren Streifzügen durchs Revier waren es oftmals kleine Details, die ihre Aufmerksamkeit erregten: eine Runde Boccia im Park, draufgängerische Autofahrer*innen oder ein frisches Bier zum Essen.



Freyja Melsted (*1991) zog es nach dem Schulabschluss in Österreich in ihre zweite Heimat Island, wo sie an der Universität Islands in Reykjavík Internationale Bildungswissenschaften, Russisch und Literaturwissenschaften studierte. Nach dem Bachelorstudium studierte sie Literaturübersetzen im Master an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Freyja Melsted lebt in Düsseldorf und übersetzt vorwiegend literarische Texte aus dem Englischen, Spanischen und Isländischen ins Deutsche. Außerdem arbeitet sie als Texterin und Lektorin. Sie ist Mitbegründerin und Redakteurin des Online-Magazins für übersetzte Literatur TraLaLit und Mitglied des Verbands deutschsprachiger Übersetzer/innen (VdÜ).

Running Barefoot in Small Gardens

Barfußlaufen in kleinen Gärten

Vollzeit-post- traumatische- Belastungsstörung

Meine persönliche Auffassung der posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) ist: „die Nachwirkungen dessen, mit der Zerstörung der Welt und der Zerbrechlichkeit des Daseins konfrontiert zu werden, während man gleichzeitig und unfreiwillig das wahrlich monströse Gesicht des Menschen sieht“. Störung bezieht sich auf die dadurch verzerrte Wahrnehmung der Welt und der Menschen und der Existenz und des Lebens.

Ich habe Berlin verlassen, als mein Deutsch noch auf einem Level von „Enchuldegung, welche U-bahn ist aus Alexander platz gehen, bitte?“ war; das Verb kommt am Ende des Satzes und die Deutschen drücken sich sehr höflich aus, also beginnen wir mit „Enchuldegung“ und enden mit „bitte“, das sind die Dinge, die ich sicher weiß, und dass der Alexanderplatz „der Platz“ ist.

Über 25 Jahre lang war Reisen mein Beruf, ich war schon in fast 30 Ländern und habe schon in vier verschiedenen Städten und dutzenden verschiedenen Häusern gelebt. Vor drei Jahren habe ich mein letztes „Zuhause“ in Syrien verlassen. Aber ein Zuhause zu verlassen, vor Krieg und menschlicher Zerstörung zu flüchten, ist anders als auf dem Weg in den Urlaub oder zum nächsten Abenteuer in den Flieger zu steigen. Das Ziel ist unklar, die Wege sind gefährlicher, die Gesichter finsterner, die Herzen schwerer, Ungewissheit und Zweifel

A Professional PTSD

My personal interpretation of post-traumatic stress is “the aftermath of facing the demolition of the world and witnessing the fragility of existence yet simultaneously, and unwillingly, observing the real monstrous human face.” Disorder means “sabotages your perception of the world, and of humans, and of existence, and of life.”

I left Berlin while I was still at an “Enchuldegung, welche U-bahn ist aus Alexander platz gehen, bitte?“ level of the German language; the verb comes at the end of the sentence and the Germans use a very polite language, so we start with “Enchuldegung” and end with “bitte”, those are the things I am sure of.

I used to be a professional traveller for more than twenty-five years, I visited almost 30 countries, and lived in four cities and dozens of houses. Leaving your “home”, fleeing war and human destruction, is not like taking a flight “travelling” for a vacation or an adventure. The destination is vague, the road is more dangerous, the faces are darker, the hearts are heavier, there is uncertainty and doubt, your degrees are irrelevant, your knowledge of how to roam strange lands is not useful, the two languages you speak are not enough, and the ugly face of humanity you once saw in war cannot be made unseen, a permanent mental burn.

For all the facts mentioned above, I decide it is wise to wait for my partner

to come visit me first, to determine how I might start the four months of my life in Dortmund as a *stadt.land.text*-writer, it is his homeland after all.

“Raba, seriously, baby?” His face on the screen during our video call is frowning in concern.

Here comes his argument that I am a better person than I actually am:
“You are an intelligent, clever person, go out, walk around, meet people in coffee shops, in nice local bars, meet nice normal couples.”

“Baby, the last time I went out to a normal bar was in Prague, and there I met a nice ordinary local couple, who suggested an ordinary threesome... as a nice ordinary adventure, so no, thank you,” I argue back, and continue:

“I know what you don’t know, or maybe you don’t want to know: humans can’t be trusted! This is a fact.”

After eight years of war, articles about fun facts about the PTSD won’t

help me, and three years of *“auslandung”* in Germany, with no tour guide to tell me what to avoid, only added to my distrust of humans:

“... besides, I am not a white German dude,” I say as if *I needed to have the final word!*

“That’s prejudiced, Raba,” my boyfriend says, **“don’t be so viciously suspicious of everyone.”**

“I am not going to argue about this now,” I argue, **“I am trying to get to know the city I am trying to write about, and I am still lost!”**

Silence.

“.. ah!” says my boyfriend as if he was having a *eureka* moment. **“Galleries, visit galleries, you like art, don’t you? They have a great theatre scene in Dortmund, go and check out the programme, you trust theatre, don’t you?”**

I choose to ignore his tone.

It is nice to watch a loved one confused about how to defuse your mental jam and inner wounds, so he talks to you as if you were a four-year-old kid, trying to convince her to let go of the swing *“let go of the swing, you like the rest of the playground, you like the spring rocker, you want to check the spring rocker, don’t you!”*

Fact check: I do indeed love art,

I trust art even more than I trust the people who create art, far more than I trust history – which is mostly written by the victorious,

and the not-losers.

So, I shall go out to have a walk around the house, as my boyfriend suggested, around the park, in nature, to defuse the stress, watch dogs and kids playing in a world far away from their attentive, concerned parents. Past Boccia courts, the Roman game, the Indian “Späti” corner shop just outside the park. I reach the road, the

Some of them froze
for a second watching
me watching them
from outside.

begleiten dich, alle deine Zeugnisse sind irrelevant, das Wissen, wie man sich in fremden Ländern bewegt, bringt dich nicht weiter, deine beiden Sprachen reichen nicht aus und das hässliche Gesicht der Menschheit, das du im Krieg gesehen hast, lässt dich nicht los, es hat sich für immer in dein Gehirn eingegraben.

Also beschließe ich, erst mal mit meinem Partner zu sprechen, bevor ich entscheide, wie ich mein Leben in Dortmund als *stadt.land.text*-Schreiberin angehen will – er ist Deutscher und das ist immerhin sein Heimatland.

„Raba, ernsthaft, Baby?“ Auf dem Bildschirm sehe ich, wie er bei unserem Videochat besorgt die Stirn runzelt.

„Aber Baby“, *jetzt kommt das Argument, dass ich ein besserer Mensch bin als ich eigentlich bin*, „du bist ein intelligenter, schlauer Mensch, geh aus, mach Spaziergänge, triff Leute in Cafés, in netten Bars, triff nette, normale Paare.“

„Baby, das letzte Mal in einer normalen Bar war ich in Prag, und da hab ich ein nettes, normales Paar getroffen, und die haben einen ganz normalen Dreier vorgeschlagen ... so als nettes, normales Abenteuer, also nein danke“, entgegenne ich und fahre fort: „Ich weiß Dinge, die du nicht weißt und vielleicht auch nicht wissen willst: Menschen kann man nicht trauen! So ist das nun mal!“

Nach acht Jahren Krieg bringen mir die Artikel mit *Fun-Facts über post-traumatische Belastungsstörungen* nicht viel und drei Jahre „ausländern“ in

Deutschland, ohne Guide, der mir sagt, was ich besser vermeiden sollte, haben mein Misstrauen anderen Menschen gegenüber nur verstärkt: „... Außerdem bin ich kein weißer, deutscher Kerl“, sage ich und denke, dass damit alles gesagt ist.

„Das sind Vorurteile, Raba“, meint er, „du darfst mit deinem gemeinen Misstrauen nicht alle Leute so über einen Kamm scheren.“

„Ich werde darüber jetzt nicht streiten“, sage ich streitend. „Ich versuche, die Stadt kennenzulernen, über die ich schreiben will, und fühle mich immer noch verloren!“

Stille.

„Ah!“, sagt er wie in einem freudigen Ausruf der Erkenntnis. „Ausstellungen, geh in Ausstellungen, du magst Kunst, nicht wahr? Und in Dortmund gibt es eine tolle Theaterszene, schau dir mal die Spielpläne an, du magst doch Theater, nicht wahr?“

Ich beschließe, seinen Tonfall zu ignorieren.

Es ist schön zu sehen, wie jemand, den du liebst, versucht, das Gewirr in deinem Kopf zu lösen und innere Wunden zu heilen, und dabei mit dir spricht, als würde er ein vierjähriges Mädchen überzeugen wollen, die Schaukel loszulassen: „Lass die Schaukel los, du magst doch den Rest vom Spielplatz auch, du magst die Federwippe, du willst doch auch auf der Federwippe spielen, nicht wahr?“

Aber es stimmt: Ich mag Kunst tatsächlich. Ich vertraue der Kunst. Sogar mehr als den Kunstschaffenden, noch viel mehr als ich der Geschichte traue – die meist aus Sicht der Sieger geschrieben



crossroads, the other side of the road, where the U-Tower is displaying digital white pigeons as a sign of peace on a Ukrainian flag backdrop. The Ukrainian war is the most recent human-made catastrophe, as if humans have learned nothing of the horrendous price of war, what a surprise!

And hundreds of thousands of Ukrainians are fleeing the “*monstrous human face*” again.

And... what do we have here?

A restaurant with people standing by the counter drinking beer, a burger place called “Olafs”.

Mmmmmh!

The place is full of locals; to say “locals” is a very pretentious assumption for someone who doesn’t know for sure but can only ever assume – but they seem like they are having fun. Some of them froze for a second watching me

watching them from outside.

“This is a chance to prove my boyfriend wrong,” I think to myself.

“‘Go to a local bar,’ he says! ‘Don’t be prejudiced,’ he says!”

Recalling the last bar I went to in Berlin, in Wollank Street, the barman whispered “bye-bye, whore,” as I paid the bill while my boyfriend was still in the restroom. Later on, I discovered from evaluations and reviews that the two brothers who have owned the Wollank Street bar for two years now are well reviewed as racist A@\$%^ L – I hadn’t checked the reviews beforehand. At that moment in time and space, the barman was still looking straight into my eyes with a wicked smile and a sparkle in his eyes, with no witnesses and no one to tell. I had to swallow the insult and wear my smile – for my partner is so dear to me, I don’t want to upset him every time with what I know about the human heart!

ist, aus Sicht der Überlebenden.

Theater Dortmund und Oper also – ich komme!

Aber erst mache ich besser noch einen Spaziergang, wie mein Partner vorgeschlagen hat, zum Park, in die Natur raus, um Stress abzubauen, sehe Hunden und Kindern beim Spielen zu, in ihrer eigenen Welt, weit weg von den aufmerksamen Blicken ihrer besorgten Eltern. Ich gehe vorbei an einer Boccia-bahn, einem alten Spiel, das schon die Römer kannten, an einem von Indern betriebenen Späti gleich neben dem Park und je weiter ich mich von dem Park entferne, desto enger werden die Straßen, desto draufgängerischer die Autofahrer, auf dem U-Turm leuchten digitale weiße Tauben als Zeichen des Friedens vor dem Hintergrund einer ukrainischen Flagge; der Krieg in der Ukraine ist die jüngste von Menschen verursachte Katastrophe, als hätten alle vergessen, welcher schrecklicher Preis für Krieg zu bezahlen ist, was für eine Überraschung!

Und hunderttausende Ukrainerinnen und Ukrainer sind wieder auf der Flucht vor dem „monströsen Gesicht des Menschen“.

Und ... oh, was ist das?

Ein Restaurant, wo Leute an der Theke stehen und Bier trinken, ein Burgerladen namens *Olafs*.

Mmmmmh!

Dort tummeln sich die Einheimischen; ich kann sie von außen gut durchs Fenster sehen. (Davon auszugehen, dass sie „Einheimische“ sind, ist natürlich eine anmaßende Vermutung, denn man kann sich nie wirklich sicher sein, sondern

eigentlich immer nur mutmaßen.) Aber sie sehen aus, als hätten sie Spaß.

Manche halten kurz inne und beobachten, wie ich sie durchs Fenster beobachte.

Das ist die Chance, es meinem Freund zu zeigen, denke ich mir. Geh in eine lokale Bar!, hat er gesagt. *Hab keine Vorurteile!*, hat er gesagt.

Ich muss daran denken, als ich das letzte Mal in Berlin in einer Bar war, das war in der Wollankstraße, da hat der Barkeeper mir zugeflüstert: „Bye bye, you whore“, während mein Partner noch auf der Toilette war und ich die Rechnung bezahlt habe. Später habe ich beim Lesen der Bewertungen herausgefunden, dass die beiden Brüder, denen die Bar auf der Wollankstraße seit zwei Jahren gehört, als rassistische Aя\$|öçher bekannt sind – ich habe die Bewertungen vorher nicht überprüft. Der Barkeeper hat mir direkt in die Augen gesehen, mit einem boshaften Grinsen und einem Funkeln in den Augen. Es gab keine Zeugen und niemanden, dem ich davon hätte erzählen können. Ich musste die Beleidigung schlucken und lächeln – mein Partner bedeutet mir so viel, ich will ihn nicht ständig aufregen, wenn ich erzähle, was ich über die Menschen weiß!

Aber dieses Lokal der Einheimischen in Dortmund will ich erhobenen Hauptes betreten; wenn sie mich schlecht behandeln, habe ich kein Problem damit, eine Szene zu machen, diesmal gibt es genug Zeugen – und gleichzeitig will ich meinem Freund zeigen, dass er sich irrt: *Hab keine Vorurteile!*, hat er gesagt.

...

Now, in this place full of locals in Dortmund, I will enter with my head held high; if they mistreat me I will be more than happy to make a scene, with witnesses this time – and prove my boyfriend wrong: “Do not be prejudiced,” he says!

...

The beer was a local Moritz Fiege, a golden amber ale recommended by the polite young waiter.

Smiling, he explains that the burger place is today, on a once-every-three-months occasion, hosting their “around the world cuisine,” and my good luck has it that today’s cuisine is Greek!

“It was booked up twenty minutes after the announcement,” my nice bartender proudly declares, almost shouting in an attempt to be heard over the screaming children. I look around: the parents are running around with scarfs and tiny hats in their hands, around the tables, behind the screaming children, the colourful little jackets beneath the benches, under the chairs, and on the floor.

I see the shawarma, our Syrian shawarma, which is not actually Syrian but Turkish, its Turkish name meaning “to turn,” and in Armenia, it is terna, also “to turn,” then the Greek gyros, Olaf’s Gyros, is the Arabic/Turkish shawarma, and the Armenian terna...

How many beautiful moments one can miss trying to protect – in order to heal – one’s inner wounds!

If only humans could move and adapt as food does. Our dishes have a better life than us. My guess is that our stomach has no ego like our brains do.

I order pita bread to accompany the tzatziki: Greek yoghurt with cucumber: “Nojourniah”, which translates as “full of stars,” as we call it in my home town, the laid-back Mediterranean city of Lattakia, or Laodicea as the ancient Greeks called it.

And now, the cold light Fiege beer is a blessing.

Looking outside the glass storefront – as the frightened and anxious foreigner that I am – I start to count the adults who went outside for one last cigarette before they leave: one white man, two white men, three white men, one white woman, one brown woman, looking inside to a brown man, smiling at one white man, one kid running outside followed by one dad carrying a red hat and a small colourful jacket, one proud mother behind them, the kid and I lock eyes for a second, then the father smiles, the mother looks at me and smiles, it takes me a couple of minutes to remember to smile back, they are already walking away, I am smiling at no one now.

The dad is still trying to convince the kid to put on her jacket but has managed to place the hat on her tiny head with its two pigtales.

“How many beautiful moments one can miss trying to protect – in order to heal – one’s inner wounds!” I dare to ask myself.

The digital pigeons on the U-Tower seem brighter now as the sky darkens and time is sliding into the night.

Auf Empfehlung eines jungen, höflichen Kellners trinke ich ein lokales golden-bernsteinfarbenes Bier, ein Moritz Fiege.

Lächelnd erklärt er mir, dass der Burgerladen alle drei Monate Gerichte aus einer bestimmten Ecke der Welt serviert und zu meinem Glück ist heute Griechenland dran!

Ich sehe Shawarma, unsere syrische Shawarma, die eigentlich nicht syrisch, sondern türkisch ist. Das Wort bedeutet „drehen“ und in Armenien sagt man Terna, was auch von „drehen“ kommt, und in Griechenland ist es Gyros, Olafs Gyros, arabische/türkische Shawarma, armenische Terna ...

Wenn Menschen nur so leicht von einem Ort zum anderen reisen und sich anpassen könnten wie Essen. Unsere Gerichte haben ein besseres Leben als wir. Ich schätze, unser Magen hat im Gegensatz zum Gehirn kein Ego.

Ich bestelle Pita-Brot und Zaziki, eine griechische Joghurtsauce mit Gurke: Nojourniah, was so viel bedeutet wie „voller Sterne“, wie wir sie in Lattakia nennen, meiner Heimatstadt, einer verschlafenen Küstenstadt am syrischen Mittelmeer, oder Laodicea, wie man sie im antiken Griechenland genannt hat.

Das kalte, leichte Fiege-Bier ist ein Segen.

Ich blicke durch die Fensterfront hinaus. Ängstliche, besorgte Ausländerin, die ich bin, fange ich an, die Leute zu zählen, die draußen noch eine letzte Zigarette rauchen, bevor sie gehen: ein weißer Mann, zwei weiße Männer, drei weiße Männer, eine weiße Frau, eine braune Frau, die drinnen einen braunen

Mann ansieht, der einen weißen Mann anlächelt, ein Kind, das draußen herumrennt, gefolgt von einem Vater mit einer roten Mütze und einer kleinen, bunten Jacke in der Hand, eine stolze Mutter hinterher, das Kind und ich sehen uns kurz in die Augen, da lächelt der Vater, die Mutter sieht mich an und lächelt auch. Ich brauche ein paar Minuten, bis ich auf die Idee komme, zurückzulächeln, da gehen sie schon weg und ich lächle ins Leere.

Der Vater versucht immer noch, das Kind zu überzeugen, seine Jacke zu tragen, hat es aber immerhin geschafft, die Mütze auf dem Kopf mit den zwei Zöpfen zu platzieren.

Wie viele schöne Momente man einfach verpasst, wenn man versucht, die inneren Wunden – im Heilungsprozess – vor weiteren Verletzungen zu bewahren!

Die digitalen Tauben auf dem U-Turm wirken heller, jetzt, wo es dämmrig geworden ist und die Zeit langsam der Nacht entgegenrollt.

Taking Sides 2 – Keeping Up with the Earthlings

The iron is puffing a white chalk-like stain that threatens to ruin my only presentable black shirt. As predicted by Kurt Vonnegut, I am getting ready to meet our new visitors, the extraterrestrials. Vonnegut was so clear about the date and time.

My friend sits on the sofa watching me ruining my shirt, says the alien story is my imagination, and the neighbours and my family say that my friend is my imagination.

I am no mad man.

My ex-wife calls and says: "breath, the breath is the most powerful tool to reorganize the connectors in our brains, so sit and meditate on your breath."

So we sit down, my friend and I, and together we breathe.

My ex-wife had beautiful hair. Now she cut her hair short, moved to an ashram in south India, breathing, meditating, fasting, and waiting to connect with the universe.

If she can connect with the universe, why can we not get visited by the universe?

I am no mad man, what if I am right? What if all the clues in Vonnegut's stories were right?

The alien theories presented by humans carry clear prejudice; claiming that the old wonders of the world were made by extraterrestrials: the tall pyramids of Egypt, cities carved deep into the rock in India, the magical drawings on the ground of the Aztecs, and the huge walls of Persia and China, as if to say those human races were incapable of doing that!

I am not a racist, and neither I am a mad man!

Once the extraterrestrials arrive, they will debunk those claims, we humans can create magic if we seek beauty and

could maintain empathy. All races are ok, once they have been given the chance!

Another theory that will soon be debunked is that humans

would take a stand against an outsider enemy! This is proven wrong in every war, every economic peak, and through all the environmental crises!

We would quickly take sides, and almost all sides will try to make the aliens their secret allies.

We would be in a crazy race to secretly win over the aliens as allies, yet on

My friend sits on the sofa watching me ruining my shirt, says the alien story is my imagination, and the neighbours and my family say that my friend is my imagination.

Stellung beziehen II Keeping Up with the Earthlings

Das Bügeleisen hinterlässt einen kreideartigen Fleck auf meinem letzten ansehnlichen schwarzen Hemd. Wie von Kurt Vonnegut prophezeit, bereite ich mich auf Besuch vor – von den Außerirdischen. Vonnegut hat unmissverständlich offengelegt, wann und wo sie kommen werden.

Mein Freund auf dem Sofa sieht mir beim Ruinieren meines Hemds zu, er meint, die Sache mit den Außerirdischen bilde ich mir nur ein, die Nachbarn und meine Familie sagen aber, ich bilde mir meinen Freund nur ein.

Ich bin kein Verrückter.

Meine Ex-Frau ruft an und sagt: „Atmung, über Atmung kann man am besten die Vernetzungen im Gehirn neu strukturieren, also setz dich hin, meditiere und achte dabei auf deine Atmung.“

Also setzen wir uns hin, mein Freund und ich, und atmen zusammen.

Meine Ex-Frau hatte einmal richtig schönes Haar. Jetzt hat sie es abgeschnitten und ist in einen Aschram im Süden Indiens gezogen, wo sie atmet, meditiert, fastet und versucht, eine Verbindung mit dem Universum herzustellen.

Wenn sie sich mit dem Universum in Verbindung setzen kann, warum kann ich dann nicht vom Universum besucht werden?

Ich bin kein Verrückter, was, wenn ich recht habe? Wenn Kurt Vonnegut in seinen Geschichten recht hatte?

Die Haltung der Menschheit gegenüber Außerirdischen kommt nicht ohne Vorurteile aus; man behauptet, die antiken Weltwunder seien von Außerirdischen erbaut worden – die Pyramiden von Giseh, in Stein gehauene Städte in Indien, magische Bodenzeichnungen in Lateinamerika und die riesigen Mauern in Persien und China, wie um zu sagen, dass die Menschen dort so etwas nicht geschafft hätten!

Ich bin kein Rassist, und auch kein Verrückter.

Wenn die Außerirdischen kommen, werden sie diese Theorien widerlegen, wir Menschen können Magisches erschaffen, wenn wir nach Schönheit streben und emphatisch bleiben. Das gilt für alle Menschen, egal welcher Herkunft, man muss ihnen nur eine Chance geben.

Auch die Theorie, dass Menschen gegen Feinde von außen zusammenhalten würden, wird bald widerlegt werden. Das sieht man jetzt schon bei jedem Krieg, bei jedem Wirtschaftsboom und der Umweltkrise.

Wir würden schnell Stellung beziehen und fast alle Seiten würden versuchen, sich insgeheim mit den Außerirdischen zu verbünden.

Es wäre ein geheimer Wettlauf um die Gunst der Außerirdischen, aber nach außen hin würden die Regierungen ihr nukleares Spielzeug zur Schau stellen, manche würden es in den Himmel richten, manche auf andere Länder, nur für den Fall.

the surface, the governments would finally display their nuclear toys, some aiming them towards the sky, others pointing them at other countries, just in case!

And this is exactly what the aliens are officially here for, we cannot play with those things. **“An earthling’s ego is sixteen times the size of a normal ego, and their brains have shown twenty times less capacity to connect the dots and reach conclusions,”** established research papers from different alien galaxies state.

“How many floods can one create to control the damages?” The military personnel argued in their final intergalactic meeting.

“We have to intervene.”

The same research papers would state that despite the presence of time, earthlings never learn from their experience. Consequently, earthling time passes in loops, endless loops, and the conclusion of time is zero. Except on some rare occasions, like when creating the stirring biggest library in Alexandria, then burning it to the ground!

Individually and collectively, the earthlings are two dimensional, they would move between two axes, and two axes only:

The axis of fear of death, and the axis of lust and sex!

The research advises strongly to intervene, with a clear plan to develop the earthlings’ consciousness, bearing in mind their limitations.

My friend says that aliens come up in literature as an expression of public

consciousness after every collective human trauma.

“Superman in comic literature, the alien saviour of humankind, was reated after WW1. The alien conspiracy theories flared after WW2. Out of despair and the existential crisis after every big trauma, we try to find answers, like by creating gods and mythologies,” he argues, then takes a long breath.

Despite his argument, I believe he, like me, is waiting for the aliens to arrive. He is hoping and I am anticipating.

don’t think they are gods or angels, I am no mad man, aliens have egos as well, and aliens are not one race. The wisest of them don’t look like humans but more like octopuses. They would look at what we did to the bottoms of the oceans filled with spilt oil, and sigh!

They would look at the waste taken from developed democratic countries to be dumped in the territory of poor countries, and sigh!

The octopus-like nation would accept human refugees, as their wisdom dictates that civilizations need each other to flourish, and despite our inflated ego, we are connected!

But since the ego is universal, the more collective minds are created and the more power you give them, the bigger the ego becomes!

Thus, the aliens’ regimes are not very different to ours, they will take sides, with us, and against each other, just in case!

The wise octopus-like nation would advise other alien nations not to take sides.

Und genau das ist der offizielle Grund für den Besuch der Außerirdischen, diese Dinge sind kein Spielzeug. „Das Ego eines Erdlings ist 16-mal größer als ein normales Ego und ihre Gehirne zeigen eine 20-fach geringere Fähigkeit, Zusammenhänge zu erstellen und Rückschlüsse zu ziehen“, heißt es in den Forschungsberichten aus anderen Galaxien.

„Wie viele Fluten braucht es, um die Schäden zu kontrollieren?“, hörte man die Militärs bei ihrem letzten intergalaktischen Kongress sagen.

Die Forschung legt eine Intervention nahe, mit einem konkreten Plan für die Entwicklung des Bewusstseins der Erdlinge unter Berücksichtigung ihrer Eingeschränktheit.

Mein Freund behauptet, dass nach jedem kollektiven Trauma Außerirdische als Teil des kollektiven Bewusstseins in der Literatur auftauchen.

„In Comics war es Superman, ein außerirdischer Retter der Menschheit, der nach dem Ersten Weltkrieg erdacht wurde. Die Verschwörungstheorien über

Das Ego eines Erdlings ist 16-mal größer als ein normales Ego und ihre Gehirne zeigen eine 20-fach geringere Fähigkeit, Zusammenhänge zu erstellen und Rückschlüsse zu ziehen

„Wir müssen eingreifen!“

Im selben Forschungsbericht steht, dass auf der Erde zwar Zeit gemessen wird, die Erdlinge aber dennoch nicht aus ihren Erfahrungen lernen. So entsteht ein Kreislauf, eine Endlosschleife, am Schluss kommt die Zeit bei null raus.

Erdlinge sind zweidimensional, sowohl als Einzelpersonen als auch in der Gruppe, sie bewegen sich einzig und allein auf zwei Achsen.

Der Achse von Angst und Tod und der Achse von Lust und Sex.

Außerirdische haben nach dem Zweiten Weltkrieg neu Fahrt aufgenommen, nach jedem großen Trauma suchen wir in unserer Verzweiflung und Notlage Antworten, so entstehen Götter und Mythen“, sagt er, dann atmet er tief durch.

Trotzdem denke ich, dass er, wie ich, auf die Außerirdischen gespannt ist. Er hofft und ich bin erwartungsvoll.

Ich glaube nicht, dass sie Götter oder Engel sind, ich bin kein Verrückter, auch Außerirdische haben ihren Stolz und sind nicht alle gleich. Die weisesten unter ihnen sehen nicht aus wie Menschen,

The wise octopus-like nation would take in human refugees.

I am looking forward to leaving this place. To find a way to smuggle myself out, like some aliens would smuggle themselves in, to live the earthling experience!

We would have them here in the parks, smoking hash, connecting with our "simple but pure hearts," they would say, creating experimental art in the underground cultural scene, and writing poetry about the vain existence of the universe.

Nevertheless, some would show some allergic reactions to the strange shedding skin of humans.

The physicians from both sides would advise everyone to wear masks.



Both sides would be advised to take long showers when they come into direct contact, like the relationship we have with our cockroaches.

Some extraterrestrials believe, probably rightfully, that we cannot be trusted. Not civilized enough, not connected enough, prejudiced towards each other, our understanding of the universal rules is limited by our six senses – despite the well-known fact that

And our fear of death is more profound than our respect for life.

we have nineteen acute senses!

And our fear of death is more profound than our respect for life.

Some even develop a habit of hunting us, for our interesting skin tones and strange facial features, and some argue that our flesh is perfect for a barbecue – if marinated long enough!

But the wise would advise against it. It is forbidden to eat earthlings, as they have feelings and consciousness, and consuming our flesh might transfer parasites causing incurable diseases.

We are "haram".

Like pork in Islam and Judaism!

....

On another lighter, more entertaining note, we would come up with a new fashion to resemble that of our new gods – as earthlings, our inflated but fragile ego identifies with the stronger ones, as we always do!

sondern mehr wie Oktopusse. Sie werden erfahren, was wir in den Meeren angerichtet haben, einen Blick auf all das verschüttete Öl werfen und seufzen.

Sie werden sehen, wie der Müll der hochentwickelten demokratischen Staaten in armen Ländern abgeladen wird, und seufzen.

Die Oktopus-Nation wird Menschen auf der Flucht aufnehmen, denn sie wissen, dass die Zivilisationen einander brauchen, um zu gedeihen, trotz unserer aufgeblasenen Egos sind wir schließlich alle miteinander verbunden.

Aber Stolz ist universell und mit wachsendem kollektivem Bewusstsein und Macht wächst auch er an!

Daher unterscheiden sich die Regime der Außerirdischen gar nicht so sehr von unseren, auch sie werden sich verbünden, mit uns und gegeneinander, für den Fall.

Die weise Oktopus-Nation wird anderen außerirdischen Nationen raten, keine Bündnisse einzugehen.

Die weise Oktopus-Nation wird Menschen auf der Flucht aufnehmen.

Ich freue mich darauf, hier wegzukommen. Mich rauszuschmuggeln, während Außerirdische versuchen werden, sich hineinzuschleusen, um zu sehen, wie es sich als Erdling so lebt.

Wir werden sie in Parks mit Hasch antreffen, angeblich beim Versuch, unsere „einfachen, aber reinen Herzen“ zu verstehen, sie werden in einer Untergrund-Szene experimentelle Kunst schaffen, Gedichte schreiben über die eitle Existenz des Universums.

Manche werden aber allergisch auf

die schuppige Haut der Menschen reagieren.

Die Ärzte beider Seiten werden das Tragen von Masken empfehlen.

Beiden Seiten wird empfohlen werden, nach direktem Kontakt lange zu duschen, so ähnlich wie es jetzt schon bei Kakerlaken ist.

Manche Außerirdische denken, vermutlich zu Recht, dass man uns nicht trauen kann. Dass wir nicht zivilisiert genug sind, nicht zusammengehörig genug, einander mit Vorurteilen begegnen. Unser Bild des Universums setzt sich aus den Eindrücken von sechs Sinnen zusammen – obwohl es kein Geheimnis ist, dass wir eigentlich 19 scharfe Sinne haben.

Und unsere Angst vor dem Tod ist größer als der Respekt vor dem Leben.

Manche werden uns aufgrund unserer interessanten Hautfarben und der seltsamen Gesichtszüge jagen. Und manche werden meinen, das Menschenfleisch sei perfekt zum Grillen – wenn man es vorher lange genug einlegt.

Aber die Weisen werden davon abraten. Erdlinge darf man nicht essen, sie haben Gefühle und ein Bewusstsein. Außerdem können beim Verzehr Parasiten übertragen werden, die unheilbare Krankheiten auslösen.

Wir sind „haram“.

Wie Schweinefleisch in Judentum und Islam.

...

Etwas erfreulicher und unterhaltsamer wären aber die neuen Modeströmungen, denn wir würden versuchen, unseren Göttern ähnlicher zu sehen, durch unser

As the two societies would organically interact – as is the nature of organic beings, and because fetishes are creative constructed habits: we would witness the rise of alien tentacle fetishes, and the alien fetish for hairy earthlings and short curved human bodies, which in return would affect the fashion industry, and would create underground porn channels across the universe!

Interracial relationships! This particular aspect would take all worlds to a whole different level of entertainment, love, lust, conflicts, conflict of interests, and sometimes catharsis!

The drama!

Intergalactic audiences would love our show “Keeping Up with the Earthlings.” We would be the biggest hits.

“You should find an alien woman that would not leave you!”

says my friend, who is now angrily trying to clean the dishes, but this is not what I am aiming for, I am not sure if I could, yet I do live in hope!

Another axis I would love to introduce is hope.

Ask people who have lost all hope: the life force itself can be easily seized if hope is lost.

With the last puff of the iron and the final white chalk-like stain marking the cuff of the sleeve, the shirt is still usable, despite my friend’s objections: “You cannot wear this, you have to buy some new shirt, and proper trousers without holes!”

I ask him to remember to breathe. As nothing of this matters when the

aliens arrive!

My sister called: my ex-wife passed away. I tell my friend that she just smuggled herself to the better planet I was aiming for!

As he weeps and sobs, I remind him to breathe

“breathe!”

Continue here for Rabab Haidar’s stadt.land.text blog:



aufgeblasenes, aber zerbrechliches Ego identifizieren wir uns nämlich mit den Stärkeren, so ist das immer.

Die beiden Gesellschaften würden auch sexuelle Kontakte pflegen – wie es unter Lebewesen so ist. Fetische sind kreativ konstruierte Verhaltensweisen: Bei den Menschen würde ein Tentakel-Fetisch entstehen und auf Seite der Außerirdischen ein Haar-Fetisch und ein Kurven-Fetisch, was Einfluss auf die Modeindustrie hätte. Und im ganzen Universum würden heimliche Porno-Kanäle auftauchen.

Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Gruppen! Eine neue, ergiebige Quelle der Unterhaltung, Liebe, Lust, Konflikte, Interessenskonflikte und manchmal Katharsis.

Das Drama!

Bei den Menschen würde ein Tentakel-Fetisch entstehen und auf Seite der Außerirdischen ein Haar-Fetisch und ein Kurven-Fetisch, was Einfluss auf die Modeindustrie hätte.

Das intergalaktische Publikum würde sie lieben, die neue Sendung *Keeping Up with the Earthlings*, das wäre der größte Renner.

„Du wirst eine außerirdische Frau finden, die dich nicht verlässt!“, sagt mein

Freund, während er wütend die Teller spült. Das ist nicht mein Ziel, ich weiß nicht, ob ich das könnte. Aber die Hoffnung stirbt natürlich zuletzt.

Ich würde gerne eine Achse der Hoffnung einführen.

Wer keine Hoffnung hat, weiß, dass man ohne sie schnell alle Lebenskraft verliert.

Das Bügeleisen zischt ein letztes Mal und hinterlässt einen weiteren kreideartigen Fleck auf dem Ärmel, man kann es aber noch anziehen, auch wenn mein Freund das anders sieht: „Darin kannst du dich nicht blicken lassen, kauf dir ein neues Hemd und eine ordentliche Hose ohne Löcher!“

Ich bitte ihn, tief durchzuatmen.

All das wird keine Rolle spielen, wenn die Außerirdischen einmal eingetroffen sind.

Meine Schwester ruft an, meine Ex-Frau sei verstorben. Meinem Freund erzähle ich, sie sei auf dem besseren Planeten, auf den auch ich ein Auge geworfen hatte.

Während er schluchzt und weint, erinnere ich ihn daran, zu atmen.

„Atme!“

Hier geht’s zum stadt.land.text-Blog von Rabab Haidar:



Опівночі, не можучи заснути, я прогуляюся безлюдними вулицями, на березі струмка вітаюся з паном Кнайпом № 24 і заходжу по кісточки у крижану воду, точнісінько так само, як пацієнти доктора Грюне сто років тому. Ця вода і досі лікує.

Um Mitternacht, wenn ich nicht schlafen kann, laufe ich durch die menschenleeren Straßen, am Bachufer grüße ich Kneipp Nummer 24 und steige bis zum Knöchel in das eiskalte Wasser, genau so, wie das Doktor Grünes Patienten vor einhundert Jahren taten. Das Wasser heilt noch immer, wie damals.

Sauerland

Tanja Maljartschuk (*1983) lebt als Autorin in Wien. Sie studierte Philologie an der Staatlichen Universität der Vorkarpaten in ihrer Heimatstadt Iwano-Frankiwsk in der Westukraine und arbeitete einige Jahre als Fernsehjournalistin in Kiew. Seit 2011 ist sie wohnhaft in Österreich. Ihr jüngster Roman, *Blauwal der Erinnerung*, erschien 2019 in deutscher Sprache. Sie veröffentlichte zahlreiche Essays, u. a. in der FAZ und in Die Zeit, sowie Hörfunkbeiträge im ORF. Für ihre literarischen Arbeiten wurde sie mehrfach ausgezeichnet, u. a. 2016 mit dem Preis Buch des Jahres der BBC Ukraine und 2018 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis für die Erzählung *Frösche im Meer*. Im Rahmen ihrer Residenz wollte sich Tanja Maljartschuk mit der Geschichte des Zweiten Weltkriegs im Sauerland beschäftigen und zu osteuropäischen Zwangsarbeiter*innen recherchieren. Dann brach in ihrer Heimat der Krieg aus und machte eine Umsetzung des geplanten Vorhabens unmöglich. Es entstanden: *Notizen zu einem Stipendium mit Hindernissen*.



Claudia Dathe (*1971) studierte Übersetzungswissenschaft (Russisch, Polnisch) und Betriebswirtschaftslehre in Leipzig, Pjatigorsk und Krakau. Nach längeren Auslandstätigkeiten in Kasachstan und der Ukraine arbeitete sie von 2009 bis 2020 als Koordinatorin für Projekte zum literarischen Übersetzen und zum europäischen Kulturaustausch am Slavischen Seminar der Universität Tübingen. Seit Mai 2021 koordiniert sie das Forschungsverbundprojekt „European Times“ an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina. Sie übersetzt Literatur aus dem Russischen und Ukrainischen, u. a. von Andrej Kurkow, Serhij Zhadan, Ostap Slyvynsky und Yevgenia Belorusetz.



Нотатки стипендії з перешкодами

Notizen zu einem Stipendium mit Hindernissen

1. Розмови з Вольфгангом

Зацвіли лопухи. Чи я колись написала б це речення, якби не приїхала до Зауерланду? Хоч сама виросла серед лопухів, ніколи досі не бачила, щоб вони цвіли. А тут цілі узбіччя залізничної колії, вздовж якої я щоранку прогулююся, вкриті завітними, схожими на слонячі вуха, листками. Із їхніх серцевин стирчать стріли, обліплені непоказними бузковими квіточками, а навколо жваво кружляють комахи, великі й малі. Вольфганг сьогодні мене супроводжує. Поки що це мій єдиний тутешній співрозмовник, і він бачив, як я плачу. Я не приїхала першого березня, як планувалося, щоб провести в Зауерланді чотири весняні місяці; не приїхала, бо в моїй країні почалася війна. Тоді я ще не знала, як із цією війною жити і безперервно плакала. У кінці березня Вольфганг зустрів мене на вокзалі в Мешеді, де у старій

1. Gespräche mit Wolfgang

Die Kletten fingen an zu blühen. Hätte ich je diesen Satz geschrieben, wenn ich nicht ins Sauerland gekommen wäre? Ich bin zwar mit Kletten aufgewachsen, aber ich habe nie gesehen, wie sie blühen. Hier ist der ganze Bahndamm, an dem ich morgens immer spazieren gehe, voll von aufgehenden Blüten, die wie Elefantenoehren aussehen. Aus ihrem Inneren ragen Pfeile, ummantelt von unscheinbaren Blütenblättern, keck umschwirrt von großen und kleinen Insekten. Wolfgang begleitet mich heute. Bisher ist er hier mein einziger Gesprächspartner, er hat gesehen, wie ich weine. Ich bin nicht wie geplant am 1. März gekommen, um vier Frühlingsmonate im Sauerland zu verbringen, bin nicht gekommen, weil in meiner Heimat ein Krieg ausgebrochen ist. Zu dem Zeitpunkt konnte ich damit überhaupt nicht umgehen und habe die ganze Zeit geweint. Ende

синагозі мало відбутися читання й розмова зі мною, гостею одного з десяти культурних регіонів Північного Райну-Вестфалії. Розмовляти ми мали геть про інше. І про іншу війну — ту, яку

Три роки я досліджувала в архівах Другу світову, щоб написати історію прикарпатського містечка і його катів. А тепер прийшла інша війна, і я, хоч фізично я не в Україні, сама опинилася серед її жертв.

всі донедавна вважали завершеною. „У тебе є хтось в Україні?“, спитав Вольфганг. Я відповіла, що всі.

Три роки я досліджувала в архівах Другу світову, щоб написати історію прикарпатського містечка і його катів. А тепер прийшла інша війна, і я, хоч фізично я не в Україні, сама опинилася серед її жертв. І всі мої накопичені знання про давно минулі страждання раптом стали дзеркалом, в якому криваве теперішнє шукає свій відбиток. У Зауерланді я мала намір пройтися слідами оstarбайтерів. Вони жили в таборах, у один з яких наприкінці війни влучила бомба, і всі

загинули. Тепер українці знову сюди їдуть. Як біженці. Щоб не забути, записую в блокнот: „oстарбайтери — біженці з України“, хоч ще не можу вловити зв'язку між цими поняттями і не впевнена, що він тут узагалі є. „Українці легко знайдуть роботу“, — каже Вольфганг, ймовірно, щоб мене втішити. Зауерланд потребує робочої сили.

У містечку, де він живе і де я щодня прогулююся вздовж колії, немає жодного безробітного, зайнятість сто відсотків. Будинки всі без винятку білі, з чорними дахами. Це важливо, бо переважно Німеччина країна червоних дахів.

Окрім лопухів тут іще ростуть комерційні плантації різдвяних ялинок, і це катастрофа, скаржиться Вольфганг, справжня катастрофа. Деревця, які ми бачимо за огорожами, ще зовсім маленькі, одно-дволітки, така собі ялинкова ясельна група, щедро підготована пестицидами. Ялинки зрубають через сім-вісім років, щойно ті підуть у початкову школу. Я відповідаю, що люблю Різдво і щороку, хоч це не екологічно, купую невелике деревце у пам'ять про свою бабусю. На Різдво пекуча ностальгія перемагає в людях здоровий глузд і турботу про довкілля.

Загалом тутешні пагорби дуже нагадують мені прикарпатські, серед яких я збула більшу частину свого дитинства. Пагорби лівніві, бо очевидно, що вони просто не захотіли рости вище. Де-не-де по схилах, немов

März hat mich Wolfgang am Bahnhof in Meschede abgeholt, in der alten Synagoge sollten eine Lesung und ein Gespräch mit mir als Gast in einer der zehn nordrhein-westfälischen Kulturregionen stattfinden. Eigentlich wollten wir über etwas anderes reden. Und über einen anderen Krieg — den Krieg, den bis vor Kurzem alle für beendet gehalten hatten. „Ist von dir jemand in der Ukraine?“, fragte Wolfgang. „Alle“, antwortete ich.

Drei Jahre lang habe ich in den Archiven zum Zweiten Weltkrieg recherchiert, um über die Geschichte eines Karpatenortes und seine Verheerer zu schreiben. Und jetzt ist ein anderer Krieg ausgebrochen, und obwohl ich mich nicht in der Ukraine befinde, bin ich eines seiner Opfer. Auf einmal wurde mein zusammengetragenes Wissen über das vergangene Leiden zu einem Spiegel, in dem die brutale Gegenwart ihr Abbild suchte.

Ich wollte mich im Sauerland auf die Spuren der Ostarbeiter begeben. Sie hatten in Lagern gelebt, in einem davon explodierte gegen Kriegsende eine Bombe, und alle starben. Jetzt kommen hier wieder Menschen aus der Ukraine an. Als Flüchtlinge. Ich schreibe in mein Notizheft: „Ostarbeiter — Flüchtlinge aus der Ukraine“, damit ich es nicht vergesse, aber ich kriege den Zusammenhang zwischen den beiden Begriffen nicht zu fassen, und ich bin mir auch nicht sicher, ob er überhaupt existiert. Die Ukrainer finden hier

Drei Jahre lang habe ich in den Archiven zum Zweiten Weltkrieg recherchiert, um über die Geschichte eines Karpatenortes und seine Verheerer zu schreiben. Und jetzt ist ein anderer Krieg ausgebrochen, und obwohl ich mich nicht in der Ukraine befinde, bin ich eines seiner Opfer.

schnell Arbeit, sagt Wolfgang, wahrscheinlich um mich zu trösten. Das Sauerland braucht Arbeitskräfte.

In der Stadt, in der er wohnt und in der ich meinen täglichen Spaziergang an der Bahnlinie mache, gibt es kaum Arbeitslose, es herrscht Vollbeschäftigung. Ausnahmslos alle Häuser sind weiß und haben schwarze Dächer. Das sei wichtig, sagt man mir. Eigentlich ist ja Deutschland das Land der roten Dächer, aber nicht hier.

Außer den Kletten wachsen hier Weihnachtsbäume in profitablen Plantagen, und das sei eine Katastrophe, schimpft Wolfgang, eine richtige Katastrophe. Die Bäumchen, die wir hinter der Einzäunung sehen,

шрами від канчука, вже прокотилися вимушені вирубки лісів через нашествя жуків-короїдів. Через зміни клімату і брак дощів хвойні дерева більше не здатні виробляти достатньо смоли, щоб захищатися від шкідників. А жуки-короїди розмножуються зі швидкістю, яку людина не здатна собі уявити: один мільярд нащадків за рік.

Вольфганг показує рукою місце в долині, де тутешні націонал-соціалісти у 1930-х висадили лісок у формі свастики. Подібні насадження були популярні у Третьому Райху. Після війни лісок намагалися денацифікувати, щось вирубавши, щось досадивши. І зрештою його обриси почали нагадувати одноухого зайця. Попри всю кумедність історії, я знову трохи плачу, бо схожі за своєю суттю знаки тепер майорять на російських танках, які знищують українські міста і вбивають цивільне населення. Мине час, дурман розвіється, й половинчасту недосвастику путінського режиму, яка зараз несе спустошення і смерть, теж намагатимуться стерти, змити, приховати, аж поки вона перетвориться на щось зовсім безневинне. Але не всі доживуть до того моменту, не всі зможуть вибачити, не всі забудуть.

Дві війни, та, що минула, і та, що триває, паралельно транслюються у моїй свідомості у цьому тихому краю чорних дахів. Кожна деталь породжує бурю асоціацій. Батько Вольфганга служив у вермахті десь під Одесою. Він клявся, що за всю війну не випустив

жодної кулі, бо був зв'язковим. Я хочу в це вірити і Вольфганг теж хоче. Він каже, що в місцевій школі вже навчаються двадцятьоро українських дітей з родин вимушених переселенців. Їм тут добре, повторює, ймовірно, щоб мене втішити. Наприкінці мандрівки, як і годиться, заходимо на кладовище. Десь на околиці мають бути могили остарбайтерів. Шукаємо, знаходимо. Вісім бетонних плит, жінки, чоловіки, їхні прізвища написані з помилками, більшість закінчуються на типово українське -ко. Прожили мало, рік смерті 1942-43. На них так ніхто ніколи й не дочекався в Україні.

Жертви минулої війни і жертви теперішньої пересіклися в одному місці. Востаннє, я переконана, бо навіть такий не найкращий зі світів, яким є наш, не здатен нашарувати несправедливість безкінечно.

sind noch ganz klein, ein, zwei Jahre alt, sozusagen die jüngste Gruppe im Weihnachtsbaumkindergarten, bei denen man nicht mit Pestiziden spart. Die Bäume werden nach sieben bis acht Jahren geschlagen, direkt nach Schuleintritt. Ich sage Wolfgang, dass ich Weihnachten mag und mir jedes Jahr in Erinnerung an meine Oma einen kleinen Weihnachtsbaum kaufe, obwohl es nicht gerade umwelt-

nicht mehr ausreichend Harz produzieren, um sich vor Schädlingen zu schützen. Die Borkenkäfer vermehren sich mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit: eine Milliarde Nachkommen pro Jahr.

Wolfgang zeigt auf eine Stelle im Tal, an der die Nazis in den 1930er-Jahren einen Wald in Form eines Hakenkreuzes angelegt hatten. Solche Anpflanzungen waren im „Dritten

Ich sage Wolfgang, dass ich Weihnachten mag und mir jedes Jahr in Erinnerung an meine Oma einen kleinen Weihnachtsbaum kaufe, obwohl es nicht gerade umweltfreundlich ist.

freundlich ist. Zu Weihnachten siegt die brennende Nostalgie über den gesunden Menschenverstand und das Umweltbewusstsein.

Die hiesigen Hügel erinnern mich an die Vorkarpatenlandschaft, in der ich den größten Teil meiner Kindheit verbracht habe. Die Hügel sind träge, man sieht ihnen an, dass sie nicht weiterwachsen wollten. Wie Narben von Peitschenhieben legen sich hier und da die Schneisen der Borkenkäferkahlschläge auf die Hügel. Wegen des Klimawandels und der fehlenden Niederschläge können die Nadelbäume

Reich“ überaus populär. Nach dem Krieg hat man versucht, den Wald zu entnazifizieren, indem man an manchen Stellen Bäume schlug und an anderen aufforstete. Schließlich sahen die Umrisse des Waldes aus wie ein einohriger Hase. Obwohl die Geschichte lustig ist, kommen mir wieder die Tränen, denn die russischen Panzer, die die ukrainischen Städte zerstören und die Zivilbevölkerung töten, tragen ähnliche Zeichen. Die Zeit wird vergehen, der Rausch verfliegen, und irgendwann wird man versuchen, Putins Halbswastika, die jetzt Verwüstung und Tod



Zwei Kriege – der vergangene und der aktuelle – laufen in dieser stillen Gegend mit den schwarzen Dächern vor meinem inneren Auge ab.

bringt, zu tilgen, zu verändern, zu überdecken, bis sie sich in etwas vollkommen Unschuldiges verwandelt. Doch nicht alle werden diesen Moment erleben, nicht alle können verzeihen, nicht alle vergessen.

Zwei Kriege – der vergangene und der aktuelle – laufen in dieser stillen Gegend mit den schwarzen Dächern vor meinem inneren Auge ab. Jede Einzelheit löst einen Sturm von Assoziationen aus. Wolfgangs Vater war bei der Wehrmacht und hat in der Gegend von Odessa gedient. Er hätte, so hat er felsenfest behauptet, während des gesamten Krieges nicht einen einzigen Schuss abgefeuert, er sei ja Meldereiter gewesen. Ich möchte das gern glauben und Wolfgang auch. Er sagt, in der hiesigen Schule gebe es schon 20 ukrainische Kinder aus geflüchteten Familien. Sie sind hier gut aufgehoben, betont er noch einmal, wahrscheinlich um mich zu trösten. Am Ende unserer Wanderung gehen wir – wie es sich gehört – auf den Friedhof. Irgendwo am Rand müssen die

Gräber der Ostarbeiter sein. Wir suchen und finden sie. Acht Betonplatten, Frauen und Männer, ihre Namen sind fehlerhaft geschrieben, die meisten enden auf das für ukrainische Familiennamen typische „-ko“. Sie haben nicht lange gelebt, ihr Todesjahr ist 1942/43. Zu Hause hat man umsonst auf sie gewartet.

Die Opfer des vergangenen Krieges und die Opfer des heutigen Krieges kreuzen sich an einem Ort. Zum letzten Mal, ich bin mir sicher, weil eine ach so unvollkommene Welt wie unsere nun mal nicht endlos Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit schichten kann.

2. Шпигуни

Насправді то була ніяка не бомба, а міна, що мала за ціль дамбу на Мьонезее. Британці підірвали дамбу в 1943-му році, сподіваючись, що вал води пошкодить об'єкти важкої регіональної промисловості і зупинить нацистів. Промисловість залишилася неушкодженою, а бараки із сотнями зачинених всередині остарбайтерок знесло гігантською хвилею в абсолютне, тотальне і безпощадне небуття. Більшість із цих нещасних жінок були українками, хоча на бетонних плитах, що їх згодом встановили „визволителі“ на місцевих кладовищах, зазначено: „здесь покоятся рабочие из России и Польши“.

Наприкінці „перестройки“ німецький дослідник трагедії розмістив у газеті „Правда Украины“ оголошення із закликом відгукнутися очевидців, якщо такі ще залишилися. Відгукнулася Дарія Мороз із Кам'янця-Подільського. Їй вдалося у тій повені вижити і навіть повернутися після війни додому. Спогади Дарії подані у книжці, яка продається поруч із сувенірами біля входу на відбудовану дамбу — власне, її відбудували вже за якихось два місяці інші остарбайтери.

Продавчиня сувенірів повідомляє, що автор дослідження помер, і книжку не перевидаватимуть. У продажу залишилося кілька примірників. Я гортаю один, довго розглядаю чорно-білі світлини потопельниць, яких після катастрофи

ще довго визбиравали по навколишніх полях, їхні синюшні губи і бадилля, заплутне у волоссі. Потому відкладаю книжку, так і не купивши. Куди ввіпхнути ще цю історію, ще цей біль, якщо всі пазухи переповнені?

Щоденно на Мьонезее

Нас цікавить не зовнішня краса, а потворна серцевина, до якої вже майже не дістатися за відреставрованими і відбудованими наново містечками Зауерленду, що колись зазнавали нищівних бомбардувань союзників.

відпочивають тисячі туристів. Ми з Вольфгангом та його дружиною Монікою сьогодні серед них, але не як відпочивальники, а швидше як розвідники, шпигуни, бо хочемо розгледіти щось, що час ретельно приховав і зачистив. Нас цікавить не зовнішня краса, а потворна серцевина, до якої вже майже не дістатися за відреставрованими і відбудованими наново містечками Зауерленду, що колись зазнавали нищівних бомбардувань союзників. Промислова частка доходів у регіоні досі одна з

2. Spione

Genau genommen war es keine Bombe, sondern eine Mine, und ihr Ziel war der Staudamm am Möhnesee. Die Briten zerstörten den Damm 1943 in der Hoffnung, mit den Wassermassen die regionale Schwerindustrie zu treffen und die Nazis aufzuhalten. Die Industrieanlagen blieben verschont, aber die gigantischen Wassermassen rissen die Baracken mit hunderten eingeschlossener Ostarbeiterinnen ins absolute, totale und gnadenlose Nichts. Die meisten dieser armen Frauen waren Ukrainerinnen, obwohl auf den Beton tafeln, die die „Befreier“ später auf den örtlichen Friedhöfen anbrachten, auf Russisch steht: „Hier ruhen Arbeiter aus Russland und Polen“.

Gegen Ende der Perestroika veröffentlichte ein deutscher Historiker in der Zeitung *Prawda Ukrajiny* einen Aufruf an Augenzeugen, sich zu melden. Es meldete sich Darija Moros aus Kamjanez-Podilskyj. Sie hatte sich vor den herabstürzenden Wassermassen retten und nach dem Krieg sogar nach Hause zurückkehren können. Darijas Erinnerungen fanden Aufnahme in einem Buch, das neben Souvenirs am Eingang des neu errichteten Staudamms verkauft wird – bereits wenige Monate nach dem Ereignis wurde der Damm nämlich – von anderen Ostarbeitern – wiederaufgebaut.

Die Souvenirverkäuferin teilt uns mit, der Historiker sei mittlerweile verstorben und das Buch werde

nicht wieder aufgelegt. Es gebe nur noch ein paar Restexemplare. Ich blättere in einem, schaue mir eingehend die Schwarz-Weiß-Fotos der Ertrunkenen an, die nach der Katastrophe noch lange von den umliegenden Feldern gesammelt wurden, ihre bläulichen Lippen, die Pflanzenfasern, die sich in ihren Haaren verfangen hatten – und lege das Buch zurück. Wo soll ich denn diese Geschichte, diesen Schmerz noch unterbringen, wenn noch der kleinste Winkel überfüllt ist?

Der Möhnesee wird täglich von tausenden Touristen besucht. Wolfgang, seine Frau Monika und ich gehören heute dazu, aber wir sind nicht als Ausflügler gekommen, sondern eher als Kundschafter, Spione, denn wir wollen das aufspüren, was die Zeit sorgsam verborgen und bereinigt hat. Uns geht es nicht um die äußerliche Schönheit, sondern um das hässliche Innere, zu dem man in den nach den zerstörerischen Bombardierungen von den Alliierten restaurierten und wiederaufgebauten Städten im Sauerland kaum noch vordringt. Die auf einem Felsen mitten im Wald eingravierte Inschrift „RAD“ wird man eher als Zeichen für einen Radweg denn als einen Hinweis auf den Reichsarbeitsdienst verstehen.

Der Anteil der in der Industrie erwirtschafteten Einkommen ist in der Region weiterhin einer der höchsten in ganz Deutschland. Hier und da schauen wundersame Fabrik- und Gewerbelabyrinth aus den Nadelwäldern

найвищих у Німеччині. То тут, то там серед хвойних лісів вигулькують химерні лабіринти заводів і фабрик, на яких виготовляють таке, що я навіть не здатна вимовити німецькою мовою. Вольфганг теж.

Щойно заїжджаємо кудись, наприклад, в Мешеді, я запитую, чи було містечко знищене. Це питання ставлю німцям насамперед, хай би куди приїхала. Майже повністю, підтверджує Вольфганг. Як і Негайм. А Марсберг, приміром, практично не зачепили, бо тут не було військових об'єктів, самі церкви.

Вольфганг знає все про все щонайменше від тридцятилітньої війни. Йому пощастило залишитися жити там, звідки він і його сім'я родом. Я ж, нащадок багаторазово вирваних з корінням, яка сама виросла на пустирищі, після того, як інших звідти вирвали з корінням і знищили, заздрю своєму провідникові і водночас захоплююся його пристрасним краєзнавством. Чепурні фахверкові будиночки, всі як один, на його обліку. Стоїть, милується, знає власників, знає, скільки коштував ремонт. Коли бачиш того, хто любить, закохуєшся сам. Я теж стою і милуюся. В одному з будиночків зараз крамниця одягу. Жіночі штани тут коштують двісті євро.

3. Цілюща вода

Відколи почалася війна, я дала близько сорока інтерв'ю, стільки ж було виступів, дискусій та різноманітних читань. Хоча хто їх рахував. Я розчинилася у цій війні, втратила себе, втратила близьких. У червні повертаюся до Зауерланду всього на кілька днів як на реабілітацію. Містечко, що мене прихистило, якнайкраще підходить для цієї місії. Колись тут лікували холодною водою. Тут знають, що таке нещасні люди.

Доктор Август Грюне, послідовник католицького священика і засновника водотерапії Себастьяна Кнайпа, відкрив наприкінці XIX століття у самому центрі Ользберга відомий санаторій. Численні добровольці тут дозволяли знущатися над собою, купаючись у холодному душі й рубаючи у дворі дрова (що називалося лікуванням через рух). У часи свого розквіту санаторій міг прийняти

hervor, dort werden Dinge produziert, die ich auf Deutsch gar nicht aussprechen kann. Wolfgang übrigens auch nicht.

Wenn wir irgendwohin kommen, wie zum Beispiel nach Meschede, frage ich, ob die Stadt zerstört wurde. Das ist immer meine erste Frage, die ich den Deutschen stelle. Fast vollständig, sagt Wolfgang. Wie auch Neheim. Marsberg dagegen blieb verschont, weil es hier keine militärischen Objekte, sondern nur Kirchen gab.

Wolfgang weiß über alles Bescheid, angefangen beim Dreißigjährigen Krieg. Er hatte das Glück, dort bleiben zu können, woher seine Familie stammt. Als Nachfahrin einer vielmal entwurzelten

Wenn wir irgendwohin kommen, wie zum Beispiel nach Meschede, frage ich, ob die Stadt zerstört wurde. Das ist immer meine erste Frage, die ich den Deutschen stelle.

Familie, die ich in einer Ödnis aufgewachsen bin, in der man zuvor andere entwurzelt und vernichtet hatte, beneide ich meinen Begleiter und bin zugleich fasziniert von seiner leidenschaftlichen Kenntnis der Region. Sein Augenmerk liegt auf den schmucken Fachwerkhäusern, von denen eins dem anderen

gleichet. Er steht da, erfreut sich daran, kennt die Eigentümer, weiß, wie teuer die Rekonstruktion war. Wenn du jemanden siehst, der etwas liebt, verliebst du dich auch. Ich stehe also auch da und erfreue mich. In einem Haus ist jetzt ein Bekleidungsgeschäft. Dort kostet eine Damenhose 200 Euro.

3. Heilwasser

Seit Kriegsbeginn habe ich an die 40 Interviews gegeben und in etwa ebenso viele Auftritte, Diskussionen und Lesungen absolviert. Gezählt habe ich sie nicht. Ich habe mich in diesem Krieg aufgelöst, mich selbst verloren, habe nahe Menschen verloren. Im Juni komme ich für ein paar wenige Tage ins Sauerland zurück, wie zu einer Kur. Die kleine Stadt, die mir Unterschlupf gewährt hat, ist wie geschaffen für diese Mission. Früher gab es hier Wasserkuren. Hier weiß man, was unglückliche Menschen sind.

Doktor August Grüne, ein Schüler des Priesters und Begründers der Wassertherapie Sebastian Kneipp, eröffnete Ende des 19. Jahrhunderts mitten im Zentrum von Olsberg ein renommiertes Sanatorium. Zahlreiche Kurgäste begaben sich hier freiwillig in Behandlung, nahmen kalte Duschen und hackten im Hof Holz. Heilung durch Bewegung, nannte sich das. Das Sanatorium konnte in seinen besten

сімдесят пацієнтів. Сама будівля не збереглася, але про Кнайпа в Ользберзі забути не вдасться, навіть якби захотів: хоч куди ступиш, обов'язково наштовхнешся на гіпсову фігуру скарлюченого священника в біреті. Священник, по-моєму, доволі спокусливо, висуває з-під сутани ліву ногу і ллє на неї з глека цілющу воду. Таких фігурок, разом тридцять п'ять, однакових за формою, але по-різному розфарбованих, повстановлювали в парках, уздовж дороги, на перехрестях, навпроти перукарень і кондитерських, вони всюди. У кількох відламаніруки. Покалічені Кнайпи якісь особливо зворушливі, бо я теж почуваюся скаліченою. Син моєї подруги загинув на війні. Опівночі, не можучи заснути, я прогулююся безлюдними вулицями, на березі струмка вітаюся з паном Кнайпом № 24 і заходжу по кісточки у крижану воду, точнісінько так само, як пацієнти доктора Грюне сто років тому. Ця вода і досі лікує.

Згодом я довідаюся, що Грюне Юніор був переконаним нацистом, а під час війни обіймав якусь високу керівну посаду.

Війна і реабілітація перетнулися в часі і просторі. Минуле по один бік, майбутнє по інший. Але минуле більше не вчить, воно капітулювало, а майбутнє невідоме, як ніколи.

Твоя батьківщина там, де твої травми, — так починається один із моїх німецькомовних текстів, який я зачитую на черговому заході, присвяченому

„Якщо батьківщина там, де травми, — каже вона, — то виходить, що моя батьківщина в Україні?“

війні. У залі четверо присутніх. Після виступу до мене підходить незнайома старша жінка і каже, що її батько був есесівцем і воював в Україні, вона завжди про це знала, але сам батько ніколи нічого не розповідав. Він вже помер, залишив у спадок лише цю травму, жінці досі дуже важко з нею.

„Якщо батьківщина там, де травми, — каже вона, — то виходить, що моя батьківщина в Україні?“

Натисніть тут, щоб переглянути блог stadt.land.text Тані Малярчук:



Zeiten 70 Patienten aufnehmen. Das damalige Gebäude ist nicht erhalten, aber um Kneipp kommt man in Olsberg nicht herum, selbst wenn man wollte: An jeder Ecke stößt man auf eine Gipsplastik des gebückten Geistlichen mit seinem Birett. Der Priester streckt, meiner Meinung nach ziemlich aufreizend, sein linkes Bein unter der Soutane hervor und begießt es mit Heilwasser aus einem Krug. Insgesamt 35 dieser Plastiken, die alle die gleiche Form haben, aber in verschiedenen Farben bemalt sind, hat man in Parkanlagen, entlang der Straße, an Weggabelungen, vor Friseurgeschäften und Bäckereien aufgestellt, die sind einfach überall. Manche haben keine Arme mehr. Die versehrten Kneipp-Figuren rühren mich besonders, denn ich bin auch versehrt. Der Sohn meiner Freundin ist im Krieg gefallen. Um Mitternacht, wenn ich nicht schlafen kann, laufe ich durch die menschenleeren Straßen, am Bachufer grüße ich Kneipp Nummer 24 und steige bis zum Knöchel in das eiskalte Wasser, genau so, wie das Doktor Grünes Patienten vor einhundert Jahren taten. Das Wasser heilt noch immer, wie damals.

Später erfahre ich, dass Grüne junior ein überzeugter Nazi war und während des Krieges einen hohen Posten innehatte.

Krieg und Kur überschneiden sich in Raum und Zeit. Auf der einen Seite die Vergangenheit, auf der anderen Seite die Zukunft. Doch die Vergangenheit kann uns nichts mehr lehren, sie hat kapituliert, und die Zukunft ist ungewisser denn je.

„Deine Heimat ist dort, woher deine Traumata stammen“ – so beginnt ein Text

von mir, den ich auf Deutsch geschrieben habe und auf einer weiteren Veranstaltung über den Krieg lese. Vier Zuhörer sitzen im Saal. Eine fremde ältere Frau kommt danach zu mir und erzählt mir, ihr Vater sei bei der SS gewesen und hätte in der Ukraine gekämpft, sie habe das immer gewusst, aber ihr Vater habe nie davon gesprochen. Er ist schon gestorben und hat der Frau nur dieses Trauma hinterlassen, es ist für sie eine schwere Bürde.

„Wenn deine Heimat dort ist, wo deine Traumata sind“, sagt die Frau, „dann ist also die Ukraine meine Heimat.“

Hier geht's zum stadt.land.text-Blog von Tanja Maljartschuk:



Am oberen Rand
des Waldes,
der mittlerweile
schon gar kein
richtiger Wald
mehr ist, liegt
eingebettet in
Sträuchern, Efeu
und hohem Gras
ein zweistöckiges
Haus mit Keller.
In nächster Nähe
gibt es keine
Nachbarschaft.
Das ist gut und
traurig zugleich.



Tobias Siebert (*1993) ist Autor und Absolvent des Deutschen Literaturinstituts Leipzig. Zuvor studierte er Komparatistik und Sprachkunst in Mainz und Wien. Er veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien und ist Mitveranstalter der interdisziplinären Lesereihe *anemonen*. 2021 war er Finalist beim Literaturförderpreis der Landeshauptstadt Mainz. Er lebt in Leipzig. In seinem Projekt *Komm, lass rausgehen* begab er sich in der Kulturregion Südwestfalen auf die Suche nach subkulturellen Phänomenen und betrachtete ihre Sichtbarkeit im Kontext der Digitalität. Welche neuen Möglichkeiten und Chancen bietet eine digitale Infrastruktur im ländlicheren Raum und welche Bedeutung kommt den größeren Städten dabei noch zu? Welche Hobbys, für die es in der Stadt gar keinen Platz gibt, werden auf dem Land ausgelebt? Die gewonnenen Eindrücke verarbeitete Tobias Siebert auf dem Blog zu Kurzgeschichten.

Komm, lass rausgehen

So hell, so wunderbar hell

Die Straße in der Siedlung auf dem Hügel ist abgedunkelt. Das ist sie meistens. Nur vereinzelt stehen Straßenlaternen an der Seite. Ab und zu schlägt ein Bewegungsmelder an und ein Hauseingang wird flutlichthell angestrahlt. Vielleicht huscht eine Katze vorbei und wechselt die Straßenseite. Dann erlischt das Licht und alles ist wieder dunkel.

In dieser Straße, in einem Haus in einem Zimmer, ausgestattet mit Bett, Schreibtisch und Kleiderschrank, wohnt ein Kind. Es ist ein gewöhnliches Kind, würden die meisten sagen. In der Schule ist es den größten Teil der Zeit unauffällig. In der Schule hebt es zwar nur selten den Arm, das Lehrpersonal nimmt das aber so hin. Das Kind hat leider einen extrem weiten Weg zur Schule, weshalb es unter Umständen vorkommen kann, dass es diesen Weg an dem ein oder anderen Tag nicht auf sich nimmt. Das ist verständlich.

Das Kind sagt: „Heute ist nicht der für mich geeignetste Tag, um diesen höllischen Weg zu meistern.“ Stattdessen

nimmt das Kind eine WhatsApp-Sprachnachricht an die Mutter auf, denn der Vater ist nämlich wie so oft schon weg. Die Nachricht lautet: „Hallo Mama, ich kann heute nicht in die Schule. Mir geht es wirklich nicht so gut. Ich bleibe zu Hause im Bett. Mach dir keine Sorgen.“ Das Ende der Nachricht wird von starkem Husten begleitet, um die Situation des Kindes akustisch zu verdeutlichen.

Das Kind, das in dieser Straße in einem Haus in einem Zimmer, ausgestattet mit ockerfarbenem Teppichboden, einem bequemen Stuhl und einem Computer, wohnt, ist ein absolut tolles Kind, würde die Mutter sagen. Der Vater hingegen schweigt. Es ist kein Kind aus einem Bilderbuch, das nicht, aber es ist ein Kind, das seinesgleichen sucht. Sagen wir, das Kind ist vielleicht doch nicht so gewöhnlich wie zunächst angenommen. Das Kind gehört zu den Zeitreisenden. Das Kind kann nicht nur die Zeit verlassen, es kann ohne Probleme den Ort wechseln. Das Kind ist gut ausgerüstet. Es ist flink und flexibel. Es

Das Kind kann nicht nur die Zeit verlassen, es kann ohne Probleme den Ort wechseln.

ist ansprechbar und bereit. Das Kind hat natürlich auch einen Namen, es nennt sich selbst aber nur: rox95.

Das Kind versinkt im bequemsten aller Stühle, es lässt sich fallen und gehen. Mittlerweile kennt es keine Uhrzeiten mehr. Es fällt dem Kind teilweise sogar schwer, zwischen Tag und Nacht zu unterscheiden, denn das Lieblingsfeature im Zimmer des Kindes sind die Rollläden. Keine billigen Vorhänge oder durchscheinende Rollos. Echte abdunkelnde Rollläden. Das Kind liebt die Rollläden. Natürlich nur dann, wenn sie unten sind. Nicht, dass das Kind damit einen Lärm von draußen unterbinden würde, denn in der Straße, in der Siedlung auf dem Hügel ist es tagsüber und auch nachts extrem still.

Früher war das Kind im Sportverein. Es mochte gerne Schwimmen. Irgendwann wurde die Schwimmhalle geschlossen, und seitdem verwaist in der Ecke des Zimmers eine kleine Tasche mit Badesachen, Handtuch und Schwimmbrille. Das Kind hat nicht versucht, ein neues Wasserbecken zu finden, denn jedes Mal, wenn es in den Überlandbus steigen muss, wird ihm übel. Deshalb hat das Kind beschlossen, jetzt mehr Zeit in dem bequemen Stuhl zu verbringen. Es war sicher kein einfacher

Entschluss und eher aus der Not heraus geboren als eine wirklich bewusste Entscheidung. Das Kind sitzt nun Tag und Nacht auf dem Stuhl, und es ist wirklich froh, dass es das Zimmer von innen heraus verschließen kann. Das ist fast so gut wie die Rollläden.

Die Mutter kocht gerne für das Kind. Hühnerfrikassee oder Kartoffelbrei. Beides mag das Kind wirklich gerne. Es isst nur unregelmäßig, mal sehr wenig und in der Nacht, dann schleicht es sich zum Vorratsschrank und stibitzt zwei, drei Packungen Essbares. Es ist auf leisen Füßen unterwegs und mit der Beute am Schreibtisch angekommen, klemmt es sich wieder die Kopfhörer über die Ohren. Es freut sich wirklich ungemein, in diesem Raum zu sitzen.

Das Kind läuft, springt, fliegt, fährt, hüpfert, rennt, versteckt sich, geht in Deckung. Die Hände sind dem Kind heilig. Ohne sie wäre es nichts. Ohne sie könnte das Kind nichts. Ohne sie wäre alles für die Katz. Das Kind ist wirklich fixiert. Wenn die Mutter anklopft, sagt das Kind durch die geschlossene Zimmertür: „Nicht jetzt, Mama. Stör mich nicht. Ich bin gerade beschäftigt. Lass uns später reden.“ Manchmal werden die Antworten kürzer und die Stimme lauter. Die Mutter hat dabei ein ungutes Gefühl den Nachbarn gegenüber, deshalb unterlässt sie in solchen Momenten weitere Versuche der Kontaktaufnahme. Zum Glück klopft der Vater niemals an die Zimmertür.

Das Kind kennt viele Leute, und es unterhält sich sehr gerne. Das Kind

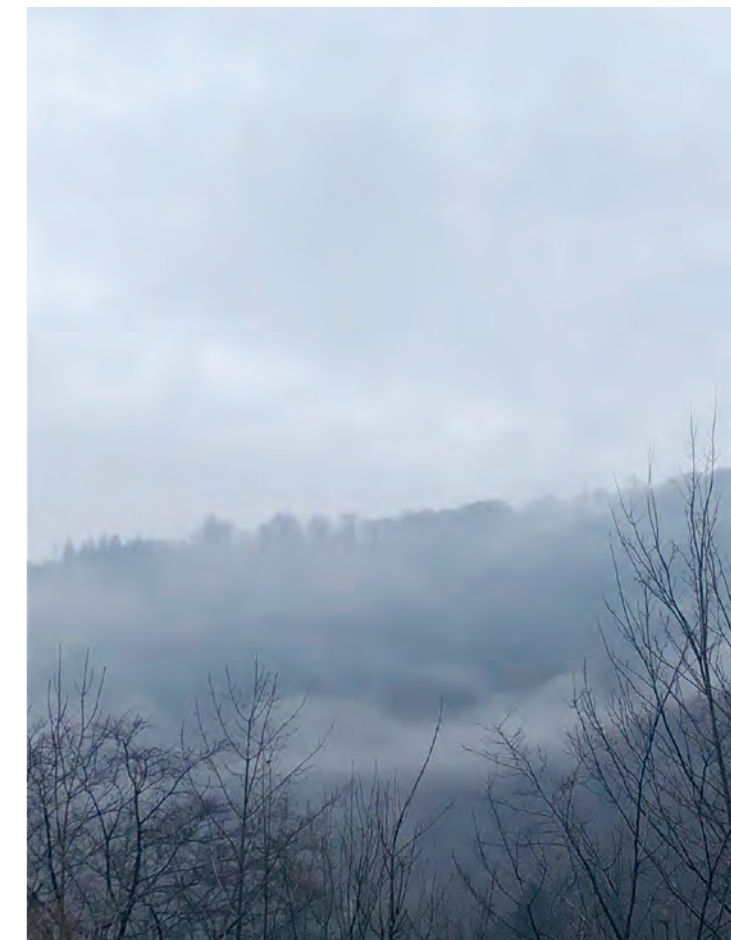
erzählt nicht von den Tagen in der Schule, denn dort, wo das Kind ist, ist es viel schöner. Es hört auch zu und antwortet ins Mikrofon hinein. Manchmal spricht es auch nur vor sich hin, und die anderen hören zu. Es ist ein Austausch auf Augenhöhe. Das Kind sagt, es kenne keine Langeweile, denn dort, wo das Kind sei, gebe es immer was zu entdecken.

Das Kind liebt seinen Bildschirm und alles, was damit zusammenhängt. Nur manchmal scheint es technische Probleme zu geben. Einen Wackelkontakt, ein defektes Kabel oder einen Fehler im System. Das passiert zum Glück nur selten, aber es kommt vor. Das Kind ist dann erstmal völlig irritiert und handlungsunfähig. Es muss dann durchatmen und versuchen, sich zu beruhigen. Es ist eine vollkommen schreckliche Situation.

Das Kind geht der Reihe nach alle möglichen Fehlerquellen durch. Es kriecht auf dem Boden herum, um an die versteckten Kabel zu kommen. Es gibt sich größte Mühe, die Funktionsfähigkeit wiederherzustellen. Das Kind ist drauf und dran, das Problem zu beheben. Es stößt ein paar Schreie hervor. Es ist fast beängstigend, wie laut das Kind dabei ist. Mit Schweißperlen an Stirn und Händen übersät, gibt das Kind schließlich auf. Zwei, drei feste Schläge gegen den Bildschirm und im Zimmer wird es mucksmäuschenstill.

Das Kind zieht entrüstet die Schuhe an und knallt die Wohnungstür hinter sich zu. Es stapft wortlos durch die Straße. Die Mutter ist noch nicht wieder da, und der Vater natürlich auch nicht. So kann

das Kind unbeobachtet die Straße verlassen. Das Kind streift durch die Siedlung. Es weiß nicht, was es machen soll. Hier und da wehen ein paar Vorhänge in den Fenstern. Es läuft vorbei an dem Sportplatz, der nur noch in ungeraden Kalenderwochen, montags und donnerstags von 17.30 Uhr bis 19.45 Uhr geöffnet hat, vorbei an dem Spielplatz mit dem eingezäunten Klettergerüst, vorbei an dem Friedhof mit den frisch aufgehobenen Gräbern. Das Kind dreht seine Runde in der Siedlung.



„Diese Stadt ist als Map eine Katastrophe“, sagt das Kind und verlässt die Siedlung. Runter vom Hügel und rauf auf den nächsten. Dem Kind schmerzen schon ein wenig die Beine, so lange hat es sich nicht mehr richtig bewegt. Aber dem Kind ist das egal. Es muss weiter und es muss fort. Das Kind ist ab jetzt auf einer Quest. Es schnappt sich einen Stock vom Wegesrand und unterstützt damit seinen Gang.



Die Luft ist anders an diesem Tag. Vom Hügel herab kann das Kind auf die Stadt schauen, auf die drei, vier, fünf, sechs brachliegenden Industrieanlagen, auf die Bundesstraße und den Fluss. Das Kind hat mit dieser Stadt rein gar nichts am Hut. Es dreht sich um, verlässt den Weg und klettert eine Böschung hinauf. Dort ist es sicher, von dort kann es weitergehen.

Das Kind kraxelt durchs Unterholz. Endlich kann es alle antrainierten Skills anwenden. Die Tagesmission ist klar: bloß niemandem begegnen, bloß keine falschen Fährten legen, unerkant bleiben. Nach etlichen Steigungen kommt das Kind zu einer Wanderhütte. Es setzt sich für einen Moment hin. Luft holen, Ruhe bewahren. Neben dem Mülleimer findet das Kind ein Feuerzeug. Drei, vier Mal muss es am Rädchen drehen, bis ein Funke springt. „So“, denkt sich das Kind. Es schließt die Hand fest um das Feuerzeug. Ein Item, das noch gefehlt hat.

Der Wald ist trocken, obwohl noch nicht einmal Hochsommer ist. Der Wald ist fast das Schönste hier. Der Wald stirbt, denkt auch das Kind. Der Wald ist eigentlich schon tot. Was soll schon passieren? Das Kind dreht und dreht weiter am Rädchen. Es dreht und dreht. Es dreht mit aller Kraft, die es hat. Es dreht immer weiter und weiter und wartet bis zur Dämmerung. Das Kind will eigentlich nichts Böses, aber das Kind will auch nichts zurücklassen. Das Kind will, dass es einmal in der Nacht richtig hell ist.

Hinterlassenschaften

Am oberen Rand des Waldes, der mittlerweile schon gar kein richtiger Wald mehr ist, liegt eingebettet in Sträuchern, Efeu und hohem Gras ein zweistöckiges Haus mit Keller. In nächster Nähe gibt es keine Nachbarschaft. Das ist gut und traurig zugleich. Gut für die vier Jugendlichen, die sich um das Haus herumschleichen und einen Blick auf das Grundstück riskieren. Traurig für den Neffen und Erben der letzten rechtmäßigen Bewohnerin des Hauses, die nach kurzer und intensiver Krankheit verstorben war, nachdem sie die letzten 16 Jahre das Haus allein bewohnt hatte, und deren Hab und Gut an ihn, der mittlerweile im Londoner Stadtteil Newham seinen Lebensmittelpunkt gefunden hatte, übergegangen war. Die Freude über den Brief der Nachlassverwalterin war groß gewesen, hätte er doch gerade etwas finanzielle Unterstützung gut gebrauchen können. Nach zwei, drei Telefonaten überwog jedoch die Enttäuschung, als er feststellen musste, dass sich das Haus in einem für ihn durchaus unbrauchbaren Zustand befindet.

Für die vier Jugendlichen hingegen ist die Entdeckung des Hauses ein echter Glücksgriff. Für sie gibt es in der näheren Umgebung keinen geeigneten Ort, deshalb gehen sie in den Abendstunden mit Tetra Paks in ihren Händen für gewöhnlich ziellos umher. Eigentlich laufen sie nie an dieser Straße entlang, eigentlich meiden sie den Weg zum Wald hin, doch wie durch einen Zufall oder eine Eingebung laufen sie an einem mehr

oder weniger normalen Tag an der Grundstücksgrenze des Hauses, das in den Besitz des in Newham wohnenden Neffen übergegangen ist, vorbei und bleiben alle vier im selben Moment mit ihren Füßen stehen.

„Woah“, staunt Mika, die eigentlich Goth ist und verhalten mit ihren Reaktionen umgeht, als sie zum ersten Mal vorsichtig durch den Garten streift. Auch Diego, Peri und Johann bewegen sich behutsam und schauen, dass sie keinen allzu großen Lärm produzieren. Sie tapsen durch den verwucherten Garten, schlängeln sich um die Obstbäume herum. Hier und da verrücken sie ein paar Blumentöpfe. Weiter als bis zum Anfang der steinigen Terrasse wagen sie sich am ersten Tag nicht. Sie bleiben nur wenige Minuten auf dem Grundstück und widmen sich danach wieder ihren Getränken.

Doch weil es eben so wenig zu tun gibt, kommen sie in den nächsten Tagen wieder zurück zu dem Haus. Sie ziehen sogar die Stühle der Gartengarnitur unter dem Tisch hervor und setzen sich mit ihren Filterzigaretten der Marke L&M hin. Diego ist der Einzige aus der Runde,

Doch weil es eben so wenig zu tun gibt, kommen sie in den nächsten Tagen wieder zurück zu dem Haus.

der nicht raucht. Während die anderen unbeholfen und schnell an ihren Zigaretten ziehen, macht er sich alleine auf den Weg, das Haus zu umkreisen. Die Haustür ist natürlich verschlossen. Doch eine kleine Treppe aus brüchigem Stein führt hinab zum Kellereingang. Diego entscheidet sich, die Treppe hinabzusteigen. Er braucht ein paar Versuche, um die schmale Tür zu öffnen. Letztendlich stemmt er sich mit seiner Schulter dagegen und ein kräftiger Stoß reicht, um sie zu öffnen. Aufgeregt läuft er zu den anderen, die mittlerweile schon die dritte oder vierte Filterzigarette im Mund haben. Hektisch ziehen sie den Rauch in ihre noch nicht ausgewachsenen Lungen hinein, ersticken die dunkelgelben Filter auf dem Gartentisch und laufen allesamt

Es riecht, wie es riechen soll. Nach kaltem Staub, nach 50 Jahren Erbsensuppe mit Heißwürstchen.

die Treppe hinunter und in den Keller.

Es riecht, wie es riechen soll. Nach kaltem Staub, nach 50 Jahren Erbsensuppe mit Heißwürstchen. Die Jugendlichen wollen nicht auffallen, obwohl sie wissen, dass niemand zu dieser Zeit am Haus entlanglaufen wird. Sie lassen die Lichter an ihren Smartphones aus und versuchen, allein mit der Helligkeit der Displays zurechtzukommen und damit die Oberflächen abzuleuchten. Sie durch-

streifen alle Zimmer auf beiden Etagen. Es gibt keinen Strom, kein Deckenlicht. Alles ist unberührt und noch komplett eingerichtet. Sie haben keine Angst, nicht vor einem Haus, trotzdem sind sie mit hohem Pulsschlag auf der Hut und sorgsam unterwegs. Nachdem sie alle Räume durchstreift haben, verlassen sie das Haus durch den Keller. Sie müssen erstmal Luft holen und sich eine Zigarette anstecken. Johann holt schnell die blaue L&M-Schachtel aus seiner Jackentasche hervor und verteilt die Zigaretten. Sie tauschen sich darüber aus, was sie gesehen haben. Peri schlägt vor, wieder zurückzukommen, wenn es noch nicht dunkel ist, wenn sie eine Chance auf etwas Tageslicht in den Räumen haben.

In den folgenden Tagen treffen sie sich immer öfter in dem Haus, in ihrem Haus, wie sie es jetzt nennen. Manchmal schon am Nachmittag, direkt nach der Schule. Sie bringen sich Chips (Geschmacksrichtung Sour Cream & Onion), Energy-Getränke (2 × 1,5 l), Erdnüsse (geröstet und gesalzen) und Pfirsichringe (gezuckert) mit. Die leere Erdnussdose benutzen sie später als Aschenbecher, das erscheint ihnen praktisch und weitsichtig.

Sie öffnen die Fenster in der oberen Etage. Weg mit dem alten Dunst, weg mit der alten Lady. In einem Unterschrank in der Küche finden sie Putzutensilien, eingestaubt und verkrustet. Einen Eimer, Lappen, Scheuermilch. Sie verteilen die Räume und Aufgaben fair. Mika übernimmt das Schlafzimmer und das Gäste-WC, Diego die Küche und das

Arbeitszimmer, Peri macht den Flur und das Bad, und Johann übernimmt das Wohnzimmer und die Terrasse. Es sind zwar noch weitaus mehr Räume vorhanden, aber sie beschließen, dass sie nicht sofort alles in Schuss bringen müssen. Fließendes Wasser gibt es leider nicht, deshalb müssen sie sich notgedrungen an der Regentonne im Garten bedienen. Das ist nicht ideal, für den Anfang aber irgendwie okay. Sie arbeiten zügig und gönnen sich zwischendurch natürlich Pausen. Johann geht dann rum und verteilt Schokoladenriegel mit Himbeergeschmack und Zigaretten.

Sie kennen die Frau, die vor ihrem Tod in dem Haus wohnte, weder mit Namen, noch wissen sie, wie sie aussah, denn es hängen keine Fotos in dem Haus. Keine Familienporträts. Es gibt ein paar Fotoalben im Schrank, deren Seiten vergilbt und verklebt sind. Die Gruppe blättert sie gemeinsam durch, doch sie erweisen sich als langweilig. Im Wohnzimmer haben sie das Mobiliar neu arrangiert, der Fernseher ist nun nicht mehr der zentrale Punkt im Raum. Die zwei Sofas bieten extrem viel Platz, und der Sessel besitzt einen Hebel, der ihn nach hinten schnappen lässt. Über mehrere Tage richten sich die vier dort ein, sie entwenden ein paar Kerzen aus dem Supermarkt und Diego treibt einen Gaskocher aus dem Hausstand der Eltern auf. Natürlich trinken sie in dem Haus auch Alkohol. Wodka Feige, Wodka-O, Wodka-E und das, was der Vorratsschrank der alten Dame noch hergibt.



Diego liegt im Sessel, zurückgeklappt und die Beine in der Luft, vollkommen betrunken, fertig von der Putzaktion und auch ein bisschen high, er sagt mehr zu sich selbst als zu den anderen: „Wir brauchen unbedingt Strom. Das wär so geil. Oh mein Gott. Ich würd’s so feiern.“ Er genießt die Sitzposition, den Sessel, er genießt auch ein wenig den Kerzenschein. Auf seinem Phone scrollt er ein wenig unzufrieden herum, er wischt mit seinem Finger nach oben, unten, links, rechts, diagonal. „Ach, Rotz“, sagt

er und legt das Phone zwischen die Kerzen auf den Tisch. Der Empfang ist sowieso ein schlechter Witz.

Die vier merken schnell, dass das Haus mehr als nur ein kurzfristiges Abenteuer ist, dass sie die Chance auf einen echten Rückzugsort haben, auf ein Versteck, einen Bunker, einen Schutzraum, eine Höhle, ein Spaßquartier. Mika sagt: „Ich bin so unglaublich froh, dass ihr hier seid. Ich wüsste nicht, was ich ohne euch machen sollte. Bitte geht nicht.“ Dann nimmt sie einen tiefen Schluck aus der Energy-Flasche. Sie schwören sich, dass sie erstmal niemandem von dem Haus erzählen werden, dass sie, so gut es eben geht, diesen Raum für sich nutzen wollen. Denn wovor sie Angst haben, ist, dass es sich rumspricht, so wie sich alles schon immer rumgesprochen hat und sich alles immer rumsprechen wird. So wie es sich durch alle Mäuler rumgesprochen hat, dass Diego Kaja und Nagellack trägt, und so wie es sich rumgesprochen hat, dass Mikas Vater während der Scheidung das Auto ihrer Mutter ohne deren Wissen verkaufte, sich das Geld einsteckte und sich über die Berge machte, sodass Mika seitdem nur noch zu Fuß unterwegs ist und die Leute mitleidig hinterm Lenkrad hervorschauen, wenn sie Mika auf dem Bürgersteig entlanglaufen sehen.

Sie sind es ganz einfach satt. In der Schule, im Sportunterricht, im Bus, im Supermarkt, in der Regionalbahn, im Wartezimmer der Arztpraxis, in der winzigen Straße des Ortes, die sich

Zentrum nennt, auf der Sitzbank, die vor Kurzem aus unerklärlichen Gründen abgeschraubt wurde, auf dem Parkplatz der Tankstelle, wenn sie sich sonntags ein kaltes Getränk besorgen wollen, vor und in der Imbissbude, wenn der Hunger auf Fritten doch so groß ist, dass sie nachgeben müssen.

Sie sagen sich: „Das ist das Schönste, was wir je hatten. Wir sind so unglaublich überglücklich hier in diesem Haus, für diesen Sommer. Wir würden am liebsten hier übernachten und uns nicht mehr fortbegeben. Wir möchten uns mit Decken ins hohe Gras legen und nur in den Himmel schauen, das würde uns genügen.“

Doch es kommt, wie es kommen muss: Johann fährt mit seinen Eltern und seinen Geschwistern an die holländische Küste, Peri hat einen Ferienjob angenommen und ist abends zu erschöpft, um sich um das Haus zu kümmern. Am Wochenende feiern sie zwar noch ein paar kleine Partys zu dritt, doch irgendwie ist es nicht mehr dasselbe. Mika und Diego treffen sich regelmäßig, aber seltener in dem Haus. Diego hat nämlich wen übers Internet kennengelernt und ist meistens unter der Woche und manchmal auch darüber hinaus woanders. Mika freut sich natürlich extrem für ihn. Sie sagt: „Es ist zwar nur schwer erträglich für mich, dass du von nun an deine Zeit an einem anderen Ort mit einer anderen Person verbringst, aber gleichzeitig ist das in Ordnung für mich, denn ich weiß, wie sehr du dich danach gesehnt hast.“ Sie drückt ihn fest

an sich und streichelt ihm über den Nacken.

Für ein paar Tage geht Mika noch alleine zum Haus. Sie setzt sich in den Garten, ins Wohnzimmer, in die Küche, auf die Toilette, in den Keller, ins Arbeitszimmer, in die Abstellkammer. Manchmal hört sie Musik dabei, manchmal malt und schreibt sie mit einem Filzstift etwas an die Wände. Mal kleine Skizzen, mal die hässlichsten Beleidigungen, die ihr einfallen. Dann muss sie selbst etwas lachen.

Später wird sie sich, wenn sie in ihrem Studentinnenzimmer zwischen leeren Glasflaschen und einem Haufen von Malblöcken sitzt, nur schwer an das Haus und die Zeit erinnern. Es ist fast wie weggewischt. Eine kurze Episode. Ein mehr oder weniger abgeschlossener Zustand. Sie hat natürlich das Bedürfnis, sich bei den anderen zu melden, zu fragen, wie es geht, wie es ist, was so los ist, wann sie sich wiedersehen, wo sie denn jetzt alle wohnen. Jedenfalls hat sie sich das schon öfter vorgenommen. Aber es ist, wie es ist. Sie hat zurzeit andere Sachen im Kopf, und das ist gut so.

Hier geht's zum
stadt.land.text-Blog
von Tobias Siebert:



Impressionen

Netzwerktreffen, Lesungen,
Performances, Exkursionen

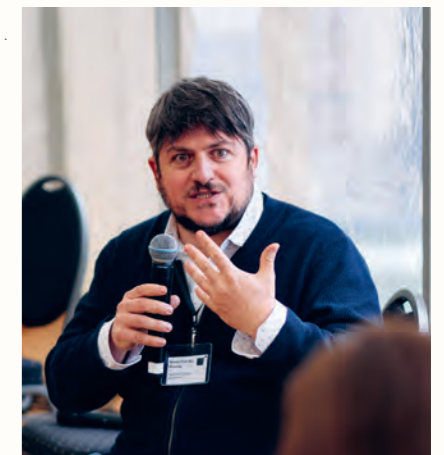


slt_auftakt

1. April 2022

Burg Hülshoff – Center for Literature, Havixbeck

Auf einer verschneiten Burg Hülshoff kamen die Autor*innen erstmals zusammen und stellten im Gespräch mit *stadt.land.text*-Alumna Claudia Ehlert ihre Residenzprojekte vor. Klaus Kaiser, Parlamentarischer Staatssekretär im Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Dr. Christian Schulze Pellengahr, Landrat des Kreises Coesfeld, und Dr. Anneke Lubkowitz, Dramaturgin, Kuratorin und Gastgeberin vom CfL begrüßten die angereisten Gäste aus dem Literaturnetzwerk NRWs.



slt_passagen

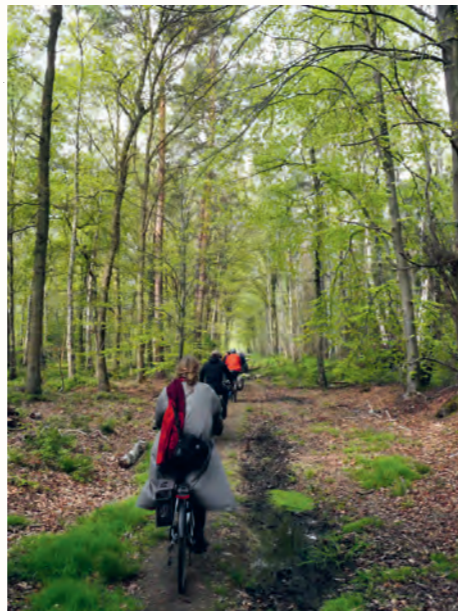
Exkursionen und Lesungen an den Nahtstellen der zehn Kulturregionen NRWs

Geisterdörfer und Sehnsuchtsorte

25./26. April 2022

Hambacher Forst, Rheinisches Braunkohlerevier, Merzenich und Raketenstation Hombroich

Zwischen den Regionen Aachen, Niederrhein und Rheinschiene folgten die Resident*innen dem Aktivistin Todde Kemmerich und dem Waldpädagogin Michael Zobel im Fahrradsattel durch den Hambacher Wald und die an den Tagebau grenzenden Geisterdörfer. Auf der Raketenstation Hombroich hießen Künstlerin Ute Langanky und Raphaela Eggers von der Stiftung Insel Hombroich die Autor*innen im Thomas Kling Archiv willkommen.



Zu Markte tragen

15. Mai 2022

Büchermarkt Velbert-Langenberg

Zweimal im Jahr zieht die Bücherstadt Langenberg Lesebegeisterte in die historischen Gassen zwischen Rheinland und Westfalen zum großen Büchermarkt. Dieses Mal mit einer Premiere: Erstmals standen Lesungen der stadt.land.text-Regionsschreiber*innen in Antiquariaten, Ladenlokalen und Ateliers auf dem Programm.

Vom Darüber-Schreiben und Über-Setzen

24./25. Mai 2022

Kulturgut Haus Nottbeck, Oelde

Wie nähert man sich einer Region literarisch? Welche Erzählperspektive eignet sich, welchen Einfluss hat die neue Umgebung auf das Schreiben und auf den*die Autor*in? Diesen Fragen widmeten sich die Autor*innen und Übersetzerinnen auf Kulturgut Haus Nottbeck zunächst im Workshop „Wildes Übersetzen“ und abends auf der Bühne.



Letzter Halt Ländlichkeit

11. Juni 2022

WaldSkulpturenWeg Schanze (Schmallenberg)

Entlang von Kunst und Kultur, zwischen Sauerland und Südwestfalen, wanderten und lasen die Autor*innen gemeinsam mit Literaturinteressierten des Sauerländischen Gebirgsvereins.

slt_parours

21. Juni 2022
zakk Düsseldorf

Mit Lesungen, Kopfhörer-Spaziergang, Musik-Performance, Gesprächen, Video-Installation und Workshops bis Sonnenuntergang feierten die Autor*innen den längsten Tag des Jahres und den Abschluss der diesjährigen Residenz in Biergarten und Halle des zakk.



Projektleitung und -koordination

Kulturregion Münsterland

Münsterland e.V. – KulturbüroSimone Schiffer, Andre Sebastian,
Maren Plottke**Projekt-AG**Maike Beier, Susanne Boecking,
Katharina Ellerbrock, Dr. Ingrid Misterek-Plagge,
Maren Plottke, Andre Sebastian, Meike Utke**Projektpartnerschaft****Kulturregion Aachen**Susanne Ladwein, Kulturbüro
Region Aachen – Zweckverband
www.regionaachen.de**Kulturregion Bergisches Land**Meike Utke, Koordinationsbüro
Regionales Kultur Programm
Bergisches Land, Kreis Mettmann
www.kultur-bergischesland.de**Kulturregion Hellweg**Bernd Kühler, c/o Kulturbüro
der Stadt Hamm
www.hellwegregion.de**Kulturregion Münsterland**Lars Krolik, Laura Säumenicht,
Andre Sebastian,
Münsterland e.V. – Kulturbüro
www.muensterland.com/kultur**Kulturregion Niederrhein**Maike Beier, Dr. Ingrid Misterek-Plagge,
Kulturraum Niederrhein e.V.
www.kulturraum-niederrhein.de**Kulturregion Ostwestfalen-Lippe**Jana Duda, Katharina Ellerbrock,
OstWestfalenLippe GmbH / OWL Kulturbüro
www.ostwestfalen-lippe.de**Kulturregion Rheinschiene**Maren Jungclaus, Literaturbüro NRW
www.literaturbuero-nrw.de**Kulturregion Ruhrgebiet**Claudia Schenk, Depot e.V.
www.depotdortmund.de**Kulturregion Sauerland**Wolfgang Meier, Cornelia Reuber,
Kulturbüro Sauerland
www.kulturregion-sauerland.de**Kulturregion Südwestfalen**Susanne Boecking, Servicebüro, c/o
FD Kultur und Tourismus Märkischer Kreis
www.kulturregion-swf.de**Jury**

Jenny Bohn, Burg Hülshoff – Center for Literature |
Christina Dittmer, Westfälisches Literaturbüro
in Unna e.V. | **Jan Drees**, Deutschlandfunk | **Ina
Engelhardt**, Literarischer Sommer – deutsch-
niederländisches Festival | **Hans-Jürgen
Friedrichs**, Kreisheimatpfleger für den Hochsauer-
landkreis | **Hermann-J. Hoffe**, Literarische Gesell-
schaft Sauerland Christine-Koch-Gesellschaft e.V. |
Dr. Frederike Jacob, Literaturhaus Dortmund |
Janice Jensen, Naturtrüb Magazin –
Feministisches Magazin für Text und Zeichnung |
Cynthia Krell, Südwestfalen Agentur, REGIONALE
2025 | **Martin Kuchejda**, Halle 32 | **Aurélie
Maurin**, Internationales Lyrikertreffen Münster |
Dr. Rita Mielke, Korschenbroich liest | **Michalis
Patentalis**, Gesellschaft griechischer AutorInnen
in Deutschland e.V. | **Svenja Reiner**, Insert Female
Artist Festival | **Simone Schmidt-Apel**, Kultur-
referat Bergkamen | **Karsten Strack**, Literatur-
büro OWL | **Julia Wessel**, Kulturbüro Wuppertal |
Patrick Zöller, Kultur!Büro., Kreis Siegen-
Wittgenstein | **Andrea Zuleger**, Aachener Zeitung

HerausgeberMünsterland e.V. – Kulturbüro (stellvertretend
für die zehn Kulturregionen in NRW)Airportallee 1 | 48268 Greven
+49 (0) 2571 / 94 9300
kultur@muensterland.com
www.muensterland.com/kultur**Redaktion, Lektorat**Rebecca DeWald, Maren Plottke, Felipe Sáez
Riquelme, Simone Schiffer, Sabine Sirat,
Christine Wöfle und die Autor*innen und
Übersetzerinnen**Gestaltung**

nur.design.text

Druck

SATZDRUCK GmbH

Bildnachweise© Porträts Autor*innen: Autor*innen; S. 13 Kseniia
Tsymbalist; S. 25 Anja Schlamann; S. 51 Marco
Piecuch; S. 65 Lichtbild Münsterland – Manuel
Löhring; Charlote Werndt; S. 83 Facundo V.
Scalerandi; S. 153 Joachim Gern; S. 183 Michael
Schwarz; S. 199 Max Hartmann© Bilder Kapitel: Autor*innen; S. 210–211 Münster-
land e.V. / Philipp Foelting; S. 212 Álvaro Parrilla
Álvarez; S. 213 Jana Duda; S. 214 Simone Schiffer,
Onno Bargfrede; S. 215 Simone Schiffer; S. 216–217
Thomas Stelzmann

1. Auflage, 2022, 2.700 Exemplare

CopyrightMünsterland e.V. und Autor*innen und
Übersetzerinnen:Ulrike Anna Bleier, Claudia Dathe, Rabab Haidar,
Neïtah Janzing, Odile Kennel, Tanja Maljartschuk,
Freyja Melsted, Kadir Özdemir, Álvaro Parrilla
Álvarez, Tobias Schulenburg, Tobias Siebert,
Dorian Steinhoff, Stefanie de Velascoregion
aachenBERG-
LANDKulturraum
Niederrhein
e.V.

DEPOT

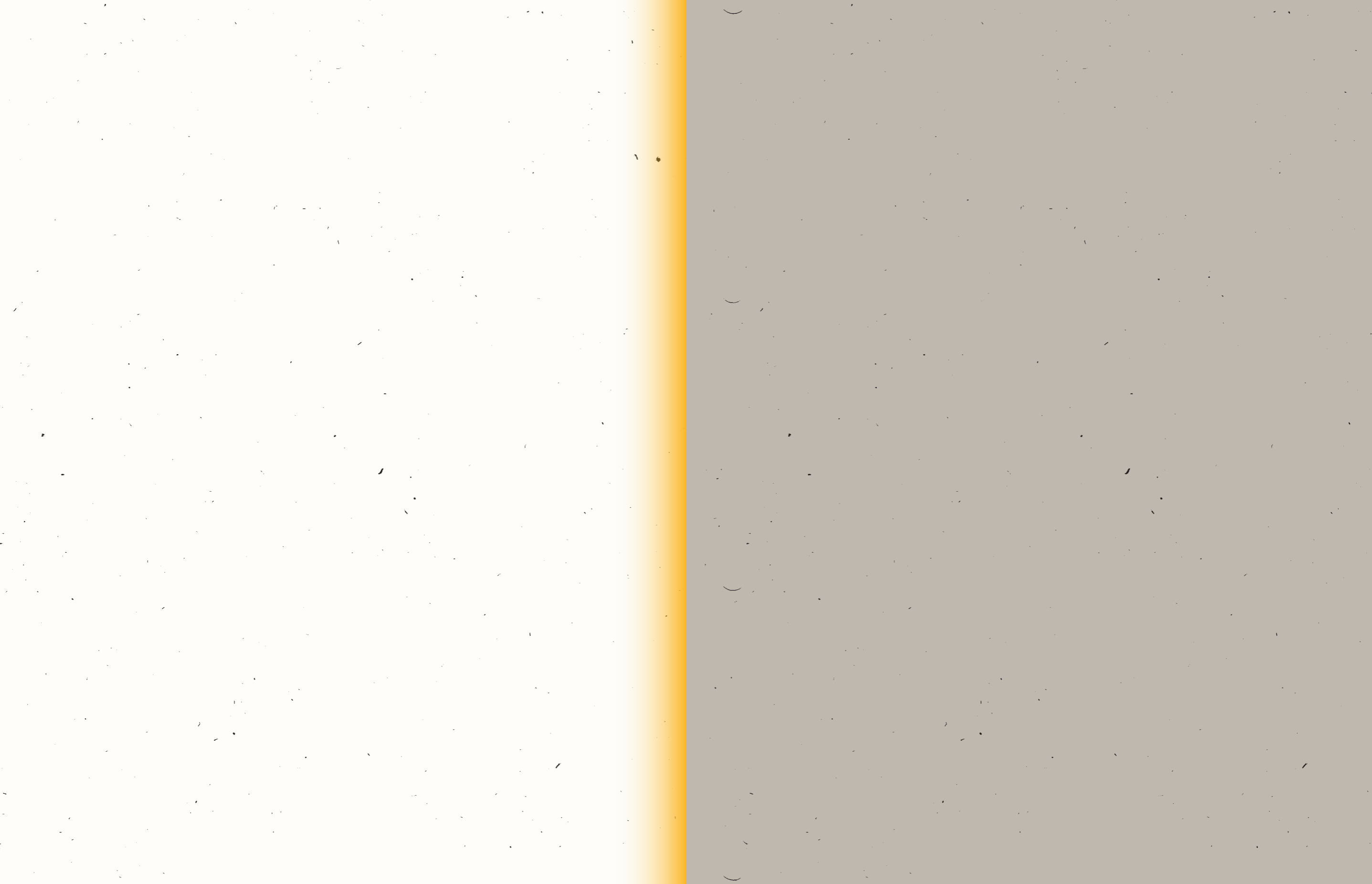


stadt.land.text NRW ist ein Gemeinschaftsproj-
jekt der zehn Kulturregionen Nordrhein-Westfalens
gefördert durch das RKP – Regionales Kultur
Programm NRW des Ministeriums für Kultur und
Wissenschaft NRW.
www.rkpnrw.de



Gefördert durch:

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



2022

stadt
land
text
n r w

- Kadir Özdemir – Aachen
- Ulrike Anna Bleier – Bergisches Land
- Dorian Steinhoff – Hellweg
- Neïtah Janzing – Münsterland
- Álvaro Parrilla Álvarez – Niederrhein
- Tobias Schulenburg – Ostwestfalen-Lippe
- Stefanie de Velasco – Rheinschiene
- Rabab Haidar – Ruhrgebiet
- Tanja Maljartschuk – Sauerland
- Tobias Siebert – Südwestfalen



9 783000 733994

ISBN: 978-3-0007-3399-4